

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren, Franz Lipp, Oskar Moser und Josef Ringler

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie

Band 10

Gesamtserie

Band 59

Wien 1956

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Dieser Jahrgang
erscheint mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
und der
Niederösterreichischen Landesregierung
sowie des
Magistrates der Stadt Wien
über den
Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs**

INHALT

Zum 10. Band der Neuen Serie (Schdt.) 1

Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, „Sante Zène“ bei Neidhart. Zur mittelalterlichen Zeno-Verehrung in Niederösterreich (mit 1 Karte)	4
Otto Kurz, Zum „Schuß auf den toten König“	17
P. Adalbert Krause O. S. B., Die Pestkapelle in Weng bei Admont als älteste Sebastiani-Kultstätte Österreichs (mit 2 Abb.)	18
Gustav Gugitz, Erzwungene Mirakel. Ein Beitrag zum Wallfahrtsbrauch	30
Helene Grönn, Der Barbara-Weizen bei den Donauschwaben	36
Oskar v. Zaborzky, Wege der Volkskunst (mit 10 Abb.)	43
Elfriede Lies, Ein Wetteranzeiger aus Thumersbach (mit 1 Abb.)	54
Anni Gamerith, „Hirsch“ und „Pfennich“. Ein Sonderkapitel zu der Gesamtarbeit „Speise und Trank in südoststeirischem Bauernland“ (mit 5 Abb.)	97
Elfriede Lies, Zum Säeschaft im Pinzgau (mit 8 Abb.)	113
Barbara Pischel, Lesefrüchte zur „Gestaltheiligkeit“ aus der deutschen Heraldik	122
Herbert Melichar, Zum Kochen mit heißen Steinen auf Sardinien (mit 3 Abb.)	129
Schdt., Zur Schmalzbeleuchtung in den Alpen	135
Heinrich L. Werneck, Die Verbreitung und Bedeutung der „Arre“ im Raume zwischen Großer Tulln und Pielach (N.-Ö.) im 14. Jahrhundert	136
Karl M. Klier, Notizen zum Männerkamm	139
Anton Avanzin, Hundemenschen und Hundekönig	140

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

Einführende Bemerkungen (Schmidt)	56
1. Vorläufige Ordnung und Gliederung des Archivs (Schmidt)	145

Chronik der Volkskunde

Internationaler Volkskunde-Kongreß in Arnhem 1955 (Schmidt)	58
Ausstellungen	
Österreichisches Museum für Volkskunde	61, 154
Salzburger Museum Carolino Augusteum	61
Künstlergilde Salzkammerout, Gmunden O.-Ö.	62
Südtiroler Weinmuseum am Kalterersee	62
Marchfeldmuseum	154
Niederösterreichischer Bauernbund	154
Oberösterreichisches Landesmuseum	154
Mühlviertler Heimathaus, Freistadt, O.-Ö.	154
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen	62, 153
Titelverleihung an Hofrat Dr. Ringler	63

Ehrung für Prof. Dr. Hermann Wopfner	63
Auszeichnung für Kurdirektor Heinrich Zimburg	63
Volkskundliches Kustodiat in Trautenfels	63
Ernst Baumann † (Schmidt)	63
Otto Müller † (Schmidt)	64
Tagung „Volkskunde und Rundfunk“ (Kretzenbacher)	65
Volkskundliche Arbeitsgemeinschaft des Ostalpenraumes	66, 149
Historische Volkskunde auf dem Österreichischen Historikertag	66
Paul Kretschmer † (Schmidt)	66
Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1955/56 (Schmidt)	147
Schweizerische Volkskunde-Tagung 1956 (Schmidt)	151
Anton Dörrer 70 Jahre (Schmidt)	152
Arbeitsgemeinschaften für Volkskunde an Landesmuseen	153
Theodor-Körner-Stiftung	155
Wiener Ehrenmedaille für Richard Kurt Donin	155
Paul Schlosser †	155

Literatur der Volkskunde

Karl Spieß, Neue Marksteine (Kretzenbacher)	67
Hanns Koren, Volkskunde in der Gegenwart (Kriss)	69
Alois Kieslinger, Veröffentlichungen von Dr. Franz Kieslinger (Schmidt)	70
Otfried Kastner, Eisenkunst im Lande ob der Enns (Lipp)	70
Martha Khil, Biographisches Lexikon von O.-Ö. (Schmidt)	74
Adalbert Krause, Andenken und Kult des hl. Ulrich (Schmidt)	74
Hermann Wopfner, Bergbauernbuch (Adolf Helbok)	75
Herbert Freudenthal, Die Wissenschaftstheorie der deutschen Volkskunde (Schmidt)	77
Gerhard Heilfurth, St. Daniel im Bergbau (Schmidt)	77
Hellmut Rosenfeld, Der mittelalterliche Totentanz (Schmidt)	79
Erich Meyer-Heising, Deutsche Bauerntöpferei (Schmidt)	80
Moravska u Slovenska Habanska Keramika (Schmidt)	81
Walter Laedrach, Der bernische Speicher (Schmidt)	81
Fra Nationalmuseets Arbejdsmark (Schmidt)	82
Leza Uffer, Die Märchen des Barba Plasch (Schmidt)	82
Rudolf Henggele, Die kirchlichen Bruderschaften und Zünfte der Innerschweiz (Schmidt)	82
Stith Thompson, Motif-Index of Folk-Literature (Schmidt)	83
Oskar Eberle, Cenalora (Kretzenbacher)	84
France Marolt, Slowenische Volkskunde-Studien (Kretzenbacher)	86
Research of Ploughing Implements (Schmidt)	88
Internationale Volkskundliche Bibliographie (Schmidt)	156
Ludvík Kunz, Česká ethnografie a folkloristika v letech 1945— 1952 (Mais)	156
Gustav Gugitz, Fest- und Brauchtumskalender für Österreich, Süddeutschland und die Schweiz (Kundegraber)	157

Martha Bauer, Der Weinbau des Nordburgenlandes in volkskundlicher Betrachtung (Grünn)	158
Franz Probst, Die Wallfahrt nach Stotzing (Schmidt)	159
Josef Rittsteu er, Die Klosterratsakten über das Burgenland (Schmidt)	160
Kärntner Heimatatlas (Schmidt)	161
Lied und Brauch (Schmidt)	161
Paul Zaunert, Alt wie der Wald (Schmidt)	162
Wolfgang Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters, Bd. I (Schmidt)	162
Friedrich Sieber, Bunte Möbel der Oberlausitz (Schmidt)	165
Leopold Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel (Kretzenbacher)	166
Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde (Schmidt)	168
Ernst Schneider, Volkskundliches Gut in Heinrich Hansjakobs Schriften (Schmidt)	169
Gottfried Henssen, Sagen, Märchen und Schwänke des Jülicher Landes (Schmidt)	169
Das Mühlrad, II—IV (Schmidt)	169
Andreas H. Blesken, Erinnerungen eines Achtzigjährigen (Schmidt)	170
Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I (Schmidt)	170
Fritz Bose, Musikalische Völkerkunde (Klier)	172
Konrad Scheierling, Ich bin das ganze Jahr vergnügt (Schmidt)	172
Eugen Wohlhaupter, Die Rechtsfibel (Schmidt)	173
Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (Schmidt)	
34 Melchior Sooder, Bienen und Bienenhalten	174
35 Ziedonis Ligers, Ethnographie Lettone I	174
dazu Manfred Hellmann, Das Lettenland im Mittelalter	174
36 Lenz Rettenbeck, Feige, Wort — Gebärde — Amulett	173
36 Hans Trümpy, Schweizerdeutsche Sprache	175
Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung (Schmidt)	
III Rudolf Trüb, Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal	175
IV Arnold Bangerter, Die Grenze der verbalen Pluralendungen	175
V Robert Schläpfer, Die Mundart des Kantons Baselland	175
Paul Lindemans, Geschiedenis van de Landbouw in Belgie (Schmidt)	176
Emiljan Cevc, Problematika nasih poslikanih panjskih koncnic (Die Problematik unserer bemalten Bienenstockbrettchen) (Kretzenbacher)	176
Jerina Šobić, Costumes and Ornaments in the Ethnographic Museum in Belgrade (Mais)	179
Hilkka Vilppula, Das Dreschen in Finnland (Schmidt)	180

Anzeigen

Einlauf 1955 / Österreich	89
Einlauf 1955—56 / Deutsches Haus und Gerät	181

Wien 1956
Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I.

Zum 10. Band der Neuen Serie

Die letzten Jahre des zweiten Weltkrieges hatten die II. Serie unserer Zeitschrift zum Erliegen gebracht. Als sich nach 1945 Österreich wieder erneuerte, begann auch die österreichische Volkskunde erneut aufzusteigen und benötigte sehr rasch ihre Zeitschrift, die ihr in Form der III. Serie der alteingeführten Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Wien geboten werden konnte. Eine lebendige Zusammenarbeit der Vertreter älterer und jüngerer Generation, der Verfechter traditioneller und moderner Forschungsrichtungen hat der Zeitschrift rasch ihr eigenes Gesicht gegeben. Insbesondere haben ausführliche Darlegungen neuerer Ansichten und zahlreiche Besprechungen aktueller Neuerscheinungen dazu beigetragen, daß in die gesamte österreichische Volkskunde neues Leben einzog. Es war die Basis für das fortgesetzte wissenschaftliche Gespräch geboten worden, wer sich daran beteiligen wollte, konnte es jederzeit tun. Wer abseits stehen wollte, hatte es sich selbst zuzuschreiben.

Die innerliche Festigkeit der neugegründeten Zeitschrift hat es auch mit sich gebracht, daß neben sie keine andere trat, wie wohl mitunter geplant wurde, besonders in den Jahren, da die politisch-militärische Teilung Österreichs in vier Zonen mitunter einschneidend zu werden drohte. Es haben sich in diesen Jahren manche andere Einrichtungen auseinandergelebt. Die Zeitschrift blieb einheitlich und betonte die Gültigkeit des Wiener Forums für unsere Forschung, die ihm eben seit sechzig Jahren zukommt und die sich in den letzten zehn Jahren wiederum deutlich erweisen ließ. Wenn einmal der Versuch einer unwesentlichen Gegenründung gemacht wurde, so verließ ihn sehr bald infolge seiner inneren Bedeutungslosigkeit die Lebenskraft. Die Zeitschrift aber wurde als Gegensatz dazu immer noch durch eigene Schriftenreihen für umfangreichere Veröffentlichungen gestärkt. Zuerst durch die stattliche, sechsbändige Reihe „Österreichische Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde“, dann durch die zwei Bände der „Buchreihe“ der Zeitschrift, und schließlich durch die nunmehr bereits neunbändige Serie der „Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde“. Es sind da also auf die gleiche Initiative hin in diesen Jahren nicht weniger als



sechszwanzig Bände Zeitschrift und Serienpublikationen erschienen, das ist bei weitem mehr als jemals vorher in einem Jahrzehnt von einem Mittelpunkt aus für unsere Volkskunde geschaffen werden konnte.

Der Verein für Volkskunde in Wien, der als organisatorisches Zentrum hinter dieser ganzen Publizistik steht, kann also mit den Veröffentlichungen dieses Jahrzehnts, des sechsten Jahrzehntes seines Bestehens, wohl zufrieden sein. Wenn zur Feier des sechzigjährigen Bestandes des Vereines heuer eine eigene Sonder-schrift erscheint, schließt sie eine würdige Serie ab, und wir wollen hoffen, daß sie nicht weniger würdige im nächsten, im siebenten Jahrzehnt des Vereinslebens einleitet. Jedenfalls steht sie auch an einem neuerlichen Wendepunkt im Erscheinungsleben unserer Zeitschrift. Die Zeitschrift, die in den letzten neun Jahren vom Österreichischen Bundesverlag getragen wurde, erscheint im 10. Jahrgang der Neuen Serie wieder selbständig, im Selbstverlag des Vereines. Das war bei den beiden ersten Serien der Zeitschrift auch viele Jahre lang der Fall. Wer die wissenschaftliche und die materielle Sorge um die Zeitschrift trägt, der kann schließlich auch noch die verlegerische dafür übernehmen. Wir danken dem Bundesverlag für die guten Dienste, die er in den ersten Jahren dieses letzten Jahrzehntes für die Zeitschrift geleistet hat, und wollen über alles andere nicht mehr sprechen.

Bei dieser Gelegenheit der Verlagsänderung sollen einige kleine Änderungen im inneren Aufbau der Zeitschrift vorgenommen werden. Um die lebendige Sammlungs- und Forschungsarbeit zu betonen, soll eine eigene Spalte für das „Archiv der österreichischen Volkskunde“ eingerichtet werden. Nachrichten über das planmäßige Sammeln, das von hier aus organisiert wird, werden sowohl den Sammlern wie den überschauenden Forschern zugute kommen. Wir haben in den letzten Jahren in steigendem Ausmaß versucht, die Leistungen der Museen, ihre Ausstellungen, Kataloge usw. zu berücksichtigen. Es gibt keine andere Übersicht über diese meist rasch vergehenden und vergessenen Leistungen als die Nachrichten in unserer „Chronik der Volkskunde“, und daher soll auch diese Spalte nach Tunlichkeit noch ausgebaut werden, wobei wir um die tätige Mitarbeit aller bitten, die hier beitragen können. Nur dann kann ja ein Überblick zustande kommen, der späterhin einmal als getreues Spiegelbild des Schaffens unserer Zeit wird gelten können. Das gleiche gilt für unsere stets besonders liebevoll betreute Spalte „Literatur der Volkskunde“. Auch diese soll eine gewisse Erneuerung dadurch erfahren, daß nun nicht mehr nur Besprechungen aufgenommen

werden sollen, sondern auch Anzeigen über den Einlauf der Sonderdrucke und anderen Kleinpublikationen. Diese Neuerscheinungen können nicht einzeln rezensiert werden, sie sollen aber wenigstens bibliographisch festgehalten sein, gleichgültig, ob sie unserer Bibliothek als Besprechungsexemplare oder als Tausch- und Widmungsstücke oder durch Ankauf zukommen. Jede andere Bibliographie wird sie, wenn überhaupt, so bedeutend später, im nachhinein, erfassen, während wir hier eine möglichst frühe Anzeige dieses Einlaufes bieten zu können hoffen. Die Anzeigen des ersten Heftes jedes Jahrganges sollen dabei den Einlauf des jeweiligen Vorjahres aus Österreich bieten, die des zweiten Heftes dann landesmäßig oder thematisch geschlossene Veröffentlichungsgruppen. Die Literaturübersichten der letzten Jahrgänge haben uns gezeigt, daß für derartige zusammengedrückte Anzeigen hohes Interesse besteht, und daß man sie auch international beachtet, was für unsere österreichische Arbeit nur ein weiterer Ansporn sein soll.

Im übrigen aber soll für uns jenes Mahnwort reifer Lebensweisheit gelten, das Goethe am 28. Februar 1809 zu J. D. Falk gesprochen hat: „Verschmäh auch nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgesinnten Freunden aufzunehmen, sowie ich auch auf der andern Seite angelegentlich rate, ebenfalls nach meinem Beispiele, keine Stunde mit Menschen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört oder die nicht zu euch gehören; denn solches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgernis zufügen, und am Ende ist denn doch alles vergeblich gewesen.“ Das gilt auch durchaus für das Betreiben der Wissenschaft, für das leidenschaftliche Bestreben, ein Fach anständig und ernst weiterzuführen. Wer uns dabei nichts zu sagen hat, der bleibe außerhalb. Für die gleichgesinnten Freunde aber ist das Tor weit aufgetan.

S c h d t.

„Sante Zêne“ bei Neidhart

Zur mittelalterlichen Zeno-Verehrung in Niederösterreich

Von Leopold Schmidt

Seit Moritz Haupt gilt das mit dem Titel „Der reidehar“ überlieferte Neidhart-Lied mit dem Anfang

Verboten ist den kleinen vogellinen
ir suezer sanc
den si hiure sungen über al.

als unecht, und zwar in solchem Ausmaß, daß es in der Haupt-Wießnerschen Ausgabe von Neidharts Liedern gar nicht aufgenommen ist. Dennoch haben Haupt und Wießner die Strophenanfänge dieses Liedes in ihr Verzeichnis der Strophenanfänge aufgenommen, so daß man dort wenigstens den uns hier interessierenden Vers

her Nithart, daz in sante Zêne lône¹⁾

finden kann (149, 1 in R c). Den Text muß man sich freilich in den älteren Ausgaben suchen, was nach dem schwierigen Verweissystem der Haupt-Wießnerschen Textausgabe leider nicht möglich ist, sondern nur durch das Wiederlesen bei Von der Hagen gelingt²⁾. Auch die weiteren großartig-intensiven Bemühungen meines verehrten Lehrers, Edmund Wießner, nämlich sein Kommentar zur Neidharts Liedern³⁾, und sein vollständiges Wörterbuch dazu⁴⁾ ersparen dies nicht. Im Kommentar wird auf das Lied überhaupt nicht Bezug genommen, und im Wörterbuch nur auf die Weise, daß die einzelne Verszeile berücksichtigt wird.

¹⁾ Neidharts Lieder. Herausgegeben von Moritz Haupt, 2. Aufl. Neu bearbeitet von Edmund Wießner. Leipzig 1923. S. 345. Die Verweisszahlen passen zu keiner Zählung der Textausgabe. S. 358 wird der Name als in den unechten Liedern vorkommend angeführt, findet sich aber in den in dieser Textausgabe abgedruckten unechten Liedern (S. XIX—LXXIX) nicht.

²⁾ Friedrich H. von der Hagen, Minnesinger. Leipzig 1838. Bd. III, S. 243, Nr. LXXIX.

³⁾ Edmund Wießner, Kommentar zu Neidharts Liedern. Leipzig 1954.

⁴⁾ Edmund Wießner, Vollständiges Wörterbuch zu Neidharts Liedern. Leipzig 1954.

nicht aber das Lied, also ohne Verbindung mit dem normalisierten Text⁵⁾.

Der Vers leitet die 6. Strophe des erwähnten Liedes ein, die im Handschriftabdruck Von der Hagens lautet:

„Her Nithart, daz iu's Sant Zene Lone!
nu sündet niht,
daz man roufet minen hus genoz.
Ir züht iuch selb' unt vart ein wenik schone;
wan er des jiht,
im welle helfen Eppe und Megengoz,
den selben tak,
swenne ir in ane loufet,
und in bi sinem reiden hare roufet:
er sleht iuch durch den nak⁶⁾.“

Es handelt sich also um die gleiche Situation wie so oft in echten und unechten Liedern Neidharts: Der Sänger nimmt sich um eine bäuerliche Liebesangelegenheit an, und die Bauernburschen verwahren sich gröblich gegen seine Einnischung. Die Anrede mit seinen Namen ist mindestens ein halbes Dutzend mal belegt, er hat sie selbst verwendet, und mehr oder minder zeitgenössische Nachahmer haben die auf ihn gemünzten Bauerprügel auch immer mit dieser Formel zitiert. So wie in diesem Vers freilich sonst nirgends, der sachliche Kern dieser Stelle scheint doch ein ganz besonderer zu sein. Dementsprechend hat sich die Neidhart-Kommentierung damit auch beschäftigt. Alfred Martin hat die Nennung des Heiligen richtig verstanden und dazu die Stelle im Epos von der Rabenschlacht (937, 1, 2) zitiert: Dietrich von Bern hat den Tod Diethers und der Etzelsöhne entdeckt, reitet nun Witege nach, flucht ihm, da er ihn nicht erreichen kann

Sant Gangolf und Sant Zêne
die müezen dir bi gestân! ⁷⁾

Martin meint, die Stelle sei ironisch aufzufassen, die beiden angerufenen Heiligen sollten den ungetreuen Witege strafen. Man kann wohl auch annehmen, Dietrich rufe in seinem Zorn: Selbst wenn Sankt Gangolf und Sankt Zeno dem fliehenden Witege beistehen würden, könnten sie ihn doch nicht retten. Wießner glaubt, über den Hinweis Martins noch eine besondere Anspielung herauslesen zu können, eine Bosheit, der „Segenswunsch“

⁵⁾ Ebendort S. 366.

⁶⁾ von der Hagen, Minnesinger, Bd. III, S. 244.

⁷⁾ Wießner, Wörterbuch, S. 366.

deute vielleicht auf Prügel im Hinblick auf „zen“, wobei er an den Ochsen-„Zen“, die wohlbekannte Schlagwaffe denkt⁸⁾.

Ein Nebensinn dieser Art kann in der Stelle selbstverständlich enthalten sein. Es fragt sich jedoch wohl zunächst, ob wir nicht einen Hauptsinn suchen sollten, der sich aus der zeitlichen und örtlichen Bindung der Neidhartschen Lieder ergeben könnte. Die Situation ist doch die, daß die Tullnerfelder Bauern, und von diesen handeln ja die Lieder fast ununterbrochen, eine Art Verwünschung ausrufen, ganz ähnlich wie Dietrich von Bern seinen Gegner Witege verwünscht. Martin hat da die Heranziehung der Heiligen in der Verwünschung des Gegners richtig gesehen. Es fragt sich nun vor allem, um welchen Heiligen es sich dabei handelt, ob durch seine Heranziehung der Fluch besonders sinnvoll wird. Bei Dietrich von Bern ergibt sich das zumindest für den an zweiter Stelle genannten Heiligen ganz eindeutig: „Sant Zêne“ in der Rabenschlacht ist der in Verona hochverehrte hl. Zeno, dem dort gleich zwei Kirchen geweiht waren, von denen eine eben aus der Zeit des Rabenschlacht-Epos ja noch steht. Dietrich von Bern, also von Verona, ruft völlig milieuetreu eine Verwünschung aus, die auf den Spezialheiligen von Verona Bezug nimmt. Die Begründung der Voransetzung des burgundischen hl. Gangolf scheint mir noch nicht ganz geklärt. Als wörtlich-sachliches Gegenstück zum hl. Wolfgang muß er hier doch auch in einer bestimmten Absicht zitiert sein⁹⁾.

Während also diese Frage des Rabenschlacht-Epos noch nicht geklärt werden kann, scheint sich die Zitierung des hl. Zeno im Neidhart-Lied eventuell doch schon erhellen zu lassen. Bei der Rabenschlachtstelle war darauf hinzuweisen, daß Dietrich von Bern den berühmten Veroneser Heiligen sehr lokalgetreu zitiere. Wie steht es nun bei Neidhart hier im Tullnerfeld, also mitten in Niederösterreich, nördlich der Alpen und sehr weit von St. Zenos Kultstätte in Verona entfernt?

Versucht man sich über die Zeno-Verehrung zu orientieren, so ergibt sich zunächst, daß eine recht beachtlich große Zahl von Heiligen diesen oströmischen Kaisernamen trägt. Schon die normalen Heiligenlexika verzeichnen nicht weniger als neun Heilige

⁸⁾ Wießner, ebendort, mit Hinweis auf Schmeller-Frommann-Mauser, Bayerisches Wörterbuch. Neuauflage. Leipzig 1939. Bd. II, Sp. 1131.

⁹⁾ Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 2. Aufl. Stuttgart 1955. S. 231. — Karl Rohner, St. Gangolf: Pfarrkirche und Pfarrei zu Amorbach. Amorbach 1953. S. 18 ff.

dieses griechischen Namens¹⁰⁾. Das beginnt mit dem Bischof Zeno, der am 26. Dezember verehrt wird, setzt fort mit dem Diakon vom 16. Mai, mit den vier Märtyrern vom 15. Juli, vom 3. September, vom 8. September und vom 20. Dezember, dann mit dem Märtyrer mit den zwei Knaben vom 2. September und schließt mit den beiden Soldaten und Märtyrern vom 5. September und vom 22. Dezember. Außerdem gibt es noch vier Heilige, die den beinahe identischen griechischen Philosophennamen Zenon führen, nämlich die Märtyrer vom 14. Februar, vom 5. April, vom 25. Juni und schließlich den mit den 10.203 Gefährten vom 9. Juli. Das ist eine Schar, aus der sich kaum der hier Gemeinde mit Sicherheit erkennen lassen würde. Kalendarisch läßt sich die Neidhart-Stelle nicht festlegen, daher wird von hier aus keine Annäherung zu erzielen sein. Auch mit der Zuweisung von Attributen oder Patronaten wird kaum gerechnet werden dürfen, da die Stelle nichts davon aussagt. An sich wäre der am 9. Juli verehrte Märtyrer Zeno Patron gegen Heuschrecken, gewiß also ein bäuerlicher Patron, doch wird sonst nichts über seinen Zusammenhang mit Landschaft und Zeit verlautet¹¹⁾. Es scheint also doch so, daß man sich am ehesten mit dem Patron von Verona wird abfinden müssen, jenem heiligen Bischof, der im Jahre 380 als Märtyrer unter der Verfolgung durch Gallienus starb und am 12. April sein Fest hat¹²⁾. Als Bischof von Verona hat er sein Grab in der Stadt, über diesem wurde die Kirche erbaut, die noch heute seinen Namen trägt. Er wird als Bischof, in bischöflicher Tracht dargestellt, und führt als Attribute den Krummstab, aber auch das Schwert. An seinem Krummstab hängt mitunter ein Fisch, gelegentlich ist das Attribut auch direkt eine Fischeute, an der ein Fisch hängt, und dieses Zeichen wird als Sinnbild der Heidenbehrung und der Taufe der Neugläubigen verstanden¹³⁾.

Der heilige Bischof von Verona hat in seiner Stadt schon früh Heiligtümer geweiht erhalten. Das kleinere San Zeno in oratorio, das in langobardischer Zeit, vor 846 errichtet wurde, ist

¹⁰⁾ Ludwig Donin, *Leben und Taten der Heiligen Gottes*. Wien 1853. Bd. VII, S. Cl. — Zur Geschichte der Zeno-Verehrung im Norden vgl. weiter: Anna Arfwidsson, *Zeno oder die Legende von den Heiligen Drei Königen*. Eine mittelniederdeutsche Version unter Benutzung sämtlicher Handschriften (= *Lunder Germanistische Forschungen*, Bd. 10). Lund-Kopenhagen 1940. Bes. S. 24 ff.

¹¹⁾ Dietrich H. Kerler, *Die Patronate der Heiligen*. Ulm 1905. S. 167.

¹²⁾ Donin, wie Anmerkung 10, Bd. II, S. 246.

¹³⁾ Rudolf Pfeleiderer, *Die Attribute der Heiligen*. Ulm 1898. S. 27, 56 und 57.

inzwischen verschwunden¹⁴⁾, das größere, San Zenò maggiore, ist im Hochmittelalter wieder errichtet worden, Jakob Burckhardt hat darüber geurteilt: „Vielleicht der edelste romanische Bau Oberitaliens ist die schöne Kirche S. Zenò in Verona, die in ihrer jetzigen Gestalt 1139 begonnen wurde¹⁵⁾.“ Es hat also, wie allein schon diese Bauten bezeugen, verschiedene Blütezeiten der Zenoverehrung in Verona gegeben. Eine erste am Ende des Altertums, eine zweite in langobardischer Zeit, eine dritte in der Stauferzeit, da Verona ein gewaltiger Machtfaktor geworden war, wie die Geschichte der Italienzüge Friedrichs I. Barbarossa bezeugt¹⁶⁾. Ein gutes Zeugnis für diese Verhältnisse ist gerade der Ausruf Dietrichs in der Rabenschlacht: Der Dichter der spätaufischen Zeit hat die innere Beziehung der Personen und der Orte sehr wohl gekannt, er hat den Berner gerade St. Zenò anrufen lassen, der selbstverständlich schon als Schutzheiliger Veronas angerufen wurde, als Theoderich dort tatsächlich residierte, und er hat zweifellos den durch den Neubau des 12. Jahrhunderts betonten Aufschwung des Kultes in der stauferfeindlichen Stadt ebenfalls gekannt und ihm durch die Aufnahme des irgendwie volkläufig klingenden Fluches Rechnung getragen.

Das waren Dinge, die an der Donau besonders gut bekannt waren. Das Rabenschlacht-Epos selbst mag ja hier entstanden sein¹⁷⁾, und sein Stoff, dieses Geschehen um Verona und Ravenna, war bis in alle Einzelheiten geläufig. Schönstes Zeugnis dafür, daß gerade dieser Stoff in teurer Klosterfrauenstickerei auf der Haube des jungen Helmbrecht dargestellt war, wie Wernher der Gartenaere berichtet:

72 wolt ir nu hoeren waz hie stê
 von ener nestel her an dise
 (ez ist wâr daz ich iu lise)
 zwischen den ôren hinden?
 von frouwen Helchen kinden,
 wie die wîlen vor Raben
 den lîp in sturme verloren haben,

¹⁴⁾ Emerich Schaffran, Die Kunst der Langobarden in Italien. Jena 1941. S. 26.

¹⁵⁾ Jakob Burckhardt, Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens. Neudruck (= Kröners Taschenausgabe Bd. 134). Stuttgart 1939. S. 117.

¹⁶⁾ Fedor Schneider, Mittelalter bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts (= Handbuch für den Geschichtslehrer Bd. 3). Leipzig und Wien 1929. S. 363 ff.

¹⁷⁾ J. W. Nagl und Jakob Zeidler, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Bd. I. Wien 1899. S. 99.

dô si sluoc her Witege,
der küene und der unsitege
und Diethern von Berne¹⁸⁾.

Es ist bekanntlich die gleiche Haube, auf welche die Klosterfrau auch jene schöne Tanzszene stickte, die geradezu als Illustration zu den Neidhartschen Tanzliedern gelten kann und quellenmäßig auch stets dementsprechend herangezogen wird¹⁹⁾. Hier verschränken sich also die Beziehungen in mannigfachster Weise.

Dennoch geben diese Beziehungen noch nichts Direktes über das Sankt-Zeno-Kraftwort der Tullnerfelder Bauern ab. Wir haben nur vielleicht die Überzeugung gewonnen, daß es sich am ehesten eben doch um den Heiligen von Verona handeln müsse, der in verschiedensten Verbindungen dieser spätstaufischen Zeit offenbar ganz geläufig gewesen sein muß. Für die Einbeziehung in ein kräftiges Fluchwort dagegen scheint dies alles noch zu wenig zu sein. Eine stärkere Bindung der schimpfenden Bauern an gerade diesen Heiligen mag verlangt werden.

Diese stärkere Bindung läßt sich vielleicht aus einer kurzen Übersicht über die Wege der Zeno-Verehrung über die Alpen, von Verona nach dem Norden zu gewinnen. Geht man geographisch vor, dann findet man zunächst, aus der Lombardei nach Südtirol kommend, die ortsnamenmäßigen Spuren dieser Verehrung. Am südlichsten im Nonsberg, wo Sanzeno bei Cles grüßt. Der durch wichtige urgeschichtliche Funde bekannte Ort hat eine Pfarrkirche mit einem nachgebildet romanischen Portal, das trotz seiner Erstellung erst im 16. Jahrhundert jedenfalls an die Romanik Veronas erinnert²⁰⁾. Weiter nach Norden in Südtirol steht dann die Zenoburg bei Meran, heute als Ruine, aber eine Schöpfung des 12. Jahrhunderts, die Name und Patron also auch in der dritten Blütezeit der Zeno-Verehrung Veronas erhalten hat²¹⁾. Die Tal- und Paßstraße entlang durch Vintschgau

¹⁸⁾ Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere. Hg. Friedrich Panzer, 4. Aufl. (= Altdeutsche Textbibliothek Nr. 1f). Halle 1929. S. 3. Der Hinweis darauf bei Hans Naumann, Deutsches Dichten und Denken von der germanischen bis zur staufischen Zeit (= Sammlung Göschen Bd. 1121). Berlin 1952. S. 134.

¹⁹⁾ Z. B. Arthur Haberlandt, Eine südslawische Bildstickerei west-östlicher Stilprägung (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLIV, 1939, S. 71). — Richard Wolfram, Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa. Salzburg 1951. S. 162 f.

²⁰⁾ Karl Aitz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg. 2. Aufl. Innsbruck 1909. S. 168 f.

²¹⁾ Josef Weingartner, Die Kunstdenkmäler Südtirols, Bd. IV. Innsbruck 1930. S. 156 und Abb. 69, 70.

und über Reschen—Scheideck gelangt man ins Oberinntal, wo bei Serfaus, also auf altertümerreichem Boden, die Einsicht St. Zeno steht, die von irgendeiner Beziehung dieser Zeit ihren Namen erhalten haben muß²²⁾. Es wird wohl eine besitzgeschichtliche Beziehung gewesen sein, die vielleicht noch in die zweite, die spätlangobardische Blütezeit der Zeno-Verehrung zurückgereicht haben mag.

In diese Zeit kommt man jedenfalls, wenn man die Fäden der Zeno-Verehrung nach dem Norden auf einem anderen Wege überblickt, nämlich auf dem bayerischen Weg. Schon seit 752 gab es in Isen in Bayern ein Zeno-Kloster²³⁾. Da haben also wohl die agilolfingisch-langobardischen Beziehungen ihre kultische Spur hinterlassen²⁴⁾. Drei Jahrhunderte später tritt dann die wichtigste Zeno-Verehrungsstätte nördlich der Alpen ins Licht der Geschichte: Um 1120 wird mit Hilfe der Grafen von Peilstein an der St.-Zeno-Kirche zu Reichenhall ein Kloster gegründet²⁵⁾. Die Gründung steht unter dem Einfluß des mächtigen Erzbischofs Konrad I. von Salzburg, der 1136 das Kloster der neuen Augustiner-Chorherrenregel unterwirft²⁶⁾. Als großer Wohltäter des Stiftes aber tritt niemand anderer als Kaiser Friedrich I. auf, der gleiche, der Verona und sein Zeno-Heiligtum und dessen Bedeutung so gut kennt. Der Bildhauer des Klosterkreuzganges hat das Andenken an den großen Staufer in einem Relief an einem Fensterpfeiler des Westflügels des Kreuzganges festgehalten, dem Relief einer Königsfigur, mit der Inschrift „Fridericus imp.“²⁷⁾. Der Kirchenbau, ein Gegenstück zu St. Zeno in Verona, wird 1208 im wesentlichen vollendet und 1228 geweiht. Die Zeno-Verehrung des Stiftes begründet auch, daß ein Dorf, einen Kilometer von Reichenhall entfernt, bis heute St. Zeno heißt²⁸⁾.

Von hier aus führen offenbar nun einige Fäden in das Tullnerfeld der Neidhart-Zeit, die gleichzeitig späte Staufer- und

²²⁾ Österreichischer Amtskalender 1955, S. 488 (Tirol Nr. 5/28).

²³⁾ Romuald Bauerreiß, Kirchengeschichte Bayerns. Bd. I. St. Ottilien 1949. S. 102; Bd. II, 1950, S. 111 und 131. — Ernst Gall, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler (Neuausgabe des Dehio). Oberbayern. München-Berlin 1952. S. 389 f.

²⁴⁾ Emerich Schaffran, Geschichte der Langobarden. Leipzig 1938. S. 40 ff., S. 116 ff.

²⁵⁾ Dehio-Gall, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Oberbayern. S. 455 ff.

²⁶⁾ Gall, ebendort, S. 455, Bauerreiß, Kirchengeschichte Bayerns, Bd. II, S. 98 ff.

²⁷⁾ Gall, ebendort, S. 457.

²⁸⁾ Müllers Großes Deutsches Ortsnamenbuch. Wuppertal-Barmen 1938. S. 918.

späte Babenbergerzeit ist. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts tritt hier, am Rande des Tullnerfeldes, am Eingang des Dunkelsteiner Waldes, überragt von der Burg Hohenegg, die Ortschaft Hafnerbach in den Urkunden entgegen²⁹⁾. Sie wird im Mittelalter mehrfach direkt St. Zeno genannt³⁰⁾, der Bach, an dem der kleine Markt liegt, heißt heute noch Zenobach, von den zur Gemeinde gehörigen Kleinsiedlungen heißt eine Zendorf, von dem schon Ignaz Keiblinger angenommen hat, daß es einstmals eben Zendorf geheißen habe³¹⁾. Und nordwestlich des Ortes liegt schließlich, von ganz besonderer Wichtigkeit, der Zenostein³²⁾.

Name, Gründung und Stein haben die Forschung, bzw. die vorwissenschaftliche Kunde, bis zur Sage hin, bereits vielfach angeregt. Am deutlichsten spiegelt sich die vielfältige Überlieferung in der Erzählung des „Zenobuches“ der ältesten noch vorhandenen Quelle, die der Pfarrer Sutor um 1700 verfaßt hat³³⁾. Es heißt dort: „Kraft einer solchen uralten und beständigen Tradition, oder von urdenklichen Jahren hergebrachten und allzeit von jedermänniglich für wahrhaft gehaltenen Erzählung, wird beständig geglaubt, daß der hl. Zeno in seiner syrischen Reis oder Pilgrimschaft persönlich in Unterösterreichischen Landsrevier eingetroffen, und zwar, daß in dem Viertel Ober-Wienerwald und jener Gegend, wo das nunmehr Hochfürstliche Montecuccolische, herrliche Schloß Hohenegg, auf einem hohen, festen Felsen gelegen, der ganzen Landschaft eine Zier, und ihm selbst das allerschönste An- und Aussehen gibt, sich der hl. Zeno eine geraume Zeit aufgehalten habe, maßen allda unweit von bemeldtem Schloß, nächst dem Dorf Korning ein großer Stein gezeigt wird, so insgemein, je und allzeit der Zenostein genannt worden, auf welchem St. Zeno gebetet und geruht haben sollte. Dieser Stein, so ein durchlaufend fester Kiesel und in die 14

²⁹⁾ Topographie von Niederösterreich, Bd. III, Wien 1896. S. 26 f.

³⁰⁾ Martin Riesenhuber, Die kirchlichen Kunstdenkmäler des Bistums St. Pölten, St. Pölten 1923. S. 107. — Dehio-Donin, Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs. Bd. Niederösterreich, Wien 1953. S. 102.

³¹⁾ Ignaz Keiblinger, Geschichte von Melk, Bd. I, S. 48.

³²⁾ Dehio-Donin, wie Anmerkung 40, S. 102. — Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 2: Niederösterreich und Burgenland. Wien 1955. S. 40, 126 (mit der älteren Literatur und wichtigen Sagenzügen über die 1725 auf dem Zenostein errichtete Bildsäule des hl. Zeno).

³³⁾ Hubert Schützner, Dunkelsteiner Heimatbuch. Geschichte der Pfarrgemeinde Hafnerbach sowie der Burgen: Hohenegg, Osterburg, Mitterau, Haindorf, Pielachhaag und Wolfstein. Hafnerbach 1948. S. 29.

Werk-Schuh breit, fast auch so hoch und obenher eine breite Platte habend, etwas eben ist, liegt zwischen grünen Bäumen, an einem vorbeirinnenden Bächlein, welches durch den Markt Hafnerbach fließend, sich gleich in den Fluß Pielach ergießet und von jedermänniglich der Zenobach genannt wird. Auf welchem Stein oder hartem Kiesel noch heutigen Tages die eingedrückten Fußspuren des Heiligen zu sehen sind. Nach der Alten Aussag habe St. Zeno auf diesem Stein gebetet, geruht und große Wunder gewirkt.“

In diesem Bericht, der in mündlicher Tradition auch dauernd ähnlich weitergegeben wird, ist also eine Beziehung zwischen dem angeblichen Aufenthalt eines hl. Zeno hier in Hafnerbach und dem Spurstein geschaffen, der örtlich den Namen Zenostein trägt. Gliedert man diese Überlieferungen wallfahrtsvolkskundlich auf, so ergibt sich, daß hier ein charakteristischer Spurstein gegeben ist, wie es gerade in Niederösterreich viele gibt, die als Wolfgangsteine oder Kolomansteine mit den Wanderlegenden örtlich verehrter Heiliger in Verbindung gebracht wurden³⁴). Diese Spursteine, meist Schalensteine, die eine kleine örtliche Verehrung im Sinn eines volksmäßigen Heilglaubens genießen, waren zweifellos häufig Ansatzpunkte einer Volksverehrung, die die verschiedensten religionsgeschichtlichen Epochen überdauern konnte³⁵). Der auffällige Felsen hier am Rande des Dunkelsteiner Waldes wird sicherlich auch in verschiedenen Epochen volksgläubig verehrt worden sein. Wie lange und wann zuerst, das läßt sich dabei kaum sagen, und erscheint auch nicht so wesentlich. Daß schon die frühmittelalterliche Siedlerschicht gerade solche Spursteine, Schalensteine verehrte, geht aus der Geschichte der Kolomansteine im Lande zweifellos genugsam hervor³⁶). Nur dem Heiligennamen nach stellt also der Zenostein eine Besonderung dar.

Die Namengebung aber gehört zur Zuweisung des Heiligennamens an den Ort und an den Bach, die, und zwar ganz für sich hier an der Donau, eben dem hl. Zeno zugeordnet waren. Diese Vereinsamung in der Landschaft hat es zweifellos mit sich gebracht, daß die barocke Legendenfreudigkeit nicht etwa an den Heiligen von Verona dachte, sondern einen obskuren Wander-

³⁴) Gustav Gugitz, Niederösterreichische Schalensteine im Volksglauben (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. IV, Wien 1950, S. 97 ff.).

³⁵) Rudolf Kriss, Die religiöse Volkskunde Altbayerns, dargestellt an den Wallfahrtsbräuchen. Baden bei Wien 1933. S. 55 ff.

³⁶) Vgl. z. B. Josef Pöttinger, Niederösterreichische Volkssagen. Wien 1950. S. 219.

heiligen dafür verantwortlich machte. Dieses hagiographische Denken der Barockzeit hat verhältnismäßig lange nachgewirkt. Der große Melker Historiker Keiblinger hat noch gemeint, daß mit dem Heiligen von Hafnerbach nicht der Heilige von Verona gemeint sei, sondern ein anderer, weniger bekannter „Verkünder des Glaubens aus der Zeit der Awarenherrschaft“, der aber eben doch persönlich dagewesen sein sollte³⁷⁾. Die Wallfahrtsvolkskunde hat derartige pseudohistorische Annahmen längst entkräftet. Wir rechnen mit keinem heiligen Zeno-Namensträger im Dunkelsteiner Wald, weder mit dem legendären Syrienerpilger noch mit dem Wandermönch der Awarenzeit noch mit dem Stadtheiligen von Verona. Wir zweifeln nicht daran, daß der Stein den Namen vom Kirchenpatron von Hafnerbach erhalten hat, und daß es sich hinsichtlich des Namens also nur um ein mittelalterlich herrschafts- und besitzgeschichtliches Problem handeln kann. Lokalhistorisch wird heute angenommen, daß die Kirche ihren Patron von Reichenhall erhalten habe: die Grafen von Peilstein waren die Gründer von St. Zeno in Reichenhall, sie hatten aber auch Besitz im Dunkelsteiner Wald. Einer der letzten Grafen von Peilstein, Friedrich V., starb 1208 auf der Osterburg, in nächster Nähe³⁸⁾. Auch die Grafen von Eornbach-Wasserburg, die bei Isen wie bei Reichenhall in Bayern begütert waren, hatten Grundbesitz in der nächsten Nähe³⁹⁾. Das wäre also auch eine besitzgeschichtliche Möglichkeit.

Eine andere, nicht minder wahrscheinliche, ist die kirchengeschichtliche. Wie zu zeigen war, stand die Gründung von St. Zeno in Reichenhall in engster Beziehung mit der Reform der Augustiner-Chorherrenregel. Nun gehörte Hafnerbach jedenfalls bis 1361 dem (ehemaligen) Chorherrenstift St. Pölten⁴⁰⁾. In der Zeit dieser Zugehörigkeit wurde die Pfarrkirche erbaut, wurde die Pfarre gegründet, 1260⁴¹⁾. Die Kirche selbst wird 1248 urkundlich zuerst genannt, sie war ein romanischer Bau, von dem sich noch eine Maskenkonsole erhalten hat⁴²⁾. Das ehemalige Chorherrenstift St. Pölten, der heutige Bischofshof dortselbst, gehört seinen baulichen Grundfesten nach der gleichen

³⁷⁾ Ignaz Keiblinger, Geschichte von Melk, Bd. I, S. 48. Danach Topographie von Niederösterreich, Bd. III, S. 26 f.

³⁸⁾ Schützn er, Dunkelsteiner Heimatbuch, wie Anmerkung 33, S. 30.

³⁹⁾ Schützn er, ebendort, S. 30, 32 usw.

⁴⁰⁾ Dehio-Donin, Niederösterreich, wie Anmerkung 30, S. 102; Schützn er, Dunkelsteiner Heimatbuch, S. 117 ff.

⁴¹⁾ Dehio-Donin, Niederösterreich, S. 102.

⁴²⁾ Dehio-Donin, Niederösterreich, S. 102; Schützn er, Dunkelsteiner Heimatbuch, S. 121 ff.

Zeit an⁴³⁾. Als die Passau-Rottenbucher Reform der Chorherren durchgeführt wurde, getragen durch Bischof Altmann von Passau, dem Begründer von Göttweig in unmittelbarer Nähe von Hafnerbach, gegen 1081, übernahm der Chorherr Engelbert von St. Nikolaus in Passau das heruntergekommene Tegerenseer Filialkloster St. Pölten und machte daraus ein mächtig aufsteigendes Chorherrenstift nach der erneuerten Regel⁴⁴⁾. Es liegt nahe, daß diese regulierten Chorherren von St. Pölten mit ihren starken bayerischen Beziehungen St. Zeno als Kirchenpatron auch ohne besitzgeschichtliche Zusammenhänge der weltlichen Klostergönner heranziehen konnten. Vielleicht haben sich auch beider Bestrebungen gegenseitig gestützt, und der Heilige von Verona ist mit Wissen und Willen der geistlichen wie der weltlichen Förderer der Gemeinde am Zenobach hier beheimatet worden.

Die Verbindung von weltlichem und geistlichem Besitz im Namen des hl. Zeno hat es ja auch in nächster und einflußreichster Nähe des Dunkelsteiner Waldes gegeben, nämlich in Krems. Heute noch steht in der alten Donaustadt in der Winzergasse 7 ein Klosterhof, der als ehemaliger Hof des Klosters St. Zeno in Reichenhall angesprochen wird⁴⁵⁾. Leider vermerken die archivalischen Bestände in Krems nichts über das Alter dieses Reichenhaller Besitzes an der Donau⁴⁶⁾. Aber an der Westseite des Hauses befindet sich eine Tafel, welche bekundet, daß Propst Bernhard den Hof im Jahre 1652 „ex belli ruinis“ wieder errichtet habe, und überm Tor prangt ein mächtiges Doppelwappen aus Stein, das als Wappen des Klosters und Darstellung des hl. Bernhard Eigentümer und wiederherstellenden Verwalter vereint zeigt. Seit 1858 ist der Hof im Besitz der Erzabtei St. Peter in Salzburg⁴⁷⁾. Der in der Stadt Krems gelegene St. Peterhof wurde zur gleichen Zeit veräußert, für den also vor einem Jahrhundert erworbenen alten St. Zenohof unterhält das Salzburger Stift heute noch einen geistlichen Administrator in Krems, eine der letzten

⁴³⁾ Dehio-Donin, Niederösterreich, 3. Aufl. S. 299.

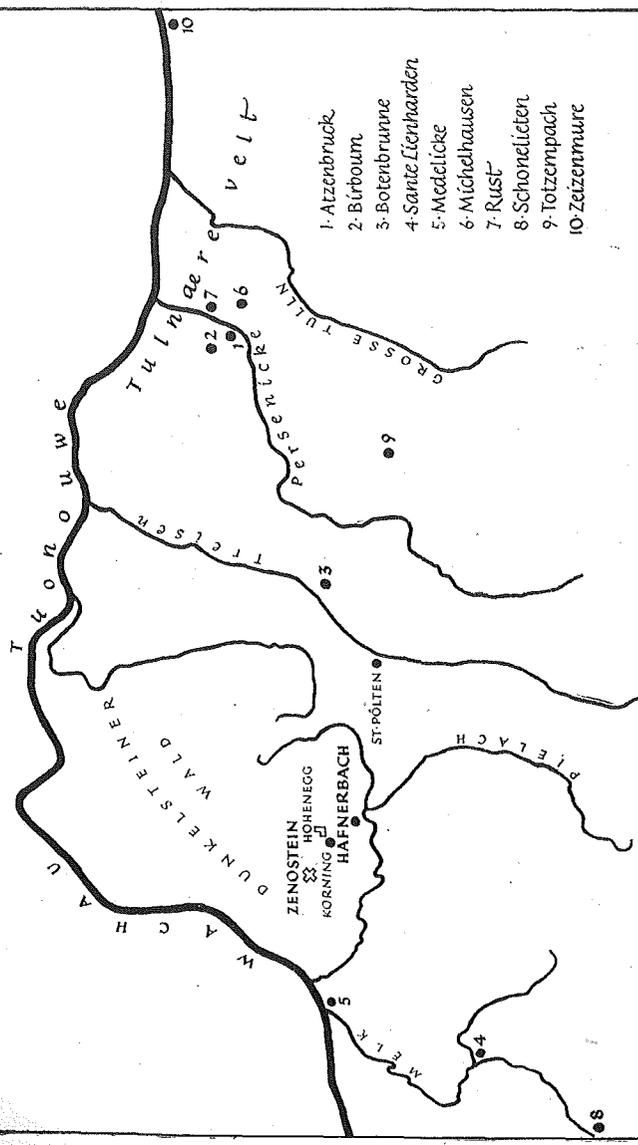
⁴⁴⁾ Bauerreiß, Kirchengeschichte Bayerns. Bd. II. St. Ottilien 1950. S. 100. (Dort bei St. Pölten als Druckfehler „O. Ö.“ statt „N. Ö.“)

⁴⁵⁾ Hans Tietze, Die Denkmale des politischen Bezirkes Krems (= Österreichische Kunsttopographie Bd. I), Wien. — Dehio-Donin, Niederösterreich, S. 169.

⁴⁶⁾ Genauere Aufschlüsse darüber verdanke ich Herrn Direktor Dr. Fritz Dworschak, Leiter des Kremser Stadt-Archivs, in seinem Schreiben vom 7. Februar 1956.

⁴⁷⁾ Fritz Dworschak, Krems, Stein und Mautern. Mit dem Katalog des Städtischen Museums in Krems a. d. Donau (= Alte Kunst in Österreich, o. Nr.), Wien 1928. S. 16.

HAFNERBACH / ST·ZENO in der Ortsnamen-Landschaft NEIDHARTS



- 1-Atzenbruck
- 2-Burboum
- 3-Botenbrunne
- 4-Sante Licharden
- 5-Medlecke
- 6-Michelhausen
- 7-Rust
- 8-Schonelicten
- 9-Totzempach
- 10-Zeizenmure

Entwurf: Leopold Schmidt / 1956 / Ausführung: Friedl Zimmermann

geistlichen Besitzermaßnahmen dieser Art in unserer Landschaft. Auch dieses Kremser Besitzverhältnis weist wohl darauf hin, daß wir es bei Hafnerbach mit einem aus Reichenhall stammenden St. Zeno-Kult zu tun haben, auf welchem der vielen Wege dieser nun auch direkt hierher gelangt sein mag.

Wie also diese Zusammenhänge im einzelnen auch verlaufen sein mögen, schon im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts haben wir hier mit einer bedeutenden Zeno-Kultstätte zu rechnen. Es war eine richtige Wallfahrt, an der die naturkultische Grundlage des Zenosteines selbstverständlich beträchtlich beteiligt gewesen sein muß. Der Heilige, der aber der Stätte mindestens seit etwa 1200 den Namen und damit die himmlische Patronanz verlieh, war dadurch zum mächtigen Schutzherrn der Gegend geworden. Dieser Gegend zwischen Melk und Tulln, die, wie wir nun doch wohl hersetzen müssen. Neidhart und seinem Kreis so gut bekannt war: Atzenbruck (96, 25), Birboum (98, 8, heute Moosbierbaum), Botenbrunne (100, 4, 15, heute Pottenbrunn), Sante Lienharden (79, 8, wohl St. Leonhard am Forst), Medelicke (75, 7, heute Melk), Michelhausen (84, 29), dazu die Persenicke (84, 30; 98, 26, heute Perschling), Ruste (84, 27, heute Rust), Schonelieten (79, 16, heute Schönleiten bei Oberndorf), Totzempach (94, 13, heute Totzenbach), selbstverständlich die Treisen (88, 37; 91, 10, heute Traisen) und die Tuonouwe (93, 16, die Donau), und schließlich das wohlbekannte Zeizenmure (91, 10, heute Zeiselmayer). Es ist eben das Tulnaere velt (86, 1; 88, 20; 91, 8, heute Tullnerfeld) und die nach Westen hin anschließende Landschaft südlich des Dunkelsteiner Waldes bis hin gegen Melk⁴⁶⁾. Neidhart und sein Kreis kennen nirgends mehr namenmäßige Ortsangaben als gerade hier, in einem Bereich, den wir nach dem Obengesagten offenbar als den wallfahrtskultischen Einzugskreis von St. Zeno in Hafnerbach ansehen dürfen (vgl. die Karte).

Auf den Heiligen dieses Ortes, den Patron dieser Wallfahrt, eines wesentlichen kultischen Vorortes der Gegend just in dieser späten Stauferzeit, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, berufen sich also die Bauernburschen, wenn sie rufen „her Nithart, daz in sante Zêne lône!“ Es ist der Patron ihrer Landschaft, den sie als bedrohlichen Namen damit dem Eindringling entgegenstellen.

Neidhart, oder wer aus seinem Kreis es gewesen sein mag, der die Strophe gedichtet hat, er hat diese Zusammenhänge selbstverständlich gekannt, und seine Zuhörer müssen auch eini-

⁴⁶⁾ Die Liste nach dem Namenverzeichnis bei Haupt-Wießner, Neidharts Lieder, S. 351 ff.

germaßen darüber orientiert gewesen sein. Die Strophe ist also mit ihrer Milieutreue wohl sehr neidhartisch, ob sie nunmehr bei den „echten“ oder „unechten“ Strophen steht, deren Überprüfung von unserem Gesichtspunkt wohl anders aussehen mag als von dem der reinen Textforschung aus. Sie gibt jedenfalls einen starken Zug niederösterreichischen Lokal- und Landschaftskolorites wieder, das seinerseits stark von den zeit-, kirchen- und geistesgeschichtlichen Strömungen bedingt erscheint. Letzten Endes ist es ein bescheidener Beitrag zur mittelalterlichen Wallfahrtsvolkskunde, der sich daraus auch ergibt, einem Gebiet, das aber auf weiten Strecken hin einstweilen überhaupt nur durch derartige Miszellen bereichert werden kann, weil nur sie solche fast verborgene Zusammenhänge aufzudecken imstande zu sein scheinen.

Zum „Schuß auf den toten König“

Von Otto Kurz, London

Zu dem Aufsatz von Leopold Schmidt, „Der Schuß auf den toten König“ (oben, Bd. IX, 1955, S. 70 ff.) möchte ich auf zwei kunstgeschichtliche Aufsätze hinweisen, die sich auf dieses Thema beziehen:

W. Stechow, Shooting at Fathers Corpse (The Art Bulletin, Bd. XXIV, 1942).

Paul Boesch, Schießen auf den toten Vater. Ein beliebtes Motiv der schweizerischen Glasmaler (Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. XV, 1954, S. 87—92).

Die Pestkapelle in Weng bei Admont als älteste Sebastiani-Kultstätte Österreichs

Von P. Adalbert Krause O. S. B.

Die Admonter Benediktiner besitzen 2 Stätten der Sebastiani- verehrung, die eine in Weng bei Admont, die andere im Sebastianikirchlein der Stiftpfarre Kaiwang im Liesingtal. Für den Sebastianikult wurde die Wenger Kapelle, am Fuße des Buchauersattels, eine gute Gehstunde von Admont entfernt, eine der interessantesten obersteirischen Volkswallfahrtsstätten. Ihr Ursprung geht in die Pestzeit zurück, die wiederholt und oft recht schwer das obersteirische Ennstal heimsuchte¹⁾. Besonders furchtbar wütete sie 1486 von August bis Oktober. Außer zahlreichen Bewohnern von Admont und Umgebung raffte sie damals 12 Mitglieder des Stiftskonventes hinweg, nämlich den Prior Georg de Styra, den Priester und Lehrer der Jungherren Johann Eysalar, Georg von Rottenmann, Magister und Senior, P. Johann Pellifex, P. Johann, Priester und Lehrer der Jungherren, Johann Metz, Unterpfarrer, den Subdiakon Augustin, die beiden Akolithen Kaspar und Philipp, den Novizen Leonhard und die beiden Laienbrüder Ulrich und Rudolf. Auch die Admonter Nonne Margaretha Walkassin fiel ihr zum Opfer. Die Admonter Totenbücher schreiben daher zu diesem Jahr: „O tempus luguberrimum“ — O traurigste Zeit“. — Hilfesuchend wandten sich die Mitglieder des Stiftes mit dem gläubigen Volk während dieser schrecklichen Pestilenz an die Fürbitte der beiden Pestheiligen Rochus und Sebastian um Abwendung dieser furchtbaren Gottesplage. Das Wüten der Pest jener Zeit war aber der Anlaß, daß Prior P. Friedrich Weigel ex voto neben der schon 1394 in Weng zu Ehren der hln. Cosmas und Damian errichteten kleinen Pfarrkirche, etwas südlich von ihr eine Kapelle den beiden Pestpatronen Rochus und Sebastian zwischen 1496—1501 unter Mit- hilfe des Abtes Leonhard von Stainach (1491—1501) im spät- gotischen Stil erbauen ließ und zu einer Stätte der Sebastians- verehrung machte. Da, wie der Bericht lautete, mit der Errich-

¹⁾ Über die Pestzeiten in der Obersteiermark vgl. P. J. Wichner, Geschichte des Benediktinerstiftes Admont, 4. Bd. 1880, S. 28, 274, 281, 313.

tung des kleinen Sebastiani-Heiligtums „alsogleich die Pest aufhörte“, verbreitete sich der Ruf von der wunderbaren Errettung des Admontales weithin, so daß die Wenger Sebastianikapelle bald zu einer vielbesuchten Wallfahrtsstätte der Obersteiermark wurde. Kaum 100 Jahre später forderte die Pest im November 1570 im benachbarten St. Gallen, 1585 in der Stiftspfarr Landl und 1625 abermals im Admonttal neue Opfer; die sogar in Hall bei Admont begraben werden mußten. Neben Gebeten und Wallfahrten zur Sebastianikapelle hielt die Stiftsgeistlichkeit in jenen schweren Pestzeiten jeden Samstag einen Fasttag bei Wasser und Brot und gab die sonst üblichen Speisen den Armen. 1634 bis 1636 kehrte die Pest neuerdings in St. Gallen ein, viele Häuser mußten daher abgesperrt werden. Zahlreiche Opfer forderte sie auch in den Jahren 1679—1682. Um das weitere Eindringen der Pest zu verhindern, ließ der damalige Abt Adalbert (1675 bis 1690) alle Pässe ins Ennstal sorgfältig überwachen und absperren, gab außerdem Lebensmittel und Arzneien an die Kranken und ordnete die Ausräucherung²⁾ der Häuser an. Wieder suchten Priester und Volk die Wenger Sebastianikapelle fleißig und andächtig auf, die damals für die beiden viel angerufenen Pestheiligen 2 neue Altäre erhielt und dazu noch einen dritten für die Pestheilige Rosalia. Das letztmal sehen wir die Pest im obersteirischen Ennstal in der Zeit von 1714—1716. Abt Anselm Luerzer von Zechenthal wurde für diese Zeit von der Regierung zum Pestkommissar der Obersteiermark aufgestellt. Die genannten Pestzeiten und die Wallfahrtsfreudigkeit im 17. und 18. Jahrhundert haben die Sebastianiverehrung in Weng stark gefördert. Ganz besonders feierlich wurde der 20. Jänner, der Festtag des hl. Märtyrers Sebastian und der darauffolgende Sonntag in Weng mit Gottesdiensten und einer eigenen Weinweihe begangen. Viele

²⁾ An die Ausräucherung der Häuser in der Pestzeit und ihre Beziehung zu dem Pestheiligen Sebastian, erinnert heute noch der Brauch, den der Verfasser dieser Darstellung am Sebastianitag in Vorchdorf bei Gmunden, im oberösterreichischen Almtal beobachten konnte. In der dortigen Gegend wird am Sebastianitag frühmorgens zuerst Wacholder (Kranawett) in den Ofen gesteckt und verbrannt. Der Wacholderrauch geht als erster durch den Kamin und durch das Haus, um dadurch ansteckende Krankheiten und Seuchen von Haus und Hof fernzuhalten. — Außerdem wird in dortiger Gegend am Sebastianitag weder Most getrunken noch Obst gegessen. Als Grund dieser Enthaltensamkeit wird angegeben, der hl. Sebastian hat an einem Apfelbaum gebunden, sein Martyrium erleiden müssen. Daher steht der Mostkrug an diesem Tag trocken am Fensterbrett. Dieses Opfer der Entsagung bringt man auch, damit die Bäume wieder fleißig Obst tragen, denn „zu Fabian und Sebastian ziehen die Bäume die Säfte an“.

Gläubige und Heilsbedürftige aus den Nachbarpfarren strömten an diesen Tagen nach Weng, um sich durch die Wallfahrt und Gebete die Fürbitte des hl. Blutzeugen Sebastian in den Tagen der Not und Krankheit zu sichern. Über die ganze Feierlichkeit des Sebastianitages in Weng gibt uns ein handgeschriebenes Büchlein³⁾ Aufschluß, das der Admonter Benediktiner P. Anselm Luerzer von Zechenthal, der spätere Stiftsabt, als Vikar von Weng 1688 anlegte. Darin ist in kurzer Form, neben einer Instruktion für den Pfarrer, teils in deutscher und teils lateinischer Sprache, auch die Art und Weise der Abhaltung der gottesdienstlichen Verrichtungen für die einzelnen Sonn- und Festtage des Kirchenjahres festgelegt unter dem Titel: „Informatio, quomodo cura animarum in Weng per singulas dominicas, festa et menses obiri debeat.“ Für das Sebastianifest ist auf fol. 2—4 ff. vermerkt:

Am 20. Jänner, dem Feste des hl. Sebastian, müssen außer dem Ortpfarrer von Weng noch 3 Priester zum Beicht hören vom Stifte spätestens um 7 Uhr früh anwesend sein. Der Ortpfarrer hält bereits um 6 Uhr früh in der Sebastianikapelle⁴⁾ die Messe, nach welcher er dann „dem Wirth seinen Sebastiani-Wein weicht“. Um 8 Uhr früh liest der Prior in der Sebastianikapelle und der Pfarrer von Admont am Hochaltar der eigentlichen

³⁾ Im Stiftsarchiv (ZZ 49).

⁴⁾ In den Wenger Pfarrbüchern steht meist „Sacellum sancti Sebastiani“. — Das Gotteshaus St. Sebastian zu Weng besaß auch eigene Zechpöpste. Als solche sind uns aus den Archivalien des Stiftes von 1516—1706 genannt:

- | | |
|-------------------------|---|
| 1516 | Asmus Oehamsberger, Zechmeister zu St. Sebastian. |
| 1520—1521 | Peter Pinzger. |
| 1522—1540 | Stefann Krapf. |
| 1546—1547 | Stefan Höpfler. |
| 1548—1551 und 1554—1555 | Andrä auf der Buchau. |
| 1554 | Andrä Grawer. |
| 1555 | Lukas Zatsch. |
| 1589—1592 | Philipp Gruber. |
| 1592 | Blasius Stanger. |
| 1592—1596 | Balthasar Purgledner. |
| 1603—1606 | Franz Stübl. |
| 1609—1613 | Gabriel Purgledner. |
| 1614—1640 | Simon Pinzger, „zu Schwaighof im Admonthtal sesshaft und derzeit verordneter und gesetzter Kirchenpropst des würdigen Gotteshauses St. Sebastian und allen gläubigen Seelen“. |
| 1640 | Matthäus Ferdtl. |
| 1663—1682 | Augustin Schröckenfuchs. |
| 1682—1705 | Augustin Schröckenfuchs jun. |
| 1706 | Matthias Lackner. |
| 1709—1715 | Augustin Schröckenfuchs jun. |

Pfarrkirche („in maiori Ecclesia“) die Messe, dabei geht man zum Opfer, nachher ist Predigt, darauf geht der Priester gleich von der Kanzel zum Altar und „thuet den wein weichen mit derjenigen benediction, so in Manuali benedictionum Salisburgi ist, dunket hernach den pfeil Sebastiani hinein und gibet denen leithen von solchen zu trinkhen bey dem Hochaltar. „Die das getan haben, gehen dann bei der kleinen Tür rechter Hand hinaus, wobei ein Sakristeibub, der in der Mitte der Kirche zwischen den Weibs- und Mannsstühlen steht, den Ordnerdienst macht. Gleichzeitig steht der Ortpfarrer in Chorrock und Stola vor dem großen Kirchentor und reicht dort den übrigen Leuten den geweihten Sebastianitrunk. Auf diese Weise gibt es kein großes Gedränge und alles kann „auch ehender vollendet werden“. Etliche Leute bringen auch Krüge und Gläser mit, in denen sie geweihten Sebastianwein nach Hause tragen und daheim den Kranken reichen. Den Wein für die Weinweihe liefert der Konventkeller des Stiftes ungefähr 12 Viertel⁵⁾, „zu Zeiten auch mehrer“. Er wird in der Früh in einem kleinen Faß vom Kellerbuben nach Weng gebracht. Kommt der Abt von Admont selbst nach Weng, so wird der Stuhl für ihn in der Kapelle mit einem Teppich überzogen und er selbst liest dann nicht die Missa de S. S. Fabiano et Sebastiano, sondern de S. Sebastiano, „da die Kapelle ihm allein zu Ehren geweiht ist“. So die Anleitung. — Bei der Weihe des Sebastianiweines wird also nach den Segensgebeten ein eigens angefertigter Pfeil in den Wein getaucht. Das Volk schreibt dem geweihten Sebastianiwein große Heilkraft in verschiedenen Krankheiten zu. Ursprünglich segnete man mit dem geweihten Sebastianspfeil, dem Symbol einer plötzlich kommenden Krankheit, die Gläubigen, um sie vor ansteckenden Krankheiten zu schützen⁶⁾.

Die Ausbildung des Sebastianikultes in Weng bei Admont geht sicher auf den Prior P. Friedrich Weigel zurück, der aus Bamberg stammt, in Admont 1471 Profest ablegte, von 1494—1501 Prior war und am 10. Oktober 1501 starb. Prior Weigel kannte sicher von seiner Heimat her das Zentrum des Sebastiani-

⁵⁾ Ein Viertel = 1.64 Liter; 12 Viertel also ungefähr 20 Liter.

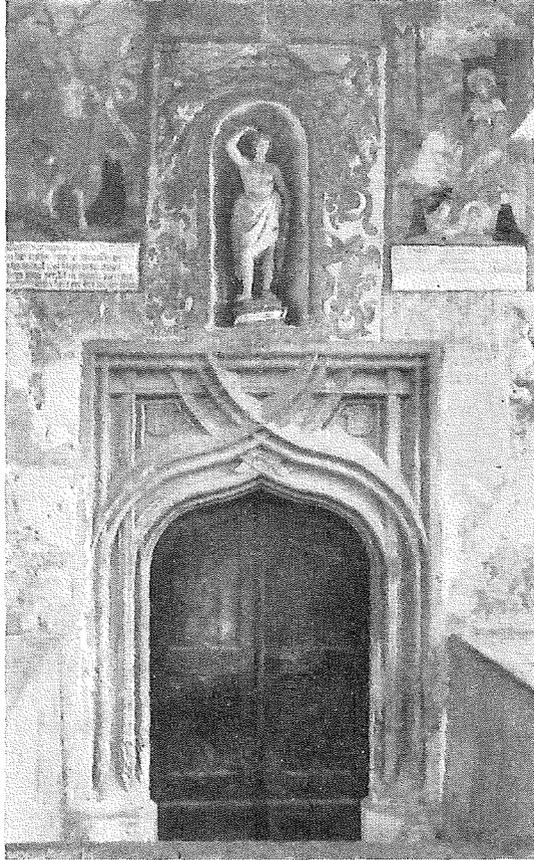
⁶⁾ Welchen Wert der Sebastianisegen im Volke hat, ersehen wir noch daraus, daß bis in die Zeit des 1. Weltkrieges der alte Schüttbauer aus der Laussa, Pfarre St. Gallen, jedesmal am Sebastianitag nach Weng pilgerte und dort die Gepflogenheit hatte, den Schlußsegen des Priesters bei der Festmesse „aufzugreifen und einzufangen“, in die Tasche zu stecken, um dann nach der Heimkehr als „Sebastianisegen“ den Hansleuten auszuteilen. (Wenger Pfarrchronik S. 129.)

kultes im oberbayrischen Benediktinerkloster Ebersberg⁷⁾, in welchem die Verehrung der kostbaren Hauptreliquie des hl. Märtyrers Sebastian im 15. Jahrhundert in ganz besonderer Blüte stand. Ebenso dürfte auch die Weinweihe in Weng mit dem Wallfahrtskult von Ebersberg zusammenhängen, da auch dort die Pilger aus der silbergefaßten Hirnschale des hl. Sebastian geweihten Wein, ursprünglich mit silbernen Röhrchen tranken (sakraler Sebastiansminnetrunk). Prior Friedrich Weigel hat in begeisterter Verehrung und Liebe zu dem Pestheiligen Sebastian und dessen Kult, diesen in das obersteirische Admonttal gebracht. Die Leiden der Pestjahre 1486—1489 drängten ihn dann in Weng, wo schon das Kirchlein der beiden wundertätigen Ärzte Cosmas und Damian bestand, unter der Mithilfe des Abtes Leonhard die Sebastianikapelle zu erbauen. Damit entstand die erste Stätte der Sebastianiverehrung auf österreichischem Boden. — Auch die Bauweise weist mit den charakteristischen Dreiecksklisenen an der Außenseite nach Bayern⁸⁾.

Im heutigen Aussehen stellt das kleine, reizvolle Kirchlein einen kreuzgewölbten Bau mit geradem Chorabschluß dar, einem Kielbogenportal, geschmückt mit dem Stiftswappen und dem des Abtes Leonhard, darüber die Jahreszahl 1496. Köstlich sind an der Außenfassade die Fresken aus dem 1. Viertel des 16. Jahrhunderts. Sie zeigen links vom Beschauer den hl. Sebastian an einen Baum gebunden, mit Pfeilen durchbohrt. Vor ihm kniet Prior Fr. Weigel im schwarzen Mönchskleid mit dem Spruchband: „Ora pro me, Sancte Sebastiane.“ Darunter die Inschrift: „Cunctos te implorantes, stantes in cultu tuo vultu respice iucundo, ne pestis noceat aut improvisa mors. Sors bona perstet in mondo pie conservato. Ecclesias tuas per has sagittas tutare.“ (Blicke auf alle, die dich anflehen (hl. Sebastian) und die bei deiner dir wohlgefälligen Verehrung verharren, damit uns nicht die Pest oder ein unvorhergesehener Tod schade. Ein gütiges Geschick möge

⁷⁾ Ebersberg, ehemalige Benediktinerabtei in Oberbayern. — 934 als Chorherrenstift gegründet, erhielt von Papst Stefan (939—942) eine größere Sebastiansreliquie, wodurch das Kloster schnell zur ersten altbayrischen Wallfahrtsstätte wurde, 1013 übernahmen die Benediktiner das Kloster, welche den Sebastianskult besonders förderten. Die Silberbüste mit der vermeintlichen Hirnschale des hl. Sebastian gehört mit zu den besten bayrischen spätgotischen, älteren Gefäßreliquien. Vgl. M. Hartig, Die oberbayrischen Stifte. 1. Band, München 1936, S. 37 ff. und G. Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. 1. Band, Wien 1949, S. 51. — Im Jahre 1595 wurde Ebersberg aufgehoben, der Besitz den Jesuiten von München übergeben, 1773—1799 war es Großpriorat des Malteserordens, 1803 wurde es säkularisiert.

⁸⁾ Vgl. Walter Buchowiecki, Die gotischen Kirchen Österreichs. Wien 1952, S. 371.



Spätgotisches Kielbogen - Portal und Fresken der Sebastiani-Kapelle in Weng bei Admont aus der Zeit des Abtes Leonhard V. von Stainach. Datiert 1496. Die Wappen: Links das Wappen des Stiftes Admont, rechts das Wappen des Abtes Leonhard V. von Stainach.

(Aufn. C. Fankhauser, Admont)

fortdauern auf der durch unsere Frömmigkeit bewahrten Welt. Schütze deine Kirche durch deine Pfeile!)

Auf der anderen Seite sitzt der hl. Rochus vor seinem Hause, ihm nähert sich ein Engel, vor ihm knien zwei Eheleute, die den Heiligen anflehen mit den Worten: „Sancte Roche, ora pro nobis.“ Darunter die Inschrift: „Nos peste laborantes ad Rochi patrocinium confugientes contagionem illam truculentissimam evasimus.“ (Wir, die wir durch die Pest gefährdet waren und zum Schutze des hl. Rochus unsere Zuflucht nehmen, sind jener furchtbaren Seuche entronnen.)

Am äußeren Felde rechts ist die Gefangennahme Jesus auf dem Ölberg dargestellt. Das Fresko zeigt den Heiland tief im Gebet versunken, er streckt die Hände nach dem Kelch, der vor ihm an einem Felsen zu sehen ist. Unterhalb die zwei schlafenden Jünger. Von der anderen Seite oben nähert sich Judas der Verräter mit den römischen Soldaten. Auf der linken äußeren Seite schreitet St. Christophorus (wahrscheinlich in Beziehung zu Abt Christoph Rauber [1508—1536] gemalt) mit dem Jesuskind auf den Schultern durch das Wasser. Am Ufer sitzt ein Mönch im weißen Habit, der mit einer Laterne dem hl. Christophorus leuchtet. In der Nähe steht eine kleine Kirche, wahrscheinlich das ursprüngliche Kirchlein von Weng. Leider ist dieser Teil heute schon sehr stark beschädigt. Sonst zeigt der ganze Freskoschmuck starke künstlerische Kraft. In der Mitte oben bildet die Madonna mit dem Kinde den Abschluß des Freskos. Mit der Veränderung der Kapelle im 17. Jahrhundert wurden die Fresken übertüncht, in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts aber wieder aufgedeckt und 1901 restauriert.

In der Nische über dem Portaleingang steht eine Statue des hl. Sebastian in der üblichen Darstellung der neueren Kunst, wie ein überwindender siegreicher Held, an einen Baum gebunden, der nackte Körper ist von Pfeilen durchbohrt und mit einem weiten Lententuch umschlungen.

Für die Inneneinrichtung erhielt die Kapelle 1679 von dem damaligen Admonter Kanzlisten Ernst Georg F e h n e r einen neuen Altar im Renaissancestil, mit einem Bild des hl. Sebastian. Zu beiden Seiten des Altaraufbaues befanden sich an den Säulen 2 Statuen des hl. Rochus und Sebastian. In der oben genannten „Informatio“ vom Jahre 1688 sind auf fol. 21 als Einrichtungsgegenstände „in sacello sancti Sebastiani“ genannt: Reliquien „gar schen in ½ spanig glössernen Kastl“, 1 Marienbild, 4 schöne Tafeln, 1 zinnener Leuchter, 1 Messingkruzifix und 1 Sanctusglöcklein“. Der Brand, am Bittag den 27. Mai 1887 in Weng äscherte die Kirche, den Pfarrhof, das Mesnerhaus ein und

brachte auch der Sebastianikapelle schweren Schaden. Nur die gotische Architektur blieb vom Feuer verschont. 1895 erhielt die Kapelle wieder ein neues Altarbild und 1901 erfolgte anlässlich des 400jährigen Jubiläums des Bestandes der Kapelle eine gründliche Restaurierung. Dabei wurde nach Vollendung der Arbeiten das Sebastianifest feierlich mit Triduum und päpstlichen Ablaß begangen. In der Zeit des 2. Weltkrieges verödete das Innere der Kapelle, so daß eine Erneuerung im gegenwärtigen Programm des stiftischen Wiederaufbaues und seiner Pfarreien mit einer gleichzeitigen Wiederbelebung des Sebastiani-Wallfahrtsfestes in Weng notwendig und erwünscht wäre.

Mit der Errichtung des Sebastianskirchleins in Weng verbreitete sich auch immer mehr die Verehrung des Pestheiligen und dessen Kult. Darüber geben uns auch die Zahlen der Kommunionen am Sebastianifest Aufschluß, die von den Seelsorgern in Weng in der Zeit von 1687—1785, genau wie an den einzelnen Sonn- und Feiertagen im „Catalogus Defunctorum et Sepulchrorum“ des Wenger Pfarrarchives (A, b, a) von fol. 105—127 für die Jahre 1687—1715 und von fol. 26—78 für die Zeit von 1716 bis 1786 aufgezeichnet wurden. Aus dieser fast hundertjährigen Statistik der „Poenitentes et Communicantes in Weng“ seien hier von einigen Jahren dieses Zeitabschnittes die Zahl der Kommunionen am Sebastianitag und zum Vergleich die Gesamtzahl der Kommunikanten des betreffenden Jahres übersichtlich angeführt:

Jahr	Zahl der Kommunionen am Sebastianifest	Jahres-Gesamtzahl der Kommunikanten
1688	70	849
1692	225	844
1703	200	924
1710	290	974
1715	271	804
1725	231	970
Lücke v. 1730—1744	—	—
1745	100	766
1751	200	1422
1754	350 (gleichzeitig Namen-Jesufest)	1447
1760	ultra 500	1514
1765	450	1355
1771	412	802
1775	337	1379
1780	206	887
1784	135	unvollständig
1785	135	unvollständig

Aus dieser Statistik geht hervor, daß das Sebastianifest in Weng der größte Wallfahrtstag mit den meisten Kirchenbesuchern und Kommunikanten war. Mehr als ein Viertel bis ein Drittel aller Kommunionen des ganzen Kirchenjahres sind an diesem Tag allein ausgeteilt worden. Die Steigerung der Wallfahrt am Sebastianitag machte auch eine Vermehrung der Gottesdienste notwendig. Nach den statistischen Aufzeichnungen waren hl. Messen in der Sebastianikapelle um 6, ½8 und 8 Uhr. Um 9 Uhr der Hauptgottesdienst mit Assistenz am Hochaltar der Pfarrkirche, nachher Predigt und Weinweihe. Nach der Predigt fand noch eine letzte Messe in der Sebastianikapelle statt.

Oft waren 6 Beichtväter anwesend. Prozessionen kamen an dem Tag aus Admont, doch ohne Stiftskonvent und aus St. Gallen. Der Admonter Regenschori hatte an diesem Tag die Musik beim Hauptgottesdienst zu besorgen.

Zur Verehrung des hl. Sebastian in Weng entstanden auch eigene Gebete, Litaneien und Lieder. Sie sprechen von dem Vertrauen zu dem Volksheiligen und sind 1846 in dem von P. Ottokar von Gräfenstein, damals Vikar in Weng, herausgegebenen Büchlein⁹⁾ aufgezeichnet. Das neunstrophige „Lied zu Ehren des hl. Sebastian“ darin, drückt zunächst Bewunderung für den leidensfrohen Gotteshelden aus und erfleht in den 3 letzten Strophen von ihm Schutz und Fürbitte.

Es beginnt:

1. Bild der Liebe, Bild der Leiden,
Heil'ger Held Sebastian!
Deine Schmerzen sind Dir Freuden,
Die Dich heben himmelan.
2. Deinen Schutz woll' uns verheilen,
Bitt für uns, Sebastian!....

Das alles spricht von dem tiefreligiösen Gehalt der Sebastianiverehrung in Weng.

Sprichwörtlich ist auch die Sebastianikälte, die sich um den 20. Jänner oft gar grimmig über das Admonttal legt.

Seit der Unterdrückung des Wallfahrtswesens unter Kaiser Josef II. sind die Pilgerfahrten nach Weng stark zurückgegangen,

⁹⁾ „Kurzer Bericht über den Ursprung der Vicariatskirche zum hl. Erzengel Michael und den heiligen Märtyrern Cosmas und Damian, wie auch der Kapelle zum hl. Sebastian zu Weng in Obersteiermark sammt Gebethen . . .“ Anonym, o. J. Gedruckt bei Andreas Leykam in Graz.

ja durch die kirchlich ungunstigen Verhältnisse während des letzten Weltkrieges gänzlich erloschen. In der genannten josephinischen kloster- und wallfahrtsfeindlichen Zeit hätte die Kapelle sogar auf Abbruch verkauft werden sollen. Da sich aber kein Käufer fand, wurde nur der Turm abgebrochen und so blieb die altehrwürdige, gotische Kapelle als Stätte der Sebastianiverehrung mit alten wallfahrtskultischen Zügen bis auf den heutigen Tag erhalten und stellt somit das älteste Sebastianheiligtum Österreichs dar¹⁰⁾. Es ist Zeuge einer glaubensstarken Vergangenheit, das in den oft wiederkehrenden Pestzeiten und Seuchen eine vertrauensvolle Zufluchtsstätte der schwer heimgesuchten Bewohner des Admontales war, unter dem Einfluß der Admonter Benediktiner im Zeitalter der katholischen Glaubenserneuerung eine starke Förderung des Kultes und Vertiefung der Wallfahrt erfuhr und bis zur Gegenwart Volksheiligtum geblieben ist, in dem der Sebastianitag alljährlich mit Gottesdienst, im Volke „die Pestmesse“ genannt und Weinweihe gefeiert wird.

Für den Sebastianikult in Admont zeugt auch der Sebastianaltar in der Stiftskirche mit einer 1890 aus Lindenholz geschnitzten Sebastianstatue des Grazer Bildhauers Peter Neuböck. — Außerdem besitzt die stiftliche Gemäldesammlung ein schönes Ölbild (91 × 69 cm) des Heiligen aus dem 18. Jahrhundert. — Ebenso ein kleines Sebastianbildchen auf Pergament gemalt von dem Admonter Laienbruder Simon Grillenauer, gestorben 1700, der eine ganze Reihe Miniatur- und Pergament-Heiligenbilder gemalt hat, die eine wertvolle Sammlung im Stiftsarchiv darstellen. — Ferner besitzt das Stift ein spätbarockes, zierlich goldgerahmtes Wandkästchen mit dem hl. Sebastian in der Mitte als ganze Wachsfigur (Zeroplastik) an einem Baum gebunden, den nackten Körper mit kleinen Pfeilen durchbohrt. Der rotsamte Hintergrund ist mit feinen Goldspitzen umrahmt, vier größere goldgesteckte S bilden die Ecken, die übrige Fläche ist mit zierlich gestickten Blumen und Blüten übersät, die mit kleinen buntfarbigen Steinchen besetzt sind. Diese künstlerisch fein ausgeführte Arbeit nach der Art der Reliquienkästchen, aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dürfte in einem mit Admont befreundeten Nonnenkloster entstanden sein.

¹⁰⁾ Die nächst älteste Sebastianikapelle ist 1497 in Engabrunn, N.-Ö., Bistum Wien, erwähnt. Alle anderen Kapellen, Bildstöcke usw. zu Ehren des hl. Sebastian in Österreich gehören einer späteren Zeit an. Vgl. G. Gugitz, wie oben S. 54 und Leopold Schmidt. Die burgenländischen Sebastianspiele im Rahmen der barocken Sebastiansverehrung und das Volksschauspiel vom hl. Sebastian (= Burgenländische Forschungen, Heft 16), Eisenstadt 1951.

Das schön gelegene spätgotische Sebastianibergkirchlein in der Admonter Stiftspfarre zu Kalwang im Liesingtal wird 1544 im Visitationsprotokoll der Pfarre Kammern erwähnt. (Stiftsarchiv Sign. Ll. 12.) Sie ist sicher schon früher gelegentlich einer Pest entstanden. Die Kirchenrechnungen reichen bis auf 1573 zurück. Am 18. November 1669

wurde mit Erlaubnis des Salzburger Konsistoriums in Kalwang auch eine Bruderschaft zu Ehren des hl. Sebastian errichtet. (Stiftsarchiv KK 55.) — Ein schön gestochenes Wallfahrtsbildchen aus dem Jahre 1626 zeigt die Pfarrkirche mit dem Sebastianiberg, darüber das Gnadenbild der dort verehrten Marienstatue und das Bild des hl. Sebastian. Dieser Kupferstich entstand wahrscheinlich nach der Vollendung der Restauration des Kirchleins und der aufblühenden Marienverehrung, so daß es Marien- und Sebastiani-Wallfahrtsstätte zugleich ist, in einem mit Admont befreundeten Nonnenkloster entstanden sein. — Die stiftische Kupferstichsammlung bewahrt auch (im Kat. XV, Nr. 5) den Stich „S. Sebastianus“ (14 : 24 cm) von Gasp. Huberti (Huybrechts), Kupferstecher und Kunstverleger in Antwerpen (1619—1684). — Erwähnenswert sind noch 2 in der Admonter Stiftsbibliothek vorhandene Sebastianipredigten aus der Barockzeit:

1. Titel: „Mayländischer Ritter / Das ist schuldige Lob- vnd Ehrn-Rede von S. Sebastian, dem glorwürdigen Martyrer vnd Vorbitter wider die Pest.“ Gehalten in der Frawen-Kirch bey den Schotten zu Wienn / den 20. Januarij Anno 1654. Durch P. D.Florentium Schilling / Cler. Reg. S. Pauli Barnabiten Ordinari-Prediger in der Kayserl. Pfarrkirch S. Michaelis. Gedruckt zu Wienn bey Johann Jakob Kürner, N. O. Landschafft Buchdrucker.
40 Seiten, 4^o. (Adm. Bibl. Sig. Vorz. IV. 463/7.)

Die Predigt ist Joh. Conrad Richthauseu, Hofkammerrat und Münzdirector, anlässlich seiner Erhebung in den Freiherrnstand gewidmet und wurde über Ersuchen der Wiener Sebastianibruderschaft gehalten über den alttestamentlichen Bibelspruch: „Tetendit arcum suum, et posuit me quasi signum ad sigittam. (Thren = Jerem. c. 3, 12.)

2. Titel: „Gewalt wider Gewalt / Nemblichen: Die gewaltige Fürbitt Sebastiani, wider die gewaltig darein schlagende Hand Gottes. Sittliche Lob- und Ehren-Rede / von den grossen hl. Martyrer Sebastiano.“ Gehalten am 20. 1. 1732 vor der Sebastiani-Erzbruderschaft bei den Schotten in Wien v. P. Casimir MoII O. S. B. aus dem Kloster Mondsee in O. Ö., Sonntagsprediger und Bibliothekar über das Thema: Job. 15, 25.

Gedruckt bei Maria Theresia Voigtin, Wittib im Zwettlhof. — 20 S., 4^o. Am Schluß schöne barocke Druckermark: Engel mit Palm- und Ölzweig. (Adm. Bibl. Sign. Vorz. IV. 458/16.)

Ferner sei noch hingewiesen auf die Art der Darstellung des Sebastianitages in dem spätmittelalterlichen Einblattkalender des Admonter Stiftsarchives. Dieser interessante Kalender, ein Einblattdruck aus der Augsburger Offizin des Hans Schoensperger v. J. 1500, zeigt 12 waagrechte Zeilenfelder für die 12 Monate des Jahres und für jeden Tag ein Dreieck, wobei die der Wochentage dunkelgrau und die der Sonn- und Feiertage rot übermalt sind. Die Feste der Kirche und der Heiligen haben über den Dreiecken entsprechende Figuren oder Symbole des betreffenden Festes, oder ein charakteristisches Attribut der Heiligen als kleine Holzschnitte. Damit wird dieser Kalender zum Vorläufer unseres steirischen Bauern-(Mandl-)Kalenders. Das Kalenderblatt enthält nur die unbeweglichen Feste, da es für klösterliche Zwecke ständig in Verwendung stand. Das erste Feld für den Monat Jänner enthält 6 Feste, darunter auch das des hl. Sebastian, erkenntlich,

daß über dem 20. Dreieck, ein Samstag, ein kleines Brustbildchen des Heiligen mit 2 Pfeilen im Körper eingedruckt ist. Siehe Abbildung unten. — Über den Admonter Einblattkalender vgl.: Steiermärkische Geschichtsblätter, III. Jg., Graz 1882, Heft 4, S. 226. — Krause, P. A., „Andenken und Kult des hl. Ulrich in der Benediktinerabtei Admont“. (Sonderdruck aus dem Jahresbericht des Stiftsgymnasiums Admont, Schuljahr 1954/55, S. 19—21.)



Das Zeichen des St. Sebastianstages
(20. Jänner) im spätmittelalterlichen Einblattdruck-
Kalender vom Jahre 1500 (Stiftsarchiv Admont)

Erzwungene Mirakel

Ein Beitrag zum Wallfahrtsbrauch

Von Gustav G u g i t z

Daß der hilfsbedürftige Mensch, um, sei es zur Heidenzeit, seine Götter oder, sei es in christlicher Zeit, ein Gnadenbild für die Abhilfe seiner Nöte oder Gewährung seiner Wünsche günstig zu stimmen, es doch zumeist, wie jeder Bittsteller, mit einer *captatio benevolentiae*, oft unterstützt von einem *do ut des*, versuchen wird, ist das Normale dieses Vorganges. Aber man hat doch auch im Alltag Beispiele, daß Bittsteller nicht immer durch so bestechende Formen die Erfüllung ihrer Anliegen erhoffen, sondern gelegentlich glauben, mit einigem Nachdruck weit besser wegzukommen. Ein solches Verhalten ist ja weit seltener, aber dennoch hat man es auch in einigen merkwürdigen Fällen selbst wundertätigen Bildwerken gegenüber angewandt und schreckte sogar vor Gewalttätigkeiten nicht zurück, um diese Kultgegenstände zur Nachgiebigkeit oder Beschleunigung ihrer Gnaden zu veranlassen.

Geben wir uns nicht der Überheblichkeit hin, daß in Europa „die Gepflogenheit der primitiven Gemeinschaft“ eine andere ist als in Polynesien. Auch die Gnadenbilder der Christenheit haben sich in der Psyche des Vulgus dem Fetisch der Bantu gelegentlich angeglichen, jenem Fetisch, der zur Entbindung der Heil- oder Glückskraft „mit Öl oder Ocker und anderen Farben eingerieben, andererseits mit einem Nagel beschlagen oder sonst geklopft wird“¹⁾. Die Christenheit ermangelte nicht Primitiver, die gelegentlich zu den angedeuteten Methoden gegenüber einem Fetisch griffen, und sich bei ihren heiligen Bildern an das Wort „und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“ hielten, um gar nicht magisch, sondern sehr real drastisch deren Gnaden zu erpressen. Und wenn wir nach den Urhebern dieses Deliktes suchen, so wird uns in erster Linie das Wort eines berühmten Kriminalisten: „*Cherchez la femme!*“ den Weg dahin weisen. Freilich sind es Urtriebe, die mit dem Ewigweiblichen verbunden sind und dieses Verhalten bewirken.

¹⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 2, 1369.

Begeben wir uns auf den Weg. Gleich unter der Wallfahrtskirche Maria-Trost zu Rohrbach im oberösterreichischen Mühlviertel steht in einer barock ausgestalteten Hohlrundnische, die vorne durch eine Steinbalustrade abgeschlossen ist, eine steinerne lebensgroße Heiligenstatue in Ordenstracht. Der Talar derselben ist sicher nachträglich mit Ölfarbe schwarz bemalt. Der Heilige trägt keine Kopfbedeckung, er hat kein Attribut und seine Haltung ist eine verzückt adorierende. Auf dem Sockel steht mit fast verlöschter, aber ersichtlich später angebrachter²⁾ schwarzer lateinischer Schrift: Ivo. Wer diese Heiligenstatue aufgestellt hat und wann sie errichtet wurde, ist unbekannt. Warum man diesem seltenen Heiligen, einem Patron der Juristen, gerade so ablegen im Mühlviertel ein Denkmal errichtet hat, hat bis jetzt keine Erklärung gefunden. Die Statue scheint ursprünglich keinen Namen getragen zu haben, der erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eingemeißelt wurde (durch wen?). Hanrieder (s. später) kannte die Statue nach der Unterschrift. Dem Stil nach stammt die Statue aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Zahn der Zeit hat schon etwas an ihr genagt und um das Denkmal wuchert Unkraut. Es sieht wie vergessen aus und dennoch war es einst sehr besucht und ist es vielleicht noch.

Die Bollandisten werden freilich verwundert aufhorchen, wenn wir ihnen diesen heiligen Ivo als den hl. Schikanus vorstellen, unter welchem Namen er dafür den Mädchen des Mühlviertels in ihren „Acta Sanctorum“ weit verbreiteter ist, worauf ja auch das launige Gedicht³⁾ Hanrieders „Trostberg und Schikanus“ anspielt, worin sich Christus und Petrus über den sonderbaren Heiligen aussprechen:

„Dort siagst á Bildsäuln ohni Nam⁴⁾,
 Dö d'Weibáleut in Ehren habn:
 Dort steht ár áf'n Postáment,
 Dá Heili, den koan Mensch nót kennt.“

„I kenn á gar nót! — Kennst'n du?“
 Fragt Petrus, „eppát foppst mi nur!“
 Da kommt á schnáppigs Dirndl grennt,
 Dö fragt dá Petrus, wias'n nennt!

²⁾ Siehe Anmerkung 4.

³⁾ Norbert Hanrieder, Bilder aus dem Volksleben des Mühlviertels. Linz 1895, S. 140 f.

⁴⁾ Die Statue scheint also tatsächlich noch in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts keine Unterschrift gehabt zu haben. Mit welchem Recht gab man ihr den des hl. Ivo?

Sie sagt schen köck: „Ön Schickenus!“
Dá Petrus macht án völlign Schuß, —
„Herr!“ schreit á, „ruef'n má d'Heiling zsammm,
Nöt oana führt den dummá Nam!“

Er wundert si nu fort á Weil,
Dá kemmán Leut — á ganzi Zeil.
Bluatjunge Dirndeln, Paar in Paar
Und alti Jungfern ār á Schar
Und Petrus sagt: „Das kenn i schan,
Dö beten alli um án Mann,
Und than ön Schickenus vákehrn —
Der muaß ja z'erst nu heili wern!“

Wie war nun der hl. Schikanus — ich habe den Namen stets nur so gehört — der Heiratspatron der Mühlviertler Mädchen geworden? Die Legende hat mir der Devotionalienhändler Kepplinger in Neufelden im Jahre 1934 mit folgenden Worten erzählt: „Zwei Mädchen wollten gerne heiraten und wandten sich heimlich an die Heiligenstatue mit der Bitte: „Hl. Ivo, schick uns an!“ Zwei Burschen, die zufälligerweise hinter der Statue saßen, hörten dies Gebet, gingen den Mädchen nach und da sie sie nach ihrem Gefallen fanden, so warben sie um sie und heirateten sie. Das wurde bald ruchbar und so wurde der hl. Ivo als hl. Schikanus (Schick an uns) von den Mädchen bald weit und breit aufgesucht.“ Im Volkslied ist dieses Patronat bald festgehalten worden. Da heißt ⁵⁾ es:

A nieds Katzerl hat sein Kater,
A nieds Hendel sein Hahn,
O mei lieba Ivo,
Schick ma deant bal an Mann!

Etwas derber haben die spottlustigen Burschen des Mühlviertels ein Stoßgebet der Mädchen für ihr Um und Auf mit folgenden Worten formuliert:

Hl. Schikanus, i bitt' di,
Laß mir erscheinen
Den Zukünftigen meinen,
Net nackert und net bloß
Und net zipfellos.

Diese Verse finden sich ähnlich wohl auch auf dem hl. Andreas vor und mögen übernommen sein, doch war die Erinne-

⁵⁾ S. Siess, Sagen aus dem oberen Mühlviertel, Rohrbach 1917. 1. Bdch., S. 35 f.

rung an die Zuflucht zum hl. Schikanus auch noch in anderen Versen⁶⁾ festgehalten worden, von denen mir leider nur die ersten mit:

„Alljährlich am Dreikönigsfest
Sei eine Wallfahrt festgesetzt
Und zwar zum hl. Schikanus,
Der für uns dann beten muß . . .“

bekannt wurden. Der Überlieferer meinte zwar, daß es sich um eine Wallfahrt nach Hilkering handelte, was aber wohl ein Irrtum sein muß, denn in dieser marianischen Kultstätte mit einer uralten Nebenverehrung des kl. Johannes d. T. gibt es kein Bild des hl. Ivo, auch in den umliegenden Kapellen ist keines zu finden. Es ist auch in Hilkering nichts mehr über eine solche Wallfahrt bekannt. Wie dem sei, der richtige Heiratspatron steht zu Rohrbach, aber er scheint sich dort bei vielen Anliegen doch sehr schwierig verhalten zu haben, wenn schon das Gebot für die Mädchen auch eingehalten wurde, daß sie sich auf dem Hinweg zu dem Wundertäter sehr sittsam aufführen müßten, sonst wäre die Wallfahrt ergebnislos, auch sollten sie sich nicht umblicken, dann könnten sie eine arme Seele erlösen. Diesen Wallfahrtsvollzug verriet mir die Wirtin von Klein-Zell um 1930, aber sie wurde zu einer größeren Verräterin ihres Geschlechtes, wenn sie mir — zwar ohne Erröten, denn das hatte sie nicht mehr nötig — gestand, was sie selbst in ihrer Jugend getan hätte und was die ganze hilfsbedürftige Mädchenwelt tut, um den armen Heiligen zu einem schnelleren Vollzug seiner Gnaden zu verhalten, nämlich, daß sie während des Gebetes kräftig in seine Zehen biß, um ihn so zur Erfüllung der Bitte zu nötigen.

Damit wird das Sprüchlein „unserem Herrgott die Füß abbeißen wollen“ exemplifiziert, das zur Bezeichnung der Frömmerei allbekannt ist, und Altmeister Grimm⁷⁾ knüpft an dieses „Herrgottbeißen“ eine längere Glosse, wobei er mit den eingehenderen Redensarten „Wollt ir den heiligen die Zehen abbeißen, Bronner, I, 295; allen heiligen die Zehen abbeißen. Ern. Mauloff, 522“, der Sache vielleicht schon näher kommt, ohne

⁶⁾ Sie wurden mir 1934 von dem nun schon verstorbenen Rauchfangkehrermeister Hans Emerstorfer in Eferding mitgeteilt, der nur diese vier Zeilen wußte und sich vergeblich bemühte, mir die weiteren zu beschaffen.

⁷⁾ Deutsche Mythologie, 4. A. I, S. 28; III, S. 22. Vgl. dazu noch, was Willh. Mannhardt, Mythologische Forschungen, Straßburg-London 1884, S. 37 f., über das Zehenbeißen bringt. Das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“, das mit dem Artikel „Zehe“ auf den Nachtrag verweist, bringt auch im Nachtrag nichts darüber.

etwas von dem hl. Schikanus zu wissen, der das Zehenbeißen wortwörtlich erfahren mußte, wie denn diesen Redensarten wohl letzten Endes eine kultische Praxis wie bei den Mühlviertler Mädchen zugrunde lag, von der sie den Ursprung nahmen.

Wir haben dafür nicht das einzige Beispiel. Wir setzen unseren Weg weiter in das untere Mühlviertel fort und kommen nach St. Leonhard a. d. Waldaist. Dort hat der ohnehin viel beschäftigte hl. Leonhard, wie zuweilen auch anderswo⁸⁾, sich vielleicht nolens volens mit den Mädchen eingelassen, um mit ihnen meist trübe Erfahrungen zu machen. Sicher hat er ihnen nicht gerne immer den Kuppler abgeben wollen, aber die Mühlviertlerinnen wurden mit ihm fertig. Im rechten Seitenschiff der Kirche erhebt sich ganz isoliert seine Statue mit Opferstock, zu der sich auch die Mädchen wandten, die es mit der Heirat eilig hatten und daher auch dem Heiligen keine Zeit zur Überlegung geben wollten, denn sie erwiesen sich in ihren Erpresserkünsten noch grausamer als ihre Schwestern in Rohrbach. Nicht nur, daß sie den Heiligen in die Zehen bissen, nein, sie hielten ihm noch den brennenden Wachsstock unter die Sohlen, und da hieß es sich im Entschlusse zu beeilen. Daran knüpft sich folgender Volksschwank, den mir der Tabakkrämer von St. Leonhard 1935 zugleich mit den Praktiken der holden Erpresserinnen mitteilte. „Einst mußte die Leonhardstatue zum Renovieren gegeben werden. Es war aber gerade die Hauptwallfahrtszeit. Da gewann man einen Schuster, der der Statue ähnlich sah und der sich in der Verkleidung des Heiligen auf das leere Postament stellte. Als ihn die Mädchen aber nach und nach in die Zehen bissen und ihn an den Sohlen mit ihren Wachsstöcken brannten, mußte er vor Schmerzen sein Wasser lassen, worauf die Mädchen dies als seinen Schweiß und als Zeichen der Erhörung deuteten, was ihren Eifer nur steigerte. Das wurde aber dem guten Schuster doch zu viel. Zum Entsetzen der Anwesenden sprang er mit dem Ausruf: „Da mag der Teufel Sankt Leonhard sein!“ herab und machte sich davon^{9a)}.“

Die Mühlviertler Mädchen sind mit ihren drastischen Erpressungen indessen nicht allein in der Welt geblieben. Noch sicherer und überwältigender gingen die Französinen in Laval mit ihrer Grausamkeit gegen den hl. Christoph vor⁹⁾. Dessen Statue hatte

⁸⁾ So in St. Leonhard bei Villach und St. Leonhard bei Bad Aussee.

^{9a)} Denselben Spaß teilte mir gütigst S. Hochw. geistl. Rat Jos. Aschauer in Laussa für die dortige Leonhardsverehrung mit.

⁹⁾ Ludw. Andr. Veit, Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter. Freiburg 1936, S. 148. Auch Prof. Rud. Kriss konnte diese Prozedur bei anderen französischen Wallfahrten bemerken.

den einen Fuß erhöht, so daß die Sohle sichtbar war. Diese leidige Stelle benützten die Heiratslustigen, um dem Heiligen ihre Bitte recht fühlbar zu machen. Sie drückten eine Nadel in das Holz ein, die sie aber erst entfernten, wenn sie heirateten. So lange mußte der Heilige die Schmerzen aushalten. Hier gab es für ihn wirklich keine Ausflüchte. *Probatum est!*

Doch waren es nicht nur die Mädchen, die sich mit ihren Anliegen der Thaumaturgen so aggressiv nahten. Die steirischen Bauern in Perchau verstanden dies auch und wußten sogar mit ihrer Schlaueit den Zorn des Gnadenspenders zu übertölpeln. Dort ließ ein sonderbarer Volksheiliger, Gotthardus, der nicht in den *Acta Sanctorum* prangt, jedenfalls als Weisung zur Errichtung einer Kultstätte für ihn so lange regnen, bis man sein Grab unter dem „Gotthardidachel“ unter Dach und Fach brachte¹⁰⁾. Dieses Strafwunder wußten die Bauern klug auszunützen. Wenn man Regen brauchte, deckte man zum Zorn des Gotthardus einfach sein „Dachel“ ab und ließ das Grab unbedacht. Und nicht genug damit, die Bittsteller droschen vorerst noch nachdrücklich mit ihren Stöcken auf das Dachel, um den Heiligen unmißverständlich an seine Pflicht zu erinnern, den fruchtbaren Regen zu spenden, den sie ihm auf solche Art abnötigten. Sie hatten wohl keine Ahnung, daß ihre Standesgenossen, die Bauern im alten Griechenland, mit ihren Kultgegenständen nicht anders umgingen. So sieht man auf einer schwarzfigurigen *Lekythos* in Paris, auf der der *Anodos* der Getreidegöttin *Demeter* zu neuem Wachstum der Ackererde dargestellt ist, zwei Satyrn mit schweren Schlegeln ihren Kopf bearbeiten¹¹⁾. Eine kultische Szene, die neben dem Einebnen der Felder wohl auch eine ebenso unmißverständliche Mahnung an die Göttin darstellen soll, mit der sie genötigt wird, nun nach dem Rechten der Fruchtbarkeit zu sehen, wie der Fetisch geprügelt wird, wenn seine Kraft nicht mehr in Erscheinung tritt.

Man braucht sich über diese merkwürdigen Äußerungen der Mentalität von Primitiven nicht verwundern, daß sie in Europa und nicht in Afrika in Erscheinung traten. Sie sind nicht an Länder und Völker und deren Beeinflussung gebunden, sie haben in ihrer Naturgegebenheit überall ihre Heimat, die nicht gegeneinander ausgespielt werden kann. Und nicht immer kann selbst eine Kulturreligion auf Kosten ihres Anhanges der Volkspsyche ganz entraten.

¹⁰⁾ Aus *Archiv und Chronik. Blätter für Seckauer Diözesangeschichte*. 1. Jg. (1948), S. 135 ff.

¹¹⁾ Mart. P. Nilsson, *Geschichte der griechischen Religion*. München 1941, 1. Bd., S. 413.

Der Barbara-Weizen bei den Donauschwaben

Von Helene Grün n

Leopold Schmidt hat in der Festschrift für G. Gugitz erstmalig einen ost-österreichischen Brauch dargelegt und ergründet, der sowohl im übrigen Österreich wie in der österreichischen Literatur bisher unbeachtet blieb¹⁾. Es handelt sich um den Barbara- bzw. Luziaweizen, eine weihnachtliche Tellersaat, die im Burgenland gepflegt wird. Die Verbreitung außerhalb des österreichischen Gebietes erfährt eine Verdichtung im Südosten. Hier können neben gegenwärtigen Angaben auch ältere literarische Quellen herangezogen werden, die Kroatien, Slavonien, Syrmien bis Nordserbien als Hauptverbreitungsgebiete ansprechen. Diese letztgenannten Länder unterlagen in den letzten fünfzehn Jahren starken Bevölkerungsumschiebungen; denn die am kulturellen wie wirtschaftlichen Leben so bedeutend teilhabende deutsche Bevölkerung verließ ihre Wohnsitze, um sich in westlichen Ländern, in Westösterreich, Deutschland, Übersee etc. wieder ansässig zu machen. Diese Deutschen, allgemein als „Donauschwaben“ zusammengefaßt²⁾, siedelten in den Gebieten von Slavonien, Kroatien, Batschka, Banat, Baranya, in der Schwäbischen Türkei sowohl in Streusiedlungen wie auch in geschlossenen deutschen Dörfern und Städten. In allen diesen Gebieten wurden auch von den Deutschen die Tellersaat als Weihnachtsbrauch geübt und hochgehalten. Ich hatte in den Jahren 1937, 1938 Gelegenheit, den Brauch in der Batschka³⁾ und in Kroatien⁴⁾ kennenzulernen.

¹⁾ Leopold Schmidt, Barbara- und Luziaweizen (Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Gustav Gugitz zum 80. Geburtstag. Wien 1954 — Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V, S. 387—418).

²⁾ Donauschwaben sind „Namensschwaben“, ohne stammheitlich Altschwaben zu sein. Vgl. „Donauschwaben, Donaubayern“ (Neuland. Wochenschrift der Donauschwaben. Salzburg-Freilassng, Nr. 10, Bd. III, März 1950).

³⁾ Apatin, Batschka.

⁴⁾ Slawonisch-Brod.

Die katholische Bevölkerung baut allgemein am 4. Dezember Weizen in ein Schüsserl. Verschiedentlich wird Erde und Asche als Unterlage genommen, seltener nur Wasser. Diese Schüsseln oder Teller werden auf einem warmen Platz, zumeist in der Nähe des Ofens aufgestellt und feucht gehalten. Der Anbau zum zweiten Termin, am Luziatag, 13. Dezember, scheint in diesem Verbreitungsgebiet nicht so häufig gegeben. Der Zeitpunkt wird allgemein als zu spät bezeichnet, denn manchenorts war es üblich, schon beim Herbergsuchen grünenden Weizen aufzustellen. Feierlich wurde das heilige Bild zur Anbetung in das Haus gebracht. Um dieses stellte man den grünenden Weizen, das Licht wurde sodann das erste Mal entzündet und brannte, solange das Bild im Hause war ⁵⁾.

Allgemein wurde der Brauch von den Donauschwaben so geübt, daß das Licht, eine Kerze oder ein Öllicht, am Weihnachtstag entzündet und vor oder unter dem Christbaum aufgestellt wurde. Nur einen einzigen Beleg konnte ich finden, da in den keimenden Weizen kein Licht gestellt wurde ⁶⁾.

In Esseg und Umgebung, einem geschlossenen kroatischen Siedlungsgebiet mit deutschen Streusiedlungen, wurde die Kerze in der Tellersaat am heiligen Abend vor dem Essen entzündet und auf den Tisch gestellt, nach dem Essen wurde die Kerze mit einem Tropfen Wein ausgelöscht. Somit scheint die Verbreitung einer kroatischen Sonderform über Agram hinauszugehen ⁷⁾.

Ist der Weizen, der von den Donauschwaben als „Frucht“ bezeichnet wird, eine Spanne lang gediehen, wird er gleichmäßig abgestutzt und mit einem farbigen Seidenband umwunden. Dieses Stutzen erfolgt nicht an bestimmten Tagen, sondern nach Gutdünken. Auch das Seidenband hat nicht etwa eine bestimmte Farbe, Breite oder Beschaffenheit. Man nimmt dazu ein buntes Band, manchmal auch entsprechend der Weihnachtszeit ein silbernes oder goldenes, in Kroatien verwendete man vielfach Schleifen in den Nationalfarben, blau-weiß-rot gestreift. Auch die Kerzen waren in Slavonisch-Brod in den Nationalfarben gehalten und gedreht ⁸⁾.

Altartiger erscheint der Gebrauch eines Öllichtes. In ein halb mit Wasser und Öl gefülltes Glas wird ein Schwimmer gegeben, der lange Leuchtkraft besitzt.

⁵⁾ H. W. Hockl, Rudolfsgnad, Banat.

⁶⁾ Brestowac.

⁷⁾ Herr Post, Lager 63; vgl. dazu L. Schmidt, wie Anmerkung 1, S. 408.

⁸⁾ Schwendemann, Slawonisch-Brod.

Die Dauer der Aufstellung ist, ähnlich wie in den burgenländischen Orten, verschieden. Manchmal wird die Barbarafrucht einfach nach Weihnachten⁹⁾ entfernt, manchmal wird als äußerster Termin Maria Lichtmeß¹⁰⁾ genannt, im allgemeinen aber wird der Dreikönigstag als Endtermin angegeben¹¹⁾. Dieser Feiertag gilt auch in Österreich als der Zeitpunkt, an dem der Christbaum abgeräumt und aus den Stuben gebracht wird. Nach der Haussegnung durch Pfarrer und Ministranten wird die Tellersaat entfernt.

Für den Gesamtbereich läßt sich übereinstimmend sagen, daß der Weizen hernach den Hühnern oder Kühen verfüttert wurde.

Auf die Frage nach dem Sinn dieses Weihnachtsbrauches erhielt ich nur wenige Antworten. Weizen als Brotfrucht nimmt die hervorragendste Stellung beim pflanzenbauenden Bauern ein. Für ihn ist die keimende Frucht zur Mittwinterszeit, da alle Bäume zu saften beginnen, von guter Vorbedeutung und zugleich stellt sie der christliche Bauer symbolisch in den Schutz der göttlichen Vorsehung. Dazu kommt die kirchliche Sinnggebung von Brot = Christus. Deshalb wurde die keimende Barbarafrucht nicht selten auch in der „alten Heimat“ um die Weihnachtskrippe gestellt, als Grünschmuck und Opfergabe¹²⁾. An legendären Erzählungen hörte ich aus Slavonisch-Brod¹³⁾, daß Christus auf der Flucht sich in dem auf Gottes Willen hin plötzlich hochgewachsenen Weizen habe verbergen können. Vermutlich ist bei dieser dürftigen Angabe auch die Flucht nach Ägypten gemeint, die vom Mittelalter her beliebt und bekannt war. Dieser Legendenzug findet sich im Burgenland in Kleinwarasdorf wieder¹⁴⁾.

Viele der Gebiete gehörten einst zu Ungarn. Wie weit eine legendäre Beeinflussung stattgehabt haben kann, läßt sich nicht gleich beurteilen, jedoch genießt auch im ungarischen Leben das Brot und der Weizen eine große Wertschätzung. Dort gilt die Erzählung, daß der Schöpfer selbst jedem einzelnen reifenden Korn das menschliche Antlitz aufgeprägt hätte. Nach der Vertreibung aus dem Paradies soll Gott dem Menschen gesagt haben, er möge jenes Samenkorn suchen und dann anbauen, auf dem er

⁹⁾ Betschkerek, Ernsthausen; Angabe Thurn. Lager 65.

¹⁰⁾ Ruma, Syrmien; Angabe: St. Moser, Neu-Ruma-Traun. Auch in Rudolfsnad, Banat, wird dieser Termin angegeben.

¹¹⁾ Vukovar, Kroatien, Banat: Umgebung von Semlin. Franzthal.

¹²⁾ Kristmann, Rigjica, Bez. Sombor, Batschka.

¹³⁾ Schwendemann, Slavonisch-Brod.

¹⁴⁾ L. Schmidt, wie Anmerkung 1. S. 391.

sein eigenes Antlitz nachgebildet (siehe ¹⁵). Dieser Glaube ist auch im übrigen deutschen Sprachgebiet weit verbreitet ¹⁶).

Neben einem allgemeinen orakelhaften Zug um die kommende gute Ernte läßt sich in slawonischen Gebieten feststellen, daß dort der Weizen nur von Frauen und Mädchen angebaut wurde. Man war der Meinung, wenn die Saat nicht aufgegangen war, werde das Mädchen kein Glück haben, manchmal heißt es auch, daß sie keine Kinder bekommen würde ¹⁷). In Semlin gilt dagegen der Glaube, wenn einer Frau der angebaute Weizen ... net grat, sterbt der Mann“ ¹⁸).

Gegendenweise wird auch der Liebesorakelbrauch mit Kirsch- und Weichselzweigen, an denen Zettelchen mit aufgeschriebenen Burschennamen befestigt sind, damit in Zusammenhang gebracht ¹⁹).

Dieses Brauchtum zur Winterszeit mit seinen verschiedenen Prägungen wurde von den Deutschen Ungarns, Rumäniens und Jugoslawiens aus der alten Heimat mitgebracht und in den neuen Wohnsitzen in gewohnter Weise beibehalten. Die Flüchtlinge, die sich in den Städten niederließen, hielten daran fest, ebenso wie die, die zusammengewürfelt aus den Ländern der Österreichisch-ungarischen Monarchie in den Lagern leben und die, die in selbständigen Siedlungen wohnen.

Wie ehemals die Städterin auf den Wochenmarkt Weizenkörner kaufen ging, besorgt auch heute die Donauschwäbin oder Kroatin in der Stadt den Weizen käuflich, um ihn in Tellern oder Schälchen anzusäen. Mit großer Liebe wird an diesen Gepflogenheiten festgehalten und man scheut sich auch nicht, sich dazu öffentlich zu bekennen. So hat beispielsweise Herr Ing. Ackermann in Wien I in seinem technischen Büro auf seinem Schreibtisch ein Schälchen Barbaraweizen aufgestellt. Frau Schwendemann beispielsweise sät in mehreren Tellern Barbarafucht, um diese, geschnitten, mit Licht versehen und einem Band umwunden, als glückbringende Gabe ihren lieben Bekannten zur Weihnachtszeit zu verschenken ²⁰).

¹⁵) Karoly Viski, Volksbrauch der Magyaren. Budapest 1932, S. 85, 86, 87. — Im Burgenland eine andere Variante: Marienbild im Weizenkorn, Baumgarten, Bgld. Vgl. Schmidt, wie Anmerkung 1, S. 390.

¹⁶) Hoffmann-Krayer und Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IX, Sp. 464.

¹⁷) Post, Esseg, Lager 63.

¹⁸) M. Moser aus Semlin, Lager 67.

¹⁹) Apatin, Batschka; Betschkerck, Banat.

Auch die Linzerin und „Neu-Linzerin“ besorgt ihren Samen in einem Geschäft. Frau Katharina Moser, Besitzerin einer Verkaufsbude für Vogelfutter und Samen berichtet, daß anfangs nur die „Banater“²¹⁾ diesen kauften, nun aber schon sehr viele Österreicherinnen Weizenkörner für denselben Zweck beziehen.

Wie weit diese Direktübertragung des Brauches in Linz sich auswirkt, ist schwer abschätzbar. Berührungspunkte mit den Brauchtumsträgerinnen sind oftmals gegeben. Viele volksdeutsche Frauen arbeiten in städtischen Haushalten, viele gemeinsam in Betrieben u. a. m. In vielen Fällen kennt man heute noch die direkten Brauchtumsvermittler. Als Einzelbeispiel einer solchen Übertragung auf dem Dorfe erwähne ich Frau Lehrerin Hansi Wurm in Sierning, die durch Frau Tittjung, derzeit Sierning Nr. 324, aus Lovaß bei Vukovář stammend, die Barbarafucht kennenlernte und sie nun Jahr für Jahr für sich erstellt²²⁾. Solche Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen.

Die Ausübung des Brauches wird aber nicht etwa heute nur von Einzelpersonen, sondern schlechthin von allen Leuten dieser Gegenden, ohne soziale Unterschiede, geübt. Selbst die Menschen, die in den Lagern auf engstem Raum zusammengedrängt leben, lassen nicht ab von dieser Sitte. Es finden sich bei nahezu allen Familien oberstehender Gebiete der 45 Lager mit etwa 23.000 Personen in Oberösterreich die keimenden Weizenschüsseln zur Weihnachtszeit²³⁾. Darüber hinaus ist jede Lagerkirche geschmückt. Meistens stehen die Töpfchen und Teller um die Krippe herum, auf den Hauptaltar und auf den Seitenaltären werden sie zwischen die Kerzenleuchter aufgestellt. Diese Aufstellung erfährt heute vielfach eine Lenkung durch die Seelsorgeschwestern oder die Frauen, die eben mit dem Amt des Kirchenschmückens betraut sind. So sehen die Schüsselchen mit Barbaraweizen auf dem Seitenaltar der Lagerkirche Haid, Wohnsiedlung 121, alle gleichartig aus, die Halme werden von einem hellblauen Band zusammengehalten²⁴⁾. Früher machten die aufgestellten Schüsselchen von verschiedener Form, Größe und Schmückung eher den Eindruck einer aufgestellten Opfergabe um die Krippe²⁵⁾. Auch in den Volksschulen wird dieses heimatliche Brauchtum erklärt

²⁰⁾ Schwendemann, Wien VIII., Josefgasse 7, verschenkte 1953 acht Teller mit grünendem Barbaraweizen.

²¹⁾ Volkstümliche Sammelbezeichnung für Volksdeutsche in Linz.

²²⁾ Die Angabe verdanke ich Herrn Dentist Josef Pranzl, Sierning.

²³⁾ Vgl. „Die Brücke“, Beilage des Linzer Volksblattes, Folge 39, vom 26. September 1954.

²⁴⁾ 1955.

²⁵⁾ Wohnlager 65.

und den Kindern nahegebracht. Lehrer Pill aus Indjia stammend, erzählt, daß er in Linz-Ebelsberg in der Schule tätig, den Kindern diesen Brauch erklärte, und diese haben ihn, obwohl viele einheimische Kinder unter ihnen waren, alle gekannt ²⁶⁾.

Dem Einwurf, Städter kämen der Aufnahme fremdartigen Brauchtums rascher entgegen, sei entgegnet, daß sich die gleiche Erscheinung auf dem Lande bei österreichischen Bauern in ähnlicher Weise verfolgen lasse. In den Landbezirken um Schwanenstadt, Mondseeland, Gebiet um Schärding, Innviertel, sowie im Kremstal gibt es auch jetzt noch größere Gruppen von Donauschwaben, die auf oberösterreichischen Bauernhöfen arbeiten. In einzelnen der oben erwähnten Gebieten gelang es rasch, die österreichische Bauernschaft für dieses, für sie neue Brauchtum einzunehmen, während andernorts psychologisch bedingte Schwierigkeiten auftraten. So läßt sich allgemein für das Innviertel feststellen, daß der Brauch der Tellersaat den Bauern gut gefiel, doch nur in wenigen Fällen kam es zu einer direkten Übernahme. Es kostet diesen reichen Bauern scheinbar eine Überwindung, von Menschen ohne Hab und Gut von (ihnen) unbekannter Herkunft, etwas anzunehmen. Freilich heißt es aus Scharfenberg im Innviertel ²⁷⁾, daß die Schwaben jedes Jahr an ihrem Barbaraweizen festhielten. Den Bauern gefiel dies so gut, daß die Schwaben im kommenden Jahr ein Töpferl mehr anbauten und es ihren Bauersleuten schenkten, die es wiederum unter ihren Christbaum stellten. Ebenso wurde mir die Nachricht von einer Familie aus Ruma, nach Siegharting bei Schärding verschlagen, die die Saat in gewohnter Weise bereitete und auch den Bauern schenkte. Es handelt sich also hier um Geschenke, die Urheber der Brauchhandlung sind Volksdeutsche.

Im Anzental, in Bach bei Schwanenstadt, wurde aber der Brauch von den ansässigen Bauern nicht nur gut aufgenommen, sondern auch selbst geübt ²⁸⁾. Auch Frau Welzer aus dem Lager Haid, die bei einem Bauern im Kremstal aushilft, brachte dahin den Brauch. Weihnachten 1954 hat die Bäuerin aus eigenem Antrieb die Saat vorgenommen.

Mehr Bereitschaft fand man im Mondseeland ²⁹⁾. In Zell am Moos wird beispielsweise schon durch mehrere Jahre hindurch

²⁶⁾ Wohnlager 65, derzeit.

²⁷⁾ Anna Baumann aus Franzthal, jetzt Scharfenberg, Innviertel, Oberösterreich.

²⁸⁾ Familie Strauch aus Berak; Familie Kamnath aus Berak.

²⁹⁾ Diese genauen Angaben sandte Herr Oberlehrer K. Brandstötter, Zell am Moos, ein, dem dafür auch an dieser Stelle herzlichst gedankt sei.

von einheimischen Bauern wie selbstverständlich von den Volksdeutschen, die größtenteils aus der Gegend um Semlin stammen, dieser Winterbrauch gepflegt. Von 39 Bauernwirtschaften brennen in 19 Häusern zu Weihnachten Kerzen in grünender Tellerweizensaat. Dazu kommen noch die Häuser der Volksdeutschen. Am Hof „Buchner“, in Zell 64, hält man daran seit vier Jahren fest.

Sicherlich ließe sich auch für andere Gebiete ein dichteres Verbreitungsnetz der neu aufgenommenen Tellersaat finden, doch wäre dies vornehmlich Aufgabe eines Atlasunternehmens.

Überschauend läßt sich feststellen, daß ein in Oberösterreich völlig unbekanntes Brauchtum durch Wanderung von Volksstämmen, hier Donauschwaben, aus ihren bisherigen Sitzen in Südosteuropa, Fuß fassen konnte und als neues Brauchtum aufgenommen und weitergepflegt wird. Die gleichen Erscheinungen von Geschenkbrauch, kirchliche Opfergabe sowie Lichter- und Grünbrauch zur Weihnachtszeit schlechthin, werden sich in allen Aufnahmegebieten deutscher Flüchtlinge aus dem Südosten feststellen lassen können.

Wege der Volkskunst

Von Oskar v. Zaborsky

Als Lucas Cranach um das Jahr 1514 sein liebliches Marienbild malte, ahnte er gewiß nicht, daß unter seinen Händen das Urbild einer kaum zählbaren Reihe von Gnadenbildern ent-



Abb. 1. Lucas Cranach, Mariahilfbild, um 1514, Innsbruck, Stiftskirche St. Jakob.

stand. Der Überlieferung nach soll das Muttergottesbild zuerst in der Hl.-Kreuzkirche in Dresden aufgestellt, und dann, nach der Glaubensspaltung, in die kurfürstliche Gemäldegalerie überführt worden sein. Kurfürst Johann Georg verehrte es im Jahre 1611 seinem Gaste, dem Passauer Fürstbischof Leopold. Ein Maler Pius im Dienste des Fürstbischofs kopierte es 1618 und schuf damit die vielverehrte „Passauer Madonna“. Nach dem Tode Leopolds kam das Cranachbild nach Innsbruck, wo es 1650 in der Stiftskirche St. Jakob als Gnadenbild aufgestellt wurde.

Unter dem Schlachtruf „Maria hilf!“ hatten im 16. Jahrhundert die Österreicher das Abendland gegen die Türken verteidigt. Dieses Losungswort verbreitete sich seitdem in alle Welt, nicht zum wenigsten durch das Bild heiliger Mutterliebe, dem es als Titel beigegeben worden war. Es soll hier nicht versucht werden, auch nur einen kleinen Teil der Nachbildungen und Abwandlungen zu beschreiben, die das Gemälde von Künstlerhand erfahren hat. Hier sollen nur wenige Bilder erläutern, welche Veränderungen es durch dörfliche oder kleinstädtische Handwerker und auch als Vorlage gewerbsmäßiger Massenkunst, die zum gläubigen Volk sprach, unterworfen wurde. Es können an ihm beharrende und wandelbare Züge unterschieden werden. Beharrend ist vor allem die Haltung der Muttergottes und des Christkinds, bei handwerklich gut ausgeführten Bildern bis in die Fingerspitzen. Eine kleine Einschränkung gilt nur für die Köpfe, besonders den des Christkinds, die so gedreht sind, daß man beide Augen deutlich sieht. Beharrend sind nicht nur die herkömmlichen Farben der Gewandung Mariä, sondern auch die Überärmel, die ihre Ellbogen wulstförmig umgeben. Sie pflegen aber in der Farbe vom Goldgelb des Urbildes meist ins Grüngelb billiger Chromfarbe abzuweichen. Ferner kehrt in der Regel die schwarze Randstickerei des Hemdes wieder, oft als Halskette gesehen, mit lang- und quergestellten Gliedern. Fast immer, und bei primitiver Darstellung nur um so deutlicher ist der hauchzarte Schleier wiedergegeben, der auf dem Urbild die Köpfe von Mutter und Kind bedeckt. Er gehört offenbar, neben dem erhobenen Knie des Christkinds, zum attributartigen Merkmal des Mariahilfbildes.

Verändert finden wir in all unseren Beispielen die Haarfarbe. Dabei mag auf die allgemeine Erscheinung hingewiesen sein, daß, wenigstens in Deutschland, in der führenden Kunst Heilige in der Regel blond, in der Volkskunst, besonders Süddeutschlands, oft dunkelhaarig dargestellt werden. Es dürfte dies im wesentlichen auf der kontrastreicheren Wirkung beruhen, die von den schlichten Malern bevorzugt wurde.

Auch der Menschenschlag oder das Schönheitsideal des Erzeugungsgebietes können die Verdunkelung der Haarfarbe beeinflussen haben. Beim Mariahilfbild ist jedoch zu vermuten, daß ihre so krasse Umkehrung angesichts der im übrigen auffallenden Beharrlichkeit der Farbgebung auf einer Art von optischer Täuschung beruht. Das Urbild zeigt einen tiefdunklen Hintergrund, von dem sich der lichte Fleischton der Köpfe stark abhebt. Betrachten wir das Stoiberbild (Abb. 2) und das andere Hinter-

glasbild aus der Umgebung von Kötzing (Abb. 3), so fällt auf, daß besonders am Haupt des Jesuskindes der schwarze Schopf wie eine Kappe über der schon fast dem Schädelumriß entsprechenden hellen Gesichtsfäche angebracht ist. Es scheint demnach so, als ob der Helligkeitskontrast, der auf dem Urbild durch den dunklen Hintergrund erzielt war, bei den Abwandlungen durch die Haarfarbe ersetzt wurde. Auf diesen fehlt auch allgemein



Abb. 2. Mariahilfbild, Hinterglasbild im Stile der Malerfamilie Stoiber, Haibühl, Krs. Kötzing, 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. — Versuch, die tonige Wirkung des Urbilds mit handwerklichen Mitteln zu erreichen. Aufhellung und Belebung des Hintergrundes.

das dünne schwarze Haarband des Cranachbildes, vielleicht ein Jungfrauenabzeichen, das auf dem dunklen Haar der Repliken farbig nicht auffallend genug war. Die wesentlichste formale Veränderung erfuhr das Mariahilfbild, indem der schlichte dunkle Hintergrund durch einen helleren, meist stark belebten, ersetzt wurde.

Es ist schon allzuoft vom horror vacui primitiver Kunst gesprochen worden, als daß diese Neigung, keine Stelle des Bildes leer zu lassen, erklärt werden müßte. Nächst den Wolken, die auch oft genug als Sockel den unteren Abschluß des Bildes abgeben, sind es Engelknaben, die eine Krone über der Gottesmutter in der Schweben halten und so die „toten Stellen“ rechts

Abb. 3. Mariahilfbild, Hinterglasmalerei, wohl aus der Gegend von Kötzing, 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. — Flächenhafter Stil. Liniensführung noch vom Urbild abhängig. Die Belebung des Hintergrundes nähert sich dem Ornament.



Abb. 4. Mariahilfbild, Hinterglasmalerei aus Sandl, Oberösterreich, 1. Viertel des 19. Jahrhunderts, Berlin, Museum für deutsche Volkskunde. — Trotz der herkömmlichen Haltung der Figuren stärkste Übersetzung des Linienspiels ins Ornamentale.

und links von ihrem Haupte mit stark bewegten Formen ausfüllen. Auf dem Sandbild (Abb. 4), das mehr noch als alle anderen Beispiele, die stärkste Wendung zur Abstraktion zeigt, sind die Engel durch rote Blumen ersetzt, die ohne nähere Beziehung zur Darstellung die helle Fläche des Hintergrundes schmückend beleben. Hier sind auch die Heiligenscheine, Zutaten zu den Nachbildungen, zu überaus sprechenden Gestaltungs-



Abb. 8. Ignaz Günther, Vesperbild von Kircheiselfing, Hochrelief von 1758.

momenten geworden, die mit anderen Teilen der Komposition zu einem zwingenden Linienspiel zusammenwirken.

Wer in der Ignaz-Günther-Ausstellung, München 1951, das erschütternde Vesperbild aus Kircheiselfing von 1758 sah (Abb. 8), wird verstehen, daß dieser leidenschaftliche Ausdruck mütterlichen Schmerzes stärker auf das Volk wirken mußte, als die zarte Trauer der Pietà von Weyarn oder die erhabene Größe der Schmerzensmutter von Nenningen. Neben den drei im Katalog der Ausstellung genannten Vorbildern der Gruppe von Kircheiselfing sei noch auf das Gemälde von Willem Key hingewiesen, von dem das Ignaz Günthersche Hochrelief bis in den Faltenwurf hinein stärkste Abhängigkeit zeigt (Abb. 7). Aller-

dings hat der Bildhauer, im Gegensatz zum Maler, ganze Figuren geschaffen und beide Hände beider Gestalten sehen lassen. Diese Erweiterung des Rahmens bot ihm kompositionelle Möglichkeiten, die dem barocken Verlangen nach gesteigertem seelischem Ausdruck entgegenkam. Schon hier sei der Hinweis auf die merkwürdige Tatsache vorweggenommen, daß die Haltung der Hände der Schmerzensmutter der des Mariahilfbildes auffallend ähnelt und daß ihr dort in zarter Liebe dem Jesus-

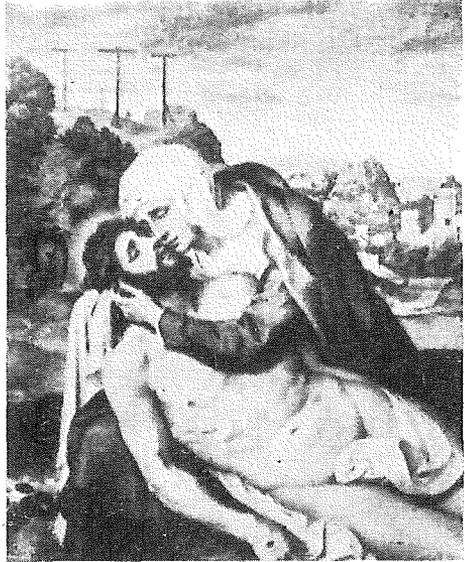


Abb. 7. Willem Key, früher dem Quentin Massys zugeschrieben, ca. 1520—1568, Vesperbild.

kinde zugeneigtes Haupt hier in tiefem Schmerz zu dem toten Gottessohne niedergebeugt ist.

Verfolgen wir die Spuren dieser Vesperbilddarstellung weiter, so scheinen sie wieder nach Sachsen zu führen. Es muß dort ein Gnadenbild von Meißen einst in hoher Verehrung gestanden haben, so sehr, daß der waldlerische Maler J. C. Haffner unter das Wasserfarbenbild, das 9 Jahre später im Bachmeierholz bei Kötzting als Gnadenbild Aufstellung fand (Abb. 9), folgenden Text schrieb: „Vera Effigies B. V. M. Dolorosae Reginae Civitate Misensi Sanguinosae una cum dilecto filio suo die 20. Juny 1737¹⁾.“ Wir wollen dazu noch bemerken, daß in der Kötztinger

¹⁾ Leider war es dem Verfasser bisher, auch trotz dankenswerter persönlicher Nachforschung von Dr. Herbert Bellmann in Meißen, nicht möglich, Näheres über die B. V. M. Misensis zu erfahren.

St. Veitskirche eine barocke Kopie der Güntherschen Gruppe von Kircheiselfing steht, die ohne bekannte Beziehung zu dem Gnadenbild im Bachmeierholz die Beliebtheit dieser ikonographischen Fassung beweist. An dem Gnadenbild vom Bachmeierholz ist die Ähnlichkeit mit dem Gemälde von Willem Key auffallend, abgesehen von der nonnenhaften Gewandung Mariä und der schon bei den Abwandlungen des Mariahilfbildes



Abb. 9. J. C. Haffner, Vesperbild, Gnadenbild vom Bachmeierholz, Krs. Kötzing, Wasserfarbenmalerei von 1737. Volkstümliche Wiedergabe der B. V. M. Misensis.

festgestellten Wendung der Köpfe. Wieder entspricht die Sichtbarkeit beider Hände und Augen dem Wunsche der Gläubigen nach Deutlichkeit der Haltung und gewissermaßen einer Blickbeziehung des Gnadenbildes zu ihnen. Die Einfassung der Umrisse des Meißener Gnadenbildes durch ziselirtes Edelmetall dürfte auf östliche Einflüsse zurückzuführen sein. Von der Volkskunst wurde dieses die Linie betonende und schmückende Motiv begierig aufgenommen, kommt es doch ihrer Neigung zur Eingliederung der Gegebenheiten des Vorbildes in ein Ornament entgegen. Auf der Votivtafel von 1818 hält die Gottesmutter den

toten Erlöser mit parallel liegenden Händen wie ein Wickelkind an sich gedrückt. Gewiß spielt künstlerisches Unvermögen bei solchen Abweichungen die größte Rolle. Daß aber die Linienführung so und nicht anders ausfiel, liegt an der Ablösung der verfeinerten Wirkungen des hohen Knustwerks durch klarere Bewegungsrichtungen und einfache formale und farbige Harmonien.

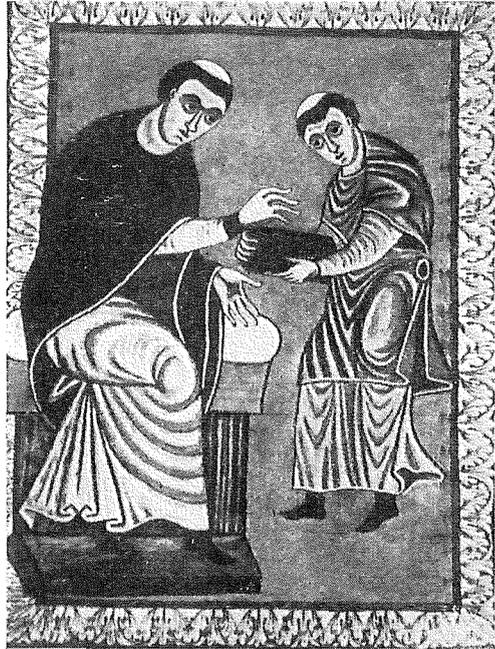


Abb. 5. Widmungsbild aus dem Gero Codex, um 950, Darmstadt, Landesbibliothek. — Beispiel ähnlicher formaler Gestaltung wie Abb. 4 in der führenden Kunst des Mittelalters.

Gerade solche fast zum Ornament gewordene Abstraktion der Naturformen, wie besonders auf dem Sandbild (Abb. 4), gibt deutliche Einblicke in das (unbewußte) Wirken formaler Gesetze, die in früheren Jahrhunderten auch in der führenden Kunst galten (Abb. 5), seit dem Vordringen des Naturalismus im 15. Jahrhundert, aber auf die Volkskunst beschränkt blieben.

Es sei, um die Eigenart des Stils volkstümlicher Malerei zu beleuchten, der akademische Kanon der bildenden Kunst von der Barockzeit bis zum Einsetzen des Expressionismus zum Vergleich herangezogen. Die führende Malerei jener drei Jahrhun-

derte verlangte von einer Komposition den geheimen Zusammenhang ihrer Elemente, dessen allzu deutliche Aufzeigung als banal angesehen wurde. Das in der Volkskunst so häufige Vereinfachen und Zusammenziehen von Linien war verpönt, so sehr, daß damals der Stil bleiverglaster gemalter Fenster und im strengeren Sinne auch der der Wirkteppiche, an denen beiden diese Erscheinung technisch bedingt ist, in unrettbaren Verfall geriet.



Abb. 6. Mariahilfbild. Hinterglasmalerei aus Raimundsreut, Krs. Wolfstein, 1. Viertel des 19. Jahrhunderts. Formale Lockerung bis zu teppichartiger Wirkung.

Die Volkskunst kennt die Verkürzung von Gliedmaßen weder als zeichnerisches Phänomen noch als kompositionelles Element zur Erzielung von Tiefenwirkungen, die ja auch wegen der meist flachen Bühne des Bildausschnitts fast nie gesucht werden. Ebensowenig wendet sie Überschneidungen an, um die Komposition zu gliedern und ihre Teile räumlich zu staffeln. Hier gilt das durch einen Rhythmus gebundene Spiel der Linien, die klare Begrenzung der Flächen und Farbflecken und das offene Sichantworten der Farben und Formen. Die Linie und die (selten genug) zur Modellierung herangezogene Schraffur nähert



sich der Kalligraphie (Abb. 4, vgl. als früheren Kunststil Abb. 5). Tonige Manier der Vorlage wird in klar verteilte Licht- und Schattenpartien übersetzt (Abb. 4), schwierige Einzelformen und Stellungen werden vereinfacht, was an Händen besonders deutlich zu sein pflegt.

Gewiß gibt es auch in der Volkskunst, wie in jeder menschlichen Gestaltung, reifere und schlichtere Schöpfungen. Betrachten wir angesichts des hohen Stils der Sandl-Madonna (Abb. 4) das Bild von Raimundsreut (Abb. 6), so betreten wir damit das



Abb. 10. Votivtafel vom Bachmeierholz des Hans Georg Mühlbauer aus Hudlach, Krs. Kötzting, Hinterglasmalerei von 1750.

Grenzgebiet, wo die Form auf die allergeringsten Wesenszüge zurückgeführt wird, hinter dem dann die Auflösung käme. Auch hier hat schon die rechte Hand der Muttergottes ihre Funktion verloren, die Köpfe und Glieder sind getrennter gezeichnet, eine Folge der schon erwähnten Abneigung primitiver Darstellung gegen Überschneidungen. Das kindlich naive Bildl nähert sich der Kinderzeichnung. Die Farben sind z. T. ganz willkürlich aufgetupft (die Krone rot!) und ergeben eine teppichartige Wirkung. Zur Belebung des Hintergrundes ist die Fläche des Bildes



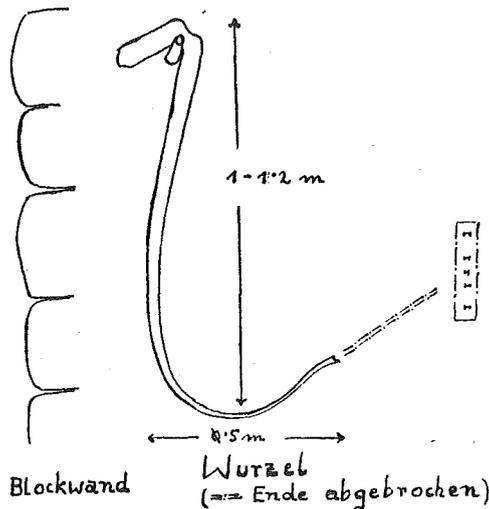
Abb. 11. Votivtafel vom Bachmeierholz. Ölmalerei auf Holz von 1818. Die Darstellung des Gnadenbildes in stärkster ornamentaler Zusammenfassung.

verspiegelt — ein Rückgriff auf die mittelalterliche Gepflogenheit der Goldgründe von Heiligenbildern. Dem magischen Schein der Goldflächen in den dunklen Domen entspricht hier die Rückstrahlung des Lichtes im Dämmer des Herrgottswinkels kleinfenstriger Bauernstuben. Bei aller Vereinfachung ist mit den wenigen Strichen eine große Innigkeit des Gesichtsausdrucks erreicht. Hier gilt nicht mehr das Abbild, sondern das Zeichen und die Komposition wird zum Ornament.

Ein Wetteranzeiger aus Thumersbach

Von Elfriede Lies

Einen bäuerlichen Wetteranzeiger, wie man solche noch mancherorts, besonders aber bei Almhütten in Verwendung sehen kann, konnte ich im Sommer 1954 in Thumersbach bei Zell am See, Salzburg, photographieren. Allerdings handelt es sich hier um ein Stück, das, weil beschädigt, nicht mehr in Verwendung ist. Merkwürdig ist die Begründung, nach welcher die Wurzel, um eine solche handelt es sich, noch, obwohl funktionsunfähig, immer an ihrem Platz an der bergseitigen Außenwand des Stadels hängt. Man solle „ihn“ nicht entfernen, wenn man nicht einen Ersatz an seine Stelle gibt, da sei es besser, man belasse alles wie es ist, schließlich schade es ja niemand, wenn die Wurzel da



oben hinge und wenn sie eines Tages von selbst herunterfällt, könne man sie noch immer wegwerfen oder verbrennen. Das heute am Hof benutzte Barometer gilt offenbar nicht als Ersatz für die Wurzel, wengleich es, wie mein Gewährsmann meinte, ja nicht so schlecht sei, tat er es dennoch mit einer Handbewegung als neumodisches Zeug ab und meinte, daß das Wetter „veränderlich“ sei, haben die alten Leute auch so gewußt.

Um solch einen bäuerlichen Wetteranzeiger zu machen, muß man eine gebogene Wurzel von einem lebenden Nadelbaum schneiden und sie so aufhängen, daß das dicke Ende oben ist und das dünne, bewegliche unten, beziehungsweise, da die Wurzel gekrümmt ist, nach der Seite schaut. Die Wurzel soll nicht direkter Sonnenbestrahlung ausgesetzt

sein. Einige Zeit muß man dann die Wurzel und das Wetter beobachten, ehe man in eine senkrecht zum dünnen, freien Wurzelende an der Wand befestigte Leiste Merkzeichen setzt, die den Kenner das kommende Wetter ablesen lassen, da sich das freie Wurzelende nach der jeweiligen Luftfeuchtigkeit mehr nach oben oder unten biegt und so nach dem entsprechenden Merkzeichen weist.

Eine mutwillige Beschädigung des Wetteranzeigers wurde früher vom Hausvater, der den Wetteranzeiger selbst verfertigt hatte, wie ein Frevler geahndet. Der Frevler, wurde man seiner habhaft, wurde für die Mahlzeit von der Tischgemeinschaft ausgeschlossen und bekam einen Tag lang weder Brot noch Käse, jeder durfte ihn hänseln und in die Tischgemeinschaft wurde er erst wieder aufgenommen, wenn der Hausvater persönlich ihn herbeirief, das setzte dann noch eine Ohrfeige und die bejahende Antwort auf die Frage, ob der Frevler wisse, wofür er bestraft worden sei, voraus.

War mein Gewährsmann, ein alter Verwandter des Hof- und Gasthausbesitzers an der Thumersbacher Promenade, an dessen Stadelwände die Wurzel hängt, auch auf meine Frage nach dem Wetteranzeiger verhältnismäßig mittheilsam, lehnte er jede weitere Diskussion über den von ihm in zusammenhängender Rede besprochenen Gegenstand ab mit der Begründung, er könne gar nichts sagen, weil er nichts wisse. So konnte ich leider über einen Brauch, den er nur nebenher erwähnt hatte, nichts weiter erfahren, obgleich dieser von besonderem Interesse wäre, ebenso konnte ich keine volkseigene Benennung des Gegenstandes, den ich dem Zweck nach als Wetteranzeiger bezeichne, in Erfahrung bringen. Für meinen Gewährsmann war der Wetteranzeiger einfach „er“ und mit dem Daumen deutete er in seine Richtung. Was den Brauch betrifft, berichtete der alte Mann, habe man früher, als die alten Sachen noch in Ehren gehalten wurden, bei einer Hochzeit am Hof die Wurzel mit Grün und bunten Bändern aufgeputzt.

Ähnliche Wetteranzeiger wie den eben besprochenen konnte ich öfter beobachten und glaube ich, dürften noch in den meisten unserer Bundesländer zu finden sein: ich selbst sah sie im Gütenbachtal bei Kleinzell, N.-Ö., in Weizenkirchen, O.-Ö. und in Steinerkirchen a. Traun, O.-Ö. und auf mancher Alm im salzburgischen Pinzgau und in Tirol, wo am Gemeindeamt in Oberperfuß noch im Jahre 1947 solch volkstümlicher Wetteranzeiger zu sehen war. Er bestand aus einem von einem lebenden Laubbaum (Strauch) geschnittenen Aststück von ungefähr 15 cm Länge, von dem ein Ästchen abzweigte, das man in etwa 30 cm Länge abgeschnitten und mit einer kleinen Blechspitze versehen hatte. Das Ganze war so an der Wand befestigt, daß das Ästchen horizontal zu liegen kam, die Spitze zeigte, wie vorhin an der Wurzel erläutert, an einer Tabelle das Wetter an. Das Aststück hing man so auf, daß die Wachstumsrichtung nach unten schaut, was angeblich bewirkt, daß das Holz länger frisch bleibt. Ist es völlig ausgetrocknet, reagiert es nicht mehr in gewünschten Ausmaß und dient daher seiner Bestimmung nicht mehr.

Solche Wetteranzeiger mit eingesetzter Spitze sah ich nur selten: meist begnügte man sich, das Ästchen am Ende zuzuschneiden. Über ein Brauchtum oder besondere Wertschätzung dieser Art von Wetteranzeiger ist mir nichts bekannt geworden.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

Einführende Bemerkungen ¹⁾

Von Leopold Schmidt

Die österreichische Volkskunde ist eine Forschung von großer alter Tradition und mit quellendem jungen Leben. Sie wird seit Jahrzehnten hauptsächlich von den Museen aus geleitet. Seit sechzig Jahren wird die zentral geleitete Arbeit hauptsächlich vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien bestimmt und angeregt, geleitet und unterstützt, ohne daß dies jemals zentralistisch gemeint gewesen wäre oder auch derzeit sein möchte. Es hat sich aber jederzeit herausgestellt, daß die Anforderungen von allen Seiten an dieses Museum so hoch waren und im Lauf der letzten Jahre womöglich noch gestiegen sind, daß sein zentral geleitetes Ausgreifen durchaus gerechtfertigt war und ist. In diesem Sinn habe ich hier auch das Archiv der österreichischen Volkskunde gegründet. Seine Vorgeschichte und Geschichte soll bei anderer Zeit und Gelegenheit genauer dargetan werden. Hier genügt der Hinweis darauf, daß ein modernes Volkskundemuseum sich nicht in der Tätigkeit der Erwerbung von dreidimensionalen Objekten erschöpfen kann, daß die Sammlung und Aufarbeitung der Hilfskollektionen eine bei weitem größere Bedeutung besitzt als bei allen anderen Museen der kunst- und kulturwissenschaftlichen Gruppe. Aus dieser Erkenntnis heraus hat die Photothek des Museums längst eine ziemliche Bedeutung errungen, ihre gewaltige Vergrößerung und ihre ordnungsmäßige Aufarbeitung in den letzten Jahren macht sie immer mehr zu einem brauchbaren wissenschaftlichen Werkzeug. Aus der gleichen Erkenntnis heraus sind die Graphikbestände des Museums aus der Hauptsammlung herausgenommen und mit den stattlichen Neuerwerbungen zu einer eigenen Graphiksammlung zusammengestellt worden, die insbesondere für die Wallfahrtsvolkskunde eine einzigartige Quelle darstellt.

Schließlich aber hat sich die dringende Notwendigkeit ergeben, zu dem allem noch ein eigenes Archiv für die schriftlichen Aufzeichnungen aller Art zu schaffen, die sich vor allem aus den verschiedenen Befragungen ergaben. Die Atlas-Arbeit, die nie am Museum konzentriert war, die aber doch methodisch die Museumsarbeit beeinflusste, führte

¹⁾ Vgl. die erste Mitteilung darüber: Schmidt, Archiv der österreichischen Volkskunde (diese Zeitschrift, N.S. Bd. VIII, 1954, S. 72). Von den in der dort beigetzten Fußnote durch die „Kommission für einen österreichischen Volkskunde-Atlas“ angekündigten „Berichten und Mitteilungen aus dem Österreichischen Volkskundeatlas“ ist niemals auch nur eine Zeile bei der Redaktion der Zeitschrift eingelaufen. Es war wohl auch nie ernsthaft beabsichtigt gewesen.

uns zur Anlage von Umfragen-Antworten-Sammlungen, die auf den verschiedensten Grundlagen basierten. Umfrage-Ergebnisse von Dissertanten, die Wallfahrts-Umfragen, die sich anlässlich von Gugitz' Wallfahrtstopographie ergaben, traten zu planmäßigen Befragungen auf dem Gebiet der Arbeitsgeräte. Insbesondere aber wurde für das Burgenland ein eigener Befragungsplan ausgearbeitet, der zu einem gewaltigen Einlauf von Zweitschriften führte, die Erstschriften gingen dem Burgenländischen Landesmuseum zu. Aus dieser kollegialen Zusammenarbeit gingen nicht nur beträchtliche Anregungen und gewaltige Materialmassen hervor, sondern auch Plan und Anlage eines eigenen „Atlas der burgenländischen Volkskunde“, der also praktisch bereits ein Ergebnis der Archivarbeit des Museums darstellt²⁾.

Im Ganzen gesehen ist dieses Archiv eine Beobachtungsstelle des lebendigen Volkslebens. Was das Museum nur in Proben erfassen und darstellen kann, die quellende Fülle des Geschehens auf allen Feldern der Volkskultur, das läßt sich durch diese Befragungen, Einsendungen, Einzelaufzeichnungen usw. doch einigermaßen wirklich umfassen und zeugnismäßig festhalten. Wir sind bemüht, bei wichtigen Einsendungen auch Objekt und Bild dazu zu erwerben, die Anregungen so mancher „Reizfragen“ haben uns schon wertvolle Vermehrungen aller unserer Sammlungen gebracht. Da muß ein Glied ins andere greifen, wenn notwendig, muß von beachtlichen Brauchaufzeichnungen ein Schmalfilm angeregt, von wichtigen Gerätfeststellungen die Erwerbung einer neuen Objektserie eingeleitet werden, usw. Die Beobachtung kann ja gar nicht vielseitig genug sein. Jeden Sommer neue Beobachtungen, jeden Winter neue Ausarbeitungen, das ist das ungeschriebene Gesetz für jeden Beamten des Museums, das sich in seinen Folgen auf das Archiv am nachhaltigsten auswirkt. Nicht eine starre Organisation der „Feldforschung“ ist dabei wesentlich, sondern das Sichoffenhalten für die neuen Beobachtungen, und der immer erneute Versuch, alle diese Erscheinungen womöglich auch in Auswertungen durch Bild und Karte, und selbstverständlich wenn irgend möglich durch Ausstellung und Veröffentlichung geistig zu bewältigen. Was davon die jeweils Erlebenden schaffen können, das sollen sie auch tun. Das gespeicherte Material des Archives aber bleibt jedenfalls als Dokument auch allen Mitarbeitern und Nachfolgern gewahrt. Dementsprechend ergeht auch die Einladung an alle Freunde der österreichischen Volkskunde, an unserem Archiv mitzuarbeiten und es zum Nutzen aller immer wieder zu bereichern.

²⁾ Vgl. jetzt dazu: Schmidt, Burgenländische Volkskunde 1951 bis 1955. Bericht über ein halbes Jahrzehnt Sammlung und Forschung (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 11). Eisenstadt 1956.

Chronik der Volkskunde

Internationaler Volkskunde-Kongreß in Arnheim 1955

Vom 20. bis 24. September 1955 fand im Niederländischen Reichsmuseum für Volkskunde (Het Nederlands Openluchtmuseum) in Arnheim und anschließend daran vom 26. bis 28. September in der Volkskunde-Kommission der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam der Internationale Volkskunde-Kongreß, bzw. die daran anschließende Volkskunde-Konferenz statt. Beide Veranstaltungen waren sehr genau vorgeplant und ausgezeichnet geleitet. Der Teilnehmerkreis war bewußt verhältnismäßig eng gezogen, in Arnheim ungefähr 100 Gäste, in Amsterdam nur 15 Teilnehmer, als Ländervertreter. Dadurch wurde selbstverständlich eine straffere Führung der Fachgespräche ermöglicht.

Beide Veranstaltungen waren in der Hauptsache auf die Grundfragen der Volkskunde und die Vereinheitlichung ihrer Terminologie usw. eingestellt. Die außerdeutschen Vertreter zeigten großes Interesse daran, einen international einheitlichen Fachausdruck zu schaffen, wobei sich allerdings eine beträchtliche Differenz gegenüber den Vertretern der deutschsprachigen, niederländischen und flämischen Gebiete ergab. Es konnten letzten Endes in diesen Fragen nur beiläufige Kompromisse erzielt werden, wogegen sich in den eigentlichen Fachfragen durchaus weitgehende Übereinstimmungen ergaben.

Der Kongreß fand in dem schönen neuen Restaurant des Niederländischen Freilichtmuseums statt, das einen vorzüglichen Rahmen sowohl für die Vorträge wie auch für die Besichtigungen, Führungen usw. abgab. Nach der offiziellen Begrüßung im Trippenhuys, dem Sitz der Niederländischen Akademie der Wissenschaften, am 20. September begann unter der Leitung von Dir. Dr. Winand Roukens (Niederländisches Reichsmuseum für Volkskunde) und Dr. P. J. Meertens (Direktor des Volkskunde-Institutes der Kgl. Akademie der Wissenschaften) am 21. der Kongreß mit den Vorträgen:

1. Prof. Dr. Jorge Dias (Coimbra):

„Das Wesen des Problems: Nomenklatur und Gegenstand der Volkskunde.“

Dazu Koreferat: Prof. Dr. Branimir Bratanić (Zagreb):

„Das Wesen des Problems: Europäische Ethnologie (Name, Gegenstand und Aufgaben).“

2. Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien):

„Die Stellung der Volkskunde im Gefüge der Geisteswissenschaften.“

Dazu Koreferat: Dr. Oskar Looorits (früher Dorpat, jetzt Uppsala):

„Wir Folkloristen als Geisteswissenschaftler.“

Mittags folgte der offizielle Empfang durch den Bürgermeister der Stadt Arnheim. Nachmittags schlossen die Vorträge an:

3. Prof. Dr. Karl Meisen (Bonn):

„Volkskunde als Sozialwissenschaft.“

Dazu Koreferat: Prof. Dr. Sigurd Erixon (Stockholm):

„European Ethnology as a social science.“

An die Vorträge schloß sich eine lebhafte Diskussion an, in der von den deutschsprachigen Vertretern (Meisen, Schier, Schmidt) weitgehend gegen die Anlehnung der Volkskunde an eine als „Ethnologie“ bezeichnete Rahmenwissenschaft Stellung genommen wurde.

Im Anschluß daran fand eine ausgedehnte Führung durch das schöne Freilichtmuseum statt. Abends gab Prof. Jaap Kunst interessante Proben seiner Volkslied-Aufzeichnungen von der Insel Ter-schellen.

Der zweite Tag, 22. September, war vor allem den Museumsfragen gewidmet.

1. Generalkurator Dr. Hilmar Stigum (Oslo):

„National Museums of Folklore as institutions of cultural science.“

Dazu Koreferat: Dir. George-Henri Rivière (Paris):

„Bedeutung der Museen für Volkskunde.“

2. Dir. Dr. Josef M. Ritz (München):

„Die Volkskunde im Rahmen der Kunstgeschichte.“

Es ergab sich eine lebhafte Diskussion, in der Dir. Boris Orel (Laibach) Gegenwartsfragen der volkskundlichen Museumspraxis aufrollte, und der Referent vor allem für die Schaffung von zentralen Volkskundemuseen in jenen Ländern eintrat, die bisher damit nicht ausgestattet sind (z. B. Bayern).

Die anschließenden Vorträge waren dem Gebiet Volkskunde und Sprachwissenschaft gewidmet:

3. Prof. Dr. Hugo Moser (Nijmegen, jetzt Saarbrücken):

„Volkskunde und Sprachwissenschaft.“

Dazu Koreferat: Prof. Dr. K. Heeroma (Groningen):

„Volkskunde und Philologie.“

Die anschließende Diskussion ergab ein beträchtliches Interesse an den Problemen bei weiter Divergenz der Anschauungen.

Nachmittags wurde eine Besichtigungsfahrt nach dem museal eingerichteten Schloß Bergh bei s'Heerenbergh geboten. Abends folgte eine Vorführung niederländischer Volkstrachten durch den Konservator der Trachtenabteilung des Museums und die Aufführung eines Filmes über die niederländischen Schützengilden.

Der dritte Tag, 23. September, war zunächst den Problemen der Folkloristik, also der Volkserzählforschung, gewidmet:

1. Prof. Dr. Reidar Christiansen (Oslo):

„The products of Folklore in the field of the history of literature.“

Dazu Koreferat: Prof. Dr. Max Lüthi (Zürich):

„Volkskunde und Literaturwissenschaft.“

Zweites Koreferat: Prof. Dr. Erich Seemann (Freiburg i. Br.):

„Volkskunde und Philologie.“

Die nächsten Referate galten der Stellung der Volkskunde im Hochschulbetrieb:

2. Prof. Dr. Martti Haavio (Helsinki):

„Volksdichtungsforschung und Volkskunde als Universitätsfach.“

Dazu Koreferat; Prof. Dr. Stith Thompson (Bloomington):

„Das Studium der Folklore in den Vereinigten Staaten.“

Die Diskussion wurde besonders von den Vertretern der Mundart- und Erzählforschung (Draak, Strömbäck, Michels) geführt und legte Zeugnis von dem hohen Stand der engeren Folkloristik ab.

Am 24. September wurde eine Autobus-Exkursion nach Amsterdam, Volendam und Edam abgehalten, mit ausführlicher Besichtigung des Fischerdorfes Volendam an der Zuidersee, wobei eine Trachtengruppe Volkstänze vorführte. Die glänzend organisierte Exkursion gab einen ausgezeichneten Überblick über einen wichtigen Teil des holländischen Volkslebens.

Am 26. September begann in der Bilderdijk-Kammer des Trippenhuis in Amsterdam die Konferenz, die von der Volkskunde-Kommission der Niederländischen Akademie der Wissenschaften veranstaltet und unterstützt wurde. Die Teilnehmer wurden als Gäste der Akademie behandelt, wodurch sich der intime Charakter der langwierigen und diskussionsreichen Verhandlungen noch verstärkte. Anwesend waren: Prof. Dr. Stith Thompson (Bloomington, USA), Prof. Dr. Sigurd Erixon (Stockholm), Prof. Dr. Niilo Valonen (Helsinki), Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien), Prof. Dr. Helmut Dölker (Stuttgart), Prof. Dr. Oskar Loorits (früher Dorpat, jetzt Uppsala), Prof. Dr. Reidar Th. Christiansen (Oslo), Dir. Dr. George-Henri Rivière (Paris), Prof. Dr. Branimir Bratanić (Zagreb), Prof. Dr. Jorge Dias (Coimbra), Prof. Dr. Winand Roukens (Nijmegen), Dr. P. J. Meertens (Amsterdam), und Dr. M. Draak (Amsterdam). Die Konferenz verhandelte die Themen des Kongresses noch einmal durch und diskutierte besonders die Fragen der Terminologie und der Nomenklatur, wobei nur beiläufige Einigungsformeln erzielt werden konnten. Die deutschsprachigen Vertreter konnten den Ergebnissen nur insofern zustimmen, als sie sich auf eine künftige Aussprache über das Thema in einem entsprechenden berufenen Kreis deutschsprachiger Fachvertreter beriefen. Die Debatten über die anderen Probleme, vor allem über die Museumsfragen, verliefen wesentlich ruhiger. Der Gesamtstand der Forschung, Darbietung, Publikation usw. unseres Faches in den einzelnen Ländern ist jedoch so verschieden, daß alle derartigen Aussprachen nur beiläufige Ergebnisse erbringen konnten. Insbesondere bei der Behandlung der Frage: „Volkskunde als Hochschul-Studienfach“ zeigten sich diese Differenzen sehr drastisch. Die Ausarbeitung von Empfehlungen usw., die dennoch vorgenommen wurde, dürfte daher jeweils nur Teilerfolge zeitigen können.

Trotz der knappen Zeit und der vielfach stark divergierenden Anschauungen hat die Konferenz doch entschiedene Fortschritte in den internationalen Beziehungen gebracht. Es dürfte nicht zuletzt die CIAP-Kommission doch von der verstärkten Geltung der deutschsprachigen Volkskunde beeindruckt worden sein. Einen kleinen Beitrag dazu glaubt der Referent auch dadurch geleistet zu haben, daß er am Montag, den 26. September abends in der Vereinigung „Niederlande-Österreich“ einen Lichtbildervortrag über „Masken und Maskenbräuche in Österreich“ halten konnte, zu dem alle Teilnehmer der Konferenz als Gäste eingeladen waren und auch erschienen. Neben der Kgl. Niederländischen Akademie der Wissenschaften gebührt daher auch der Vereinigung Niederlande-Österreich (Generalkonsul van Marken) besonderer Dank

dafür, daß der Vertreter Österreichs bei dieser Konferenz seine Mission erfüllen konnte. Die stark ausgebildete und weithin anerkannte österreichische Volkskunde hat in diesem internationalen Kreis offenbar eine besondere Aufgabe. Sie steht einerseits mit einer starken eigenen Tradition sehr unabhängig da, kann aber andererseits die deutsche Volkskunde, die vielfach noch unter den Kriegsfolgen leidet, gut verstehen und die gemeinsamen Anliegen vor einem derartigen Forum entsprechend mitvertreten. Diese Stellung wurde allenthalben (vielleicht mit Ausnahme der Balkanländer) richtig verstanden. Auf der Amsterdamer Konferenz mußte die österreichische Vertretung vielfach auch die Funktion übernehmen, die an sich eher einer schweizerischen Vertretung zugekommen wäre, die jedoch bedauerlicherweise nicht vorhanden war, nämlich die Funktion der Verdeutlichung der geistesgeschichtlichen Priorität der deutschsprachigen Volkskunde, die heute zweifellos gern übersehen wird. Derartigen Ressentiments ist sicherlich nur durch neue Leistung zu begegnen, und gerade daran hat es ja die Volkskunde in Österreich im letzten Jahrzehnt nicht fehlen lassen. Nur die tatsächlichen Leistungen werden in der internationalen Welt gesehen, und nur die österreichische Leistung der letzten zehn Jahre war auch die Veranlassung, überhaupt einen österreichischen Vertreter in diese internationale Konferenz einzubeziehen. Auch der weitere Erfolg wird also von der weiteren Arbeit abhängig sein. Es ist keine Frage, daß die schöne Tagung und die eindrucksvolle Konferenz, für die wir den holländischen Kollegen aufrichtig dankbar sind, allenthalben zur weiteren Intensivierung der Forschung Anlaß geben werden.

Leopold Schmidt.

Ausstellungen

Osterreichisches Museum für Volkskunde

Am Samstag, den 28. Jänner 1956 wurde in den Ausstellungsräumen des Erdgeschosses eine kleine Sonderausstellung „Volkskundliches aus Großbritannien und Irland“ eröffnet. Die Ausstellung erfolgte auf Grund der Anregung des Bundesministeriums für Unterricht anläßlich der Anglo-Amerikanischen Woche der Kaufmännischen Lehraustalten. Als Eröffnungstag wurde der 28. Jänner gewählt, der als 80. Geburtstag des bereits 1918 verstorbenen großen Sammlers Dr. Rudolf Trebitsch dafür besonders geeignet erschien. Der größte Teil der Gegenstände der Ausstellung stammt ja aus Widmungen von Rudolf Trebitsch. Trebitsch wurde dementsprechend eine eigene Vitrine gewidmet, die u. a. auch seine Tagebücher von seinen Reisen in England und Irland enthielt. Die Orte seiner Sammlungen und phono- wie photographischen Aufnahmen in England, Schottland und Irland wurden auf zwei Karten dargetan, die von Milly Niedenführ nach Entwürfen von Elfriede Lies gestaltet worden waren. Außer diesen Objekten wurden vor allem die Neuerscheinungen auf dem Gebiet der volkskundlichen Literatur Großbritanniens und Irlands gezeigt, die das Museum in den letzten zehn Jahren erwerben konnte.

Salzburger Museum Carolino Augusteum

Freitag, den 28. Oktober 1955 wurde im Museumspavillon im Mirabellgarten die 16. Sonderausstellung des Museums unter dem Titel „Salzburger Bauernhäuser. Modelle, Fotos, Gemälde, Graphiken“ eröffnet.

Zusammen mit dem Landesverband der Krippenfreunde veranstaltete das Museum die „Salzburger Krippenausstellung 1955“, in der 230 Objekte alter und neuer Krippenkunst gezeigt wurden. Ein maschinenschriftlich-vervielfältigter Katalog von Dr. Friederike Prodinger, unter Mitarbeit von Dr. F. Keldorfer (17 Seiten) wurde dabei ausgegeben.

Künstlergilde Salzkammergut, Gmunden, O.-Ö.

Samstag, den 29. Oktober 1955, wurde in der Wandelhalle des Kurhotels Gmunden, Satoristraße, die Ausstellung „Alte Hinter-Glasbilder des 18. und 19. Jahrhunderts (Die Sammlung „Friedrich Knaipp)“ eröffnet, die vom 29. Oktober bis 20. November geöffnet blieb (Falt-einladung mit drei guten Abbildungen oberösterreichischer Hinterglas-bilder). Knaipp hat einen sorgfältig gearbeiteten Katalog (Maschinenschrift-Abziehverfahren, 42 Seiten, 264 Nummern) dazu herausgegeben.

Südtiroler Weimuseum am Kalterersee

Am 18. September 1955 wurde in Schloß Ringberg ob dem Kalterersee das Südtiroler Weimuseum eröffnet. Gegründet wurde es 1953 als Verein, die Südtiroler Volkskundevertreter, vor allem Karl Th. Hoeniger und Luis Oberrauch haben wesentliche Beiträge dazu geleistet. Über den derzeitigen Inhalt des Museums berichtet Franz Kollreider (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. IV, Wien 1955, Nr. 9/10, S. 100 f.). Anlässlich der Eröffnung ist eine hübsche Broschüre erschienen (Inaugurazione del Museo Atesino del vino al Lago di Caltaro — Eröffnung des Südtiroler Weimuseums am Kalterersee. Ohne Ort und Jahr, unpaginiert), das die Ansprache des Präsidenten Walter Amon und den Vortrag „2500 Jahre Wein“ von Karl Th. Hoeniger enthält, sowie ein ganz kurzes Verzeichnis der gegenwärtig in dem neuen Museum ausgestellten Gegenstände. Dem neuen Weimuseum sei gerade als wertvollem Gegenstück zu den niederösterreichischen Weimuseen in Krems und in Klosterneuburg bestes Gedeihen gewünscht. Schdt.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Graz

a) Ernennung:

Der o. ö. Professor für Volkskunde und Vorstand des Volkskundlichen Instituts, Dr. Viktor Geramb, ist nach Absolvierung seines Ehrenjahrs mit Wirkung vom 30. September 1955 in den dauernden Ruhestand versetzt worden.

Der Bundespräsident hat mit Entschließung vom 15. September 1955 den mit dem Titel eines außerordentlichen Professors bekleideten Privatdozenten Dr. phil. Hanns K o r e n zum ordentlichen Professor für Volkskunde an der Universität Graz ernannt.

b) Dissertationen:

Erika Kriwer, Spinnen bei den Slawen. Eine etymologisch-semasiologische und volkskundliche Untersuchung (Matl-Geramb).

Universität Wien

Der Herr Bundespräsident hat mit Entschließung vom 17. Jänner 1956 dem Universitätsdozenten für Volkskunde und Neuskandinavistik Dr. Richard Wolfram den Titel außerordentlicher Universitätsprofessor verliehen.

(Wiener Zeitung vom 29. Jänner 1956, Nr. 24, S. 1)

b) Dissertationen:

Elisabeth Prohaska, Die wichtigsten Sagenfiguren Österreichs in ihren Namen: Frau Bercht, Wilde Jagd, Trud, Kobold, Hexen (Kranzmayer-Rupprich).

Titelverleihung

Der Herr Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 27. Juli 1955 dem Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums, Herrn Dr. Josef Ringler, Oberlandesarchivar, den Titel Hofrat verliehen.

(Wiener Zeitung vom 11. November 1955, Nr. 210, S. 1)

Ehrung

Der Tiroler Landtag hat beschlossen, dem Tiroler Historiker Prof. Dr. Hermann Wopfn er, der im Mai seinen 80. Geburtstag feiert, den Ehrenring des Landes Tirol zu verleihen.

(Wiener Zeitung vom 1. Februar 1956, Nr. 26, S. 5)

Auszeichnung

Der Herr Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 29. Dezember 1955 dem Kurdirektor in Badgastein Vizebürgermeister Heinrich Zimburg das Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen (Wiener Zeitung Nr. 39 vom 16. Februar 1956, S. 4).

Es darf bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß Heinrich Zimburg der Gründer und Betreuer des Gasteiner Heimat-Museums ist, das auch eine volkskundliche Abteilung besitzt, die besonders durch ihren Besitz an Trachten und an Perchtenmasken bemerkenswert ist. Zimburg hat über die Masken in einem eigenen Buch gehandelt: Der Perchtenlauf in der Gastein. Wien 1947.

Volkskundliches Kustodiat

Ab 1. Mai 1955 leitet Dr. Karl Haiding als Kustos des Steirischen Landesmuseums Joanneum das Heimatmuseum des Ennstales in Trautenfels, das den ganzen Gerichtsbezirk Liezen museal zu betreuen hat.

Ernst Baumann †

Am 2. Dezember 1955 ist Dr. Ernst Baumann, der Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, in Therwil bei Basel gestorben. Baumann hat die Volkskunde in der Schweiz vor allem in dem ersten Nachkriegsjahrzehnt weitgehend organisiert und vielfältig bereichert. Er hatte sich von der Heimatkunde seiner Jura-Landschaft ausgehend vor allem mit der religiösen Volkskunde befaßt und eine großartige Sammelaktion auf dem Gebiet der Votive und Weihegaben eingeleitet, die nach wenigen Jahren das gesamte Schweizer Material dieser Art in hervorragender Systematik geordnet darbot. Zahlreiche Einzelveröffentlichungen bezeugen, wie tief sich Baumann in dieses wichtige Gebiet eingearbeitet hatte. Sein Beitrag zur Gugitz-Festschrift „Die Wallfahrt zum Katakombenheiligen Leontius in Muri“ (Kultur und Volk, = Veröffentlichungen des österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V, Wien 1954, S. 25 ff.) hat auch die Brücke zur österreichischen Wallfahrtsvolkskunde geschlagen. Die schlichte Persönlichkeit Baumanns, sein Wirken in seinem schönen ländlichen Heim werden allen, die sie kennengelernt haben, dauernd in Erinnerung bleiben.

Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde hat ihrem erst fünfzigjährigen Präsidenten durch Karl Meuli einen ausführlichen, ebenso sachlich wie persönlich aufschlußreichen Nachruf gewidmet (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 51, Basel 1955, S. 247—252, mit einem Bilde Dr. Baumanns).
Schdt.

Otto Müller †

Am 10. Februar 1956 ist der bekannte Salzburger Verleger Otto Müller nach einer schweren Operation im Alter von nur 55 Jahren gestorben¹⁾. In den Nachrufen der Buchhandelsorganisationen heißt es „Mit Otto Müller ist eine der bedeutendsten Verlegerpersönlichkeiten des katholischen Verlagswesens in Österreich und dem übrigen deutschen Sprachraum aus dem Leben geschieden“²⁾. Wir müssen dazu sagen, daß mit Otto Müller auch einer der wenigen Verleger der Volkskunde dahingegangen ist. Unser Fach hat seit einem Vierteljahrhundert in Müllers verlegerischem Schaffen viel bedeutet.

Otto Müller war ein Badenser, was man ihm auch zeitlebens anhörte. Er kam als Angestellter des katholischen Verlages Pustet nach Salzburg und wurde dort, nicht zuletzt durch die Katholischen Hochschulwochen, mit der Volkskunde bekannt. Aus den Hochschulwochen heraus wurde das Institut für religiöse Volkskunde an der Katholischen Universität Salzburg geschaffen, und für dieses hat Müller noch bei Pustet eine kurzlebige Schriftenreihe verlegt. Hanns Koren, der Leiter dieses Institutes, war mit seinem bekannten Erstlingswerk „Das Brauchtum im Kirchenjahr“ (1934) mit Pustet und Müller in engste Verbindung getreten, 1936 eröffnete er die neue Reihe mit seiner „Volkskunde als gläubige Wissenschaft“, die im Dritten Reich verboten wurde. 1937 gründete Müller seinen eigenen Verlag, 1938 mußte er ihn bereits wieder auflösen, da die Buchverbrenner und -verbietter auch zu uns gekommen waren und Müller als Vertreter dieses besonderen Salzburger Geistes galt. Erst nach 1945 konnte er seinen Verlag wieder aufrichten und tat es mit großer Energie, und zweifellos auch mit viel Glück. Die Volkskunde stand wieder auf seinem Programm, und die alten Verbindungen begannen sich sogleich wieder auszuwirken. Von Koren erschien 1950 „Pflug und Art“, und ihm folgten die anderen Grazer: Geramb veröffentlichte bei Müller seine „Rauchstuben im Lande Salzburg“ (1950) und schließlich sogar seinen „Wilhelm Heinrich Riehl“ (1954 ff.), und Kretzenbacher „Passionsbrauch und Christleidendspiel“ (1952). Das Rauchstubenbüchlein Gerambs weist darauf hin, daß Müller in diesen Jahren auch für andere Arbeiten zur Salzburger Volkskunde aufgeschlossen war, so für Walleitners „Knecht“ (1947) und für Ilka Peters „Gaßbrauch und Gaßspruch“ (1953). Aber auch andere Österreicher westlich der Enns kamen zum Zuge, so Burgstaller mit seinem „Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich“ (1948) und Franz Lipp mit dem Bildkartenwerk „Art und Brauch im Lande ob der Enns“ (1952). Da schließt sich auch Wolfram mit „Die Volkstänze in Österreich“ (1951) an. Jedenfalls versuchte Müller in den ersten Jahren nach 1945 ernsthaft, die österreichische Volkskunde verlegerisch herauszustellen, er besuchte volkskundliche Tagungen und suchte sich seine Autoren auch in unserem Fach, wie er es aus der Belletristik gewohnt war, die er durch manchen guten Griff gefördert hat. Eine Zeitlang dachte er auch

1) Wiener Zeitung Nr. 37 vom 14. Februar 1956, S. 6.

2) Die Furche, Nr. 8 vom 18. Februar 1956, S. 8.

an die Übernahme volkskundlicher Zeitschriften in seinen Verlag und ließ zumindest einige Jahre hindurch einen stark volkskundlichen österreichischen Heimatkalender“ (1947 ff.) erscheinen. 1955 übernahm er das „Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen“, einen neuen Versuch in dieser Richtung.

Otto Müller war ein betont katholischer Verleger, sein Autorenkreis weist ein ziemlich einheitliches Antlitz auf, noch mehr der Themenkreis der bei Müller verlegten Arbeiten. Für diesen Kreis hat Müller im letzten Jahrzehnt zweifellos sehr viel bedeutet, und durch sein Gesamtwerk als Verleger der Volkskunde für das ganze Fach.

Leopold Schmidt.

Tagung „Volkskunde und Rundfunk“

Nach den ersten beiden Tagungen „Rundfunk und Volkskunde“ (Stuttgart 1953, Klagenfurt 1954; vgl. ÖZV N. S. IX, S. 78; dazu die Referate des maschinenschriftlichen Tagungsberichtes von Klagenfurt, „Lebendiges Volkstum und Rundfunk“, 91 Seiten; nicht im Buchhandel) lud zu Pfingsten 1955 Radio Bremen Vertreter der wissenschaftlichen Volkskunde aus Deutschland, Österreich und Holland zusammen mit den Volkstumsreferenten der einzelnen Sendegesellschaften zu einer Tagung, die auf das Problem „Wort“ (Hörspiel, Brauchreportage) und Gegenwartsvolkskunde abgestimmt war. Aus Österreich nahmen Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher, Graz (Diskussionsleiter des 1. Arbeitstages mit Themen der wissenschaftlichen Volkskunde), und Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram, Wien, neben Prof. Andreas Reischek, Österreichischer Rundfunk, Wien (Diskussionsleiter des 2. Arbeitstages mit Themen der Rundfunkpraxis), sowie Frau Dr. Zillner, Wien, Sender Rot-Weiß-Rot, teil. An wissenschaftlichen Referaten wurden nur drei gehalten. Prof. Josef Dünninger, Würzburg, „Recht oder gar Pflicht einer Einwirkung auf die Volkskultur?“ lehnte an Hand ausgezeichnet gewählter Beispiele die allzu geschäftige „Heimattümelei“ und aufs Nur-Außerliche gerichtete „Trachten- und Brauchtums-Pflege“ im Sinne einer folkloristischen Revue („Attrappen-Kultur“) ab. Senator Prof. Hans Wenke, Hamburg, ging in seinem kulturkritischen Referat „Volkstumspflege in heutiger Zeit“ allerdings den Irrweg, die Volkskunde als Wissenschaft selber für diese Auswüchse verantwortlich zu machen, ihr Mangel an Methode und eine ratio-feindliche Haltung seit ihren Ursprüngen vorzuwerfen. Erst die lebhafteste Diskussion stellte richtig, daß die Volkskunde ihren Ursprung eben nicht in der Romantik, sondern im Zeitalter des Rationalismus habe und daß die Kronzeugen, die der Referent zitierte, samt ihrem Ideengute einer vergangenen Zeit angehörten. Prof. Helmut Dölker, Stuttgart, sprach „Von der Bedeutung der Volkssprache und ihrer Mundarten“. Eine Exkursion führte die Teilnehmer nach Ostfriesland (Museumsdorf Cloppenburg, Führung Dr. Ottenjan: Megalithgräber im Hümmling-Gebiete; Moorlandschaften). Besucht wurden auch die Ausstellung „Goldschmuck der Völkerwanderungszeit“ und das kulturhistorische Museum der Freien Hansestadt Bremen, das Focke-Museum. — Die Reihe der jährlichen Arbeitstagungen über „Volkskunde und Rundfunk“, die auch von der wissenschaftlichen Seite stärkere Beachtung verdienen, weil der Funk heute eine moderne und wesentliche Seite der wissenschaftlichen Publizistik ist und das Volkskundliche nicht Dilettanten überlassen werden darf,

soll 1956 mit einer Tagung in Nürnberg fortgesetzt werden, zu der der Bayerische Rundfunk eine Reihe von Wissenschaftlern mit Funkerfahrung einzuladen gedenkt.

Leopold Kretzenbacher.

Volkskundliche Arbeitsgemeinschaft des Ostalpenraumes

Das Institut für slowenische Volkskunde an der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Laibach hat unter diesem Titel eine „Arbeitsgemeinschaft“ ins Leben gerufen, die sich mit Nordwest-Slowenien, den österreichischen Alpenländern und dem rätoromanischen Gebiet Italiens befassen will. Diese Arbeitsgemeinschaft veranstaltet in der Zeit vom 26. bis 28. März 1956 eine erste Tagung in Laibach mit einem reichhaltigen Vortragsprogramm. Von österreichischer Seite kommen Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher, Graz, und Prof. Dr. Oskar Moser, Klagenfurt, als Vortragende zu Wort. Über den Verlauf der Tagung wird eigens berichtet werden.

Historische Volkskunde auf dem Österreichischen Historikertag

Die Biennale der österreichischen Historiker findet 1956 in Klagenfurt statt. Wie immer seit Begründung des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine wird auch heuer die Sektion VI, Historische Volkskunde, eine eigene Sektionsberatung abhalten. Die Referate sind diesmal zur Gänze dem Thema: Historische Erforschung des bäuerlichen Arbeitsgerätes gewidmet, und die Zeitschrift „Carinthia“ bringt dementsprechende Abhandlungen. Zu der in der Zeit vom 18. bis 21. September 1956 stattfindenden Tagung sind alle Kollegen eingeladen, um ihre Anmeldung an den Verband Österreichischer Geschichtsvereine, Wien I, Johannesgasse 6 (Hofkammerarchiv) wird gebeten.

Paul Kretschmer †

Während der Umbruchkorrektur dieses Heftes erreicht uns die Nachricht vom Tode des großen Indogermanisten Hofrat Univ.-Prof. Dr. Paul Kretschmer, der am 9. März 1955 im 90. Lebensjahr in seiner Wiener Wohnung entschlafen ist. Der 1866 in Berlin geborene Gelehrte kam 1899 nach Wien, wo er bis 1936 die Lehrkanzel für vergleichende Sprachwissenschaft innehatte. Er war viele Jahre hindurch Mitglied des Vereines für Volkskunde, vor dreißig Jahren auch längere Zeit hindurch Ausschußrat des Vereines. Wir verdanken ihm neben vielen anderen Arbeiten seinen schönen Band „Neugriechische Märchen“, Jena 1919, in der Serie der „Märchen der Weltliteratur“. Leopold Schmid t.

Literatur der Volkskunde

Karl Spieß, *Neue Marksteine*. Drei Abhandlungen aus dem Gebiete der Überlieferungsgebundenen Kunst (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band VII). Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1955. 132 Seiten, 28 Abbildungen auf Tafeln, 15 Bilder im Text. S 83,—.

Karl Spieß, der nunmehr 75jährige Wiener Privatgelehrte, ist schon vor Jahren mit einer Reihe von Büchern hervorgetreten, die es sich zur Aufgabe setzten, die „Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur“ (Berlin 1934¹; 1943²) zu verfechten und innerhalb des Forschungsbereiches der Volkskunde aufzuzeigen, daß „Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn“ (Wien 1925; Berlin 1935², 1943³) im Wesentlichen darin begründet liegen, daß sie — im schroffen Gegensatz zur ständig sich wandelnden „Stadtkunst“ — eine „unpersönliche Kunst“ sei, in der sich ganz bestimmte, religiös-weltanschaulich begründete „Überlieferungen“ fast unverändert über unglaublich weite Wanderbereiche verwandter Völker durch zahllose Jahrhunderte hindurch erhalten.

Bestimmte „Leitgestalten“ (Schicksalsfrauen, der gefesselte Held, die drei Mütter u. ä.) sind es, die immer wiederkehren. Daneben bestimmte Leitformen festbleibender Grundmotive mit Sinnbildfunktion oder Heilswert wie Tierkampf, Rauschtrankbehälter, Lebensbaum, Heilige Zahlen usw. Das bislang zweibändige Hauptwerk in dieser Richtung des Untersuchens über das Fortleben einer indogermanischen „Überlieferungswelt“ in den Zeugnissen der Hochkultur wie der Volkskunst vom Iran bis nach Europa waren die „Marksteine der Volkskunst“ (I. Bd. — Jahrbuch für histor. Volkskunde V/VI, Berlin 1937; II. Bd. — Jahrbuch VIII/IX, Berlin 1942). In den vorliegenden „Neuen Marksteinen“ greift Spieß seine alte These vom Fortleben einer Jahrtausende überdauernden Heilsordnung mit Saggut, Brauchtum und Zeitordnung neuerdings auf. Er sucht sie in drei Abhandlungen zu erweisen:

1. Die zweifache Herkunft des Lebensbaummotives in der europäischen Volkskunst (S. 1—55). Das Motiv des Lebensbaumes, das tausendfach auf unseren Bauernkassen, Truhen, Stickereien, Schnitzwerken usw. wiederkehrt, scheidet sich nach Spieß in seine zwei herkunftsmäßig verschiedenen Grundformen: a) in die hellenistisch-christliche Gestalt des symmetrischen, stilisierten Baumsproßes, der aus einem Gefäß (Lebenswasserbehälter, Kantharos) sprießt und meist paarweise gegenständige Vögel trägt. Anders die zweite Form, b), die als „sasanidische“ von Spieß bestimmte. In ihr ist es der am unteren Stammende gespaltene Wunderbaum, unter dem die Lebensquelle fließt, ein Leitmotiv, das unverkennbar auf den iranischen, sasanidischen und byzantinischen Prunkstoffen wiederkehrt, sich in den Reliquiadamasten findet, an christlichen Sarkophagen eingemeißelt ist und auf zahlreichen deutschen und nordischen Paramenten (Klosterstickereien) entgegentritt. Spieß nimmt an, daß die sasanidische Form des Lebensbaumes im 9. und 10. Jahrhundert über byzantinische Vermittlung nach dem Raume nörd-

lich der Alpen gekommen sei, sich hier mit rein geometrischem Zierwerk mit Hakenzügen (noch fortlebende Fadenarbeiten!) verband und aus der Paramentenstickerei der Nonnenklöster seinen Weg in die Volks- und Bauernstickerei gefunden habe. Hingegen sei der „hellenistische Lebensbaum“, der von der Dionysosreligion her bedingte, später christlich ausgedeutete „Kantharos mit Weinrankenbaum und Vögeln darauf“ (vgl. Maria Saal, röm. Relief, Ende des 2. Jahrhunderts, Spieß, Tafelbild 3) erst im späten 15. Jahrhundert nördlich der Alpen feststellbar, allerdings sofort im Ansteigen auf feudalen und bürgerlichen Stickereien, nachmals auch in bäuerlichen, aus denen gleichzeitig die sasanidische Form mit dem trankerfüllten Spaltbaum mehr und mehr verschwindet. Dadurch ist zumindest ein Versuch der notwendigen Zeitschichtenfeststellung für unsere Volkskunsterscheinungen gegeben.

2. „Maria im Ährenkleide“ (S. 56—75) sucht einer schon früher mehrmals ernsthaft bestrittenen These entgegenzuarbeiten, wonach die im österreichisch-bayerischen Raume so sehr verbreiteten und z. T. wallfahrtsmäßig verehrten Gnadenbilder (Maria Straßengel, Steiermark) der jugendlichen Maria mit einem ährenbestickten Langkleide samt und sonders Kopien eines verschollenen deutschen Gnadenbildes im Dom zu Mailand seien. (Vgl. die Literatur bei Spieß S. 62 et passim. Nachzutragen: V. Geramb, Vom Straßengler Gnadenbild. Blätter für Heimatkunde XXII, Graz 1948, 112—115). Spieß führt die Sinndeutung R. Berliners (Die christliche Kunst, München 1930, 108), wonach das Bild Maria hier als die jungfräulich Gott Empfangende dargestellt sei, mithin das Ährenkleid „das Empfangen und Erzeugen außerhalb der Naturgesetze“ bedeute, dahingehend weiter, daß es sich hier um eine bis in die Mitte des 3. Jahrtausends vor Christus zurück feststellbare Magna Mater mit Zeichen der Getreidefrucht handle. Zeugnisse: weibliche Idole von Luka-Vrublevačkaja am Dnjestr mit Abdrücken von Weizenkörnern außen und mit eingekneteten Körnern. Mithin reiht sich auch die christliche Ährenkleidmadonna in den Reigen uralter Überlieferungsgestalten wie die Madonna mit dem Einhorn u. a.

3. „Das wahre Antlitz Jesu“ (S. 76—116) tritt uns immer in den „Veronikabildern“ entgegen. Gleichwohl steht davon nichts in den Evangelien. Zu Rom weiß man erst im 12. Jahrhundert von einem solchen Bilde. Die Geschichte der Legende und des Bildes ist im Wesentlichen schon vor der Jahrhundertwende von W. Grimm (1883), K. Pearson (1887) und E. Dobschütz (1899) so weit aufgehellert worden, daß man das Zusammenwirken je einer Überlieferung über ein Bild von Kamulia (Kappadokien) und Edessa (Abgar-Legende) und die heiligen „Mandylion“ (Handtuchbilder) zu Konstantinopel sowie über die Verbreitung der vielen „echten“ Sudarien im Abendlande (z. B. Genua, Wien usw.) Kenntnis hatte. Verf. stellt nun die Veronikalegende in den Zusammenhang der Passionsmystik eines Bernhard von Clairvaux († 1153), die unmeßbar tiefen Einfluß auf die religiöse Erlebniswelt gewann und in Hymnen und Passionsspielen fortlebt. Hier scheidet er erstmals eine Vielzahl von Veronikabild-Typen, bringt die Bilder mit dem Aufkommen der Bilder von Christus als dem Blutquell des Lebens (Christus in der Kelter) in Verbindung. Zusammen mit den spätmittelalterlichen Bildgedanken vom Schmerzensmanne (Gregoriusmesse!), vom Keltertreter und vom Fünfwundenchristus glaubt Spieß annehmen zu können, daß auch hier ein Einwirken einer zeitlosen

Grundvorstellung der Überlieferungswelt vorliege, demzufolge „der Gekreuzigte der von einem besonderen Tranke Erfüllte sei“ (S. 100).

Man wird gewiß nicht allen hier zwischen einer reichen Vielfalt von Kunst- und Literaturdenkmälern gezogenen Verbindungslinien folgen wollen und können. Sicher ist in vielen Zeitschichten neuauflommender Bildgedanken auch der Zwang der „Mode“ stark neben dem vermuteten „Überlieferungswissen“ in Rechnung zu stellen. Daß aber auch hier wie so oft in dem reichen Schrifttum von K. Spieß (man vgl. die beigegebene Bibliographie, zusammengestellt von Leopold Schmidt, S. 117—122) wirklich „Marksteine“ der Forschung gesetzt wurden, ist dankbar anzuerkennen. Leopold Kretzenbacher.

Hanns Koren, *Volkskunde in der Gegenwart*. 99 Seiten, Styria-Verlag, Graz 1952.

Kurt Stavenhagen hat seine Untersuchungen über das Wesen der Volkskunde „kritische Gänge“ genannt; im Gegensatz hierzu könnte man die Ausführungen Korens etwa als „besinnliche Betrachtungen“ bezeichnen, und hätte damit zugleich auch den wesentlichen Unterschied der beiden Bücher charakterisiert. Bei Stavenhagen wird strenge Methodik getrieben, Koren stellt Erwägungen an, die bald mehr vom Verstand, bald mehr vom Gefühl beherrscht sind und die das Problem „Volkskunde“ von einem ganz bestimmten Blickpunkt aus umkreisen. Dieser Blickpunkt heißt: „Volkstümliche Gemeinschaft“, auf ihn allein scheint alles hingeordnet. Teilt man die Ansicht, daß die volkscundliche Substanz unter ihm allein ergriffen werden könne, nicht, so erhält alles ein anderes Gewicht. Koren selbst schreibt zwar einmal: „Wir sprechen darum die Volkskunde an als Wissenschaft vom Menschen, soweit er in überlieferten volkstümlichen Gemeinschaften lebt oder sonstwie an der Überlieferung unpersönlicher kultureller Lebensformen teilhat“ (S. 27). Doch setzt sich seine Arbeit fast nur mit dem ersten Teil und nicht mit dem zweiten Teil dieses Satzes auseinander. Würde er auch jene, sich nicht innerhalb der Gemeinschaft auswirkenden Überlieferungen genauer verfolgen, so bräuchte er sich weit weniger über den Schwund von Brauchformen zu beklagen, wie er dies im dritten Hauptabschnitt seines Werkes tut. Den Ausführungen des letzten Abschnittes wird man ja überhaupt am wenigsten zu folgen vermögen. Nicht deswegen, weil Koren hier, trotz aller gegenteiligen Versicherungen, ja doch der Romantik verhaftet bleibt. Dies ist letzten Endes Sache persönlichen Geschmackes und jede Betrachtungsweise eines Dinges hat nicht nur ihre subjektive Berechtigung, sondern bringt auch ihren objektiven Nutzen, da die Vielschichtigkeit eines Phänomens desto besser erkannt wird, wenn man sich ihr von möglichst unterschiedlichen Standpunkten nähert. Darüber hinaus aber sind meiner Meinung nach die Probleme unter zu vordergründigen Aspekten gesehen. Weit größere Bedeutung kommt dem mittleren Hauptabschnitt zu, wo das Teilproblem der volkstümlichen Gemeinschaften klar und übersichtlich dargestellt ist. Man wird allerdings dabei stets berücksichtigen müssen, daß es eben nur ein Teilproblem ist und daß auf der Linie: Familie, Nachbarschaft, Gemeinde und Staat selbst wiederum nur eine gewisse Gruppe innerhalb der Gemeinschaftsbildungen erfaßt wird, während die Gemeinschaften der modernen Zeit, die sich z. B. um Sport und Beruf zu entwickeln beginnen, in ihrer Bedeutung zu wenig gewürdigt werden. Dem eingeschlagenen Krebsgang weiterhin folgend, seien noch einige Bemerkungen zum ersten Hauptabschnitt gebracht. Die Definition von

Leopold Schmidt, wonach die Volkskunde die Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen sei, erscheint Koren als zu allgemein, weil sie auch für die völkerkundliche Substanz ohne weiteres passe. Es mag dies damit zusammenhängen, daß in den knappen Abhandlungen von Schmidt der Traditionsbegriff nicht scharf genug herausgearbeitet ist. Tradition im allgemeinen begegnet uns ja überall in der Kulturgeschichte; ohne sie ist menschliches Leben kaum möglich; für den Bereich der Volkskunde müßte der Bereich des Traditionsbegriffes auf diejenigen Phänomene eingengt werden, die so eingespielt sind, daß sie bereits ungerührt und fraglos gelebt werden. Derartig funktionierende Traditionen wird man in gleicher Weise sowohl in der Familie wie in der Nachbarschaft, wie schließlich auch in der Nation beobachten können. Es erscheint deshalb überflüssig, den Begriff Volk oder Nation noch eigens in die Definition der Volkskunde einzubeziehen. Es ist schließlich selbstverständlich, daß auch die im letzteren Bereich sich auswirkenden Überlieferungen mit in die Untersuchung einbezogen werden und es ist nirgendwo ersichtlich, daß Schmidt sie etwa ausgeschlossen haben will. — Auf eine Einzelheit auf S. 29 sei zum Abschluß noch kurz eingegangen. Koren bringt hier zum Ausdruck, daß ein sogenannter „Entwurzelter“ dieselben Dinge tun oder denken könne als ein in der natürlichen Gemeinschaft Stehender, daß dies dann aber etwas ganz anderes sei. Abgesehen davon, daß zunächst das außerordentlich schwierige Problem der Entwurzelung zu klären wäre, scheint mir der angezogene Fall nicht ganz richtig erkannt. Jeder Mensch, der „gemeinschaftsgebundene Dinge“ tut, steht damit in einer seinem Lebensbereich angemessenen Ordnung. Verschieden sind lediglich die Maße und die Gewichte, der Unterschied ist graduell und nicht wesenhaft. — Die verstehenden Betrachtungen mögen vom Verfasser des Buches nicht als eine wertende Kritik angesehen werden, sondern als Überlegungen, die der Schreiber dieses bei der Lektüre seines Werkes angestellt hat. Den Studierenden der Volkskunde sei die Beschäftigung mit dem Korenschen Werk auf jeden Fall empfohlen. Die Kenntnis möglichst vieler Betrachtungsweisen bleibt stets gewinnbringend: jede führt auf ihrem Wege an das Problem heran und die persönliche Anteilnahme des Verfassers am dargebotenen Stoff, die überall zu spüren ist, wird das Interesse des Lesers gewährleisten.

Rudolf K r i s s.

Alois Kieslinger, **Veröffentlichungen von Dr. Franz Kieslinger** (1891—1955). Wien 1955 (Maschinschrift vervielfältigt), 10 Seiten.

Anlässlich des Todes unseres langjährigen Mitgliedes, der auch zu den Sammlungen des Museums beigetragen hat, des Kunsthistorikers Franz Kieslinger, hat sein Bruder eine sehr nützliche Bibliographie der verstreut erschienenen wertvollen Arbeiten des Verstorbenen herausgegeben, auf die hier besonders aufmerksam gemacht werden soll.

Leopold S c h m i d t.

Otfried Kastner, **Eisenkunst im Linde ob der Enns**. Linz 1954, Oberösterreichischer Landesverlag, 179 Seiten, 131 Textabbildungen, 86 Lichtbilder.

Wenn von Eisen die Rede ist, denkt man in Österreich mit Recht zuvörderst an die Steiermark. Um die Überzeugung von einem „historisch begründeten Prioritätsrecht“ (vgl. Kastner, Eisenkunst, S. 7) des Eisenschaffens im Linde ob der Enns aussprechen zu können, war es notwendig, eine grundlegende Untersuchung über die Eisenverarbei-

tung und künstlerische Eisengestaltung in Oberösterreich anzustellen. Otfried Kastner unterzieht sich dieser schwierigen Aufgabe, indem er das verlockende, bis dahin unbeackerte Neuland der „Eisenkunst“ seines Heimatlandes durchforscht. Er setzt sich damit ein wissenschaftliches Ziel, das er mit künstlerischen Mitteln anstrebt. „Das Eisen trägt das Wandeln in sich. Es wird in der Glut der Neuschöpfung gefügig und glüht rotgolden auf, als wollte es sich der Flamme verbünden. Doch wie diese erkaltet, der Windhauch erstirbt und das Wasser es zischend umfängt, wandelt sich sein Wesen, sein Zauber zerbricht, es wird hart, nur die Form bleibt.“ Das ist die Sprache eines Dichters.

Otfried Kastner versteht unter „Eisenkunst“ in erster Linie das geschmiedet-gestaltete Eisen, im großen und ganzen also die Schmiedeeisenkunst. (Es wäre vielleicht angebracht gewesen, dies im Untertitel zum Ausdruck zu bringen, da die anderen Erscheinungen nur am Rande besprochen werden.) Auf die so sehr bedeutsame Plattner- und Schwertfegekunst geht er nicht ein.

Im Mittelpunkt und als Leitmotiv der kunstgeschichtlichen Betrachtung stehen die Gitter, insbesondere die Großgitter, die den arbeitsmäßigen Kern der Untersuchung darstellen. Baut Kastner die Breitenausdehnung seiner Materie um diese deutliche Mitte, so entschädigt er dafür nach der „Höhe“ und „Tiefe“, nach der Hochkunst und Volkskunst um so mehr, als er die Integration beider Strebungen gerade in der Eisenkunst als etwas wesentlich Gegebenes demonstriert. „Wir sehen, wie schwer die Grenzen zwischen Hoch- und Volkskunst zu ziehen sind (vgl. S. 96).“ Vielleicht wäre es nun gerade auf Grund der Arbeit Kastners reizvoll, zu untersuchen, a) ob eine Trennung von Hochkunst und Volkskunst im Eisenschaffen überhaupt möglich ist, b) wo und wie diese Grenzen zu ziehen sind. Integration, im Sinne ganzheitlicher Erfassung und Intuition, Wesensschau, sind die Mittel, deren sich der Autor bedient. Er macht es sich zur besonderen Aufgabe, das „Arteigene“ des Eisenstiles in Oberösterreich aus dem ihm Wesensfremden herauszuschälen. Diese Aufgabe ist in der Tat „schön und schaurig zugleich“. Wer vermöchte sie mit kalt sezierendem Verstand zu lösen? Da darf es nicht wundernehmen, daß der Autor die ihm in reichem Maße zur Verfügung stehende künstlerische Phantasie einsetzt, die erstarrte, unbarmherzige Formenwelt des Eisens auf ihre Gestaltungskräfte zurückzuführen.

Das Ergebnis ist ein außerordentlich dynamisch und frisch geschriebenes Buch, das sogar die dramatische Spannung nicht vermissen läßt. Gewiß eine seltene Eigenschaft wissenschaftlicher Arbeiten! Dazu kommt aber noch ein anderes: O. Kastner ist ein Mann der „Kunsthfahrten“ und Volksbildner der kulturgeographischen und kunsthistorischen Richtung. Er begnügt sich nicht mit der Feststellung der Tatsachen, sondern will zur Eisenkunst hin erziehen. Er betrachtet seine Arbeit daher nicht zuletzt als „Eisenfibel“, besser gesagt als Vorlage- und Anregungswerk für Kunstschlosser oder Kunstschmiede, denen er zuliebe auf den ganzen Apparat von Hinweisen, Fußnoten und Anmerkungen verzichtet hat. Der Wissenschaftler wird diesen Mangel bedauern, da er die vorgetragenen Feststellungen, soweit sie nicht im Text selbst belegt werden, einfach hinnehmen muß. Es entsteht durch diesen Verzicht auf Zitierungen und Anführungen auch leicht der sicherlich unbeabsichtigte Eindruck, als ob eine Darstellung der Schmiedeeisenkunst etwas völlig Neues sei. In Wirklichkeit liegt bekanntlich eine umfangreiche Fachliteratur vor, die fast jährlich durch

ein weiteres Werk ergänzt wird. So bringt bereits die „Schmiedekunst“ von Brüning-Rhode (1922) eine Kunstgeschichte des Eisens im Sinne der sich ablösenden Stilperioden.

Das Thema selbst, die Schmiedeeisenkunst in Oberösterreich, erscheint bei Kastner in den sieben Hauptkapiteln, die uns von der Frühzeit bis zur Gegenwart führen, soweit dies möglich ist, erschöpfend behandelt. Immer wird das eiserne Objekt für Kastner zum Stoff einer Kunst- und Volkskunstbetrachtung, deren Herkunft von Strzygowski und Spieß unverkennbar ist.

Das Oberösterreichische am Eisen ist ihm ein besceltes Wirkwesen, ein Glücksfall des *genius loci*, eine seit Völkerwanderungstagen wachsende mythisch-mystische Gestalt reinen Ursprungs, das seit seiner Geburt fortwährend von Fremdeinflüssen bedroht ist, im Kampfe mit ihm selbst steht und — auch heute noch da ist. Diese echt romantische Idee wird leidenschaftlich vorgetragen und immer neu formuliert, am glücklichsten vielleicht auf Seite 100: „So wird das Spitaler Gitter zum schönen Bild unserer Arteigenheit: ohne Verständnis für die Äußerung von Macht und Größe durch Wucht und Masse, doch mit dem Ideal der lebendigen Linie und vornehmen Artheit.“ Diese Umschreibung der „Arteigenheit“ (vielleicht wäre es besser, schlicht von „Eigenart“ zu sprechen) müßte auch auf andere Äußerungen des Volkswesens zutreffen und sie tut es in der Tat. In der Volkstracht Oberösterreichs z. B., die gegenüber den böhmischen und bayrischen Trachten in Auszier und Farben zurückhaltender, gegenüber den steirischen im großen und ganzen „vornehmer“ (im Sinne von differenzierter, d. h. weniger urwüchsig-primitiv), gegenüber den niederösterreichischen Formen vielleicht noch irgendwie schlanker und zarter ist. Man vgl. etwa eine Linzer Goldhaube anno 1830 mit einer Wachauer- oder gar Wiener-Haube! Dieselbe Parallele ließe sich für Volksmusik und Volkstanz anführen¹⁾, wenn nicht Ausdeutungen des Volkscharakters zu den letzten und verantwortungsvollsten Bemühungen der Volkskunde gehörten, die immer Gefahr laufen, das Bild eher zu vergrößern als auszuleuchten. Otfried Kastner findet sein Erleben des Oberösterreichischen gewiß aber auch in der Architekturgeschichte und an seinen Großgittern bestätigt, etwa in der Gegenüberstellung gleichzeitiger Schöpfungen, wie der „betont schwerelosen“ Hofmann-Gitter des Stiftes Kremsmünster mit den repräsentativen „Machtäußerungen“ in den Gittern des Prinz-Eugen-Schlusses Belvedere in Wien. Wert und Eigenart, sicherlich aber auch die innere Problematik der Kastnerschen Darstellung liegt eben nicht nur darin, das gesamte zugängliche Material aus anderthalb Jahrtausenden bestandsmäßig zu erfassen, formenmäßig zu gliedern, nach Verwendung und Technik zu erklären, sondern auch Wesen und Aufgabe des Eisenwerkes verständlich zu machen.

Sehr angenehm sind die Ergebnisse der Arbeit in einer Übersichtstafel „Stilmerkmale der oberösterreichischen Eisenkunst“ im An-

¹⁾ Bayern: Schuhplattler — Steiermark, südl. Niederösterreich bis vor die Tore Wiens: „Almerischer“ — Donauländisches Ober- und Niederösterreich bis gegen Tulln: „Ländlerischer“. Übrigens bringt Otfried Kastner selbst einmal den hübschen, aber auch kühnen Volkstanzvergleich zwischen den Werken der Meister Walz und Preisinger (S. 82), dessen eine er mit dem „Glas-Tanz“ vergleicht, die des anderen mit einem Schuhplattler. Der Vergleich gewänne, wenn Kastner den Glas-Tanz richtig, nämlich mit dem auf dem Kopf balanzierenden Glas schildern würde. Es zu halten, ist ja kein Kunststück.

hang des Buches dargestellt. Dankenswerterweise findet sich dort auch eine Erklärung der wichtigsten Fachausdrücke, von denen vielleicht noch einige nachgetragen gehörten (was ist z. B., klar definiert, das vielbesprochene „Bandlwerk“?), ein Verzeichnis der alten Meister, sowie eine Art „Eisen-Dehio“ über die Bestände der Eisenkunst in Oberösterreich.

Gegenüber den unbestreitbaren Vorzügen dieses runden, wie aus einem Wurf geratenen Werkes, dessen 1. Auflage bereits kurze Zeit nach seinem Erscheinen vergriffen war, verfolgen kritische Anmerkungen nur den Zweck, bei einer eventuellen Neuauflage Berücksichtigung zu finden. So etwa, wenn es in dem sehr anschaulichen, aber doch etwas zu viel vom Leser erwartenden Kapitel über die „geographischen und historischen Voraussetzungen „Feinfalz“- statt „Reinfalzalpe“ (Seite 9), oder in dem folgenden: „Spartha“- statt „Spatha“-Schwerter heißt. Auch wird die Neuauflage über einen Anmerkungsapparat nicht herkommen, wenn anders Begriffe wie „Enns, der Sitz des Rußlandhandels“, „deutscher“ und „welscher Hammer“ usw. usw. nicht allzu lapidar bleiben sollen.

Vielleicht ist der Autor, dem es um die Bändigung des Ganzen mehr geht als um die Erhärtung des einzelnen, auch zu großzügig im Zitieren der Quellennachweise verfahren. So wird ein Hinweis darauf vermißt, daß das O. Ö. Landesmuseum im Jahre 1949 eine seiner größten Sonderausstellungen „Das Eisen in Geschichte und Kultur des Landes ob der Enns“ veranstaltete. In dieser von Dr. Franz Pfeffer geleiteten Ausstellung, an der die sechs Abteilungen des Hauses sowie das Landesarchiv und eine Reihe von Fachleuten mitarbeiteten, war nahezu das ganze Material zur oberösterreichischen Eisengeschichte, zur Kultur der Eisengewerke und zur Eisenkunst ausgebreitet und sie dürfte die Arbeit des Autors in einigen, ihm bis dahin kaum zugänglichen Sparten nicht unwesentlich erleichtert haben. Wir finden lediglich den Katalog zu dieser Ausstellung ohne weiteren Hinweis unter dem allgemeinen Stichwort „Eisen“ im Literaturverzeichnis. Die Volkskunde-Abteilung des Landesmuseums hatte zu dieser Ausstellung zwei Sonderschauen „Gerät und Volkskunst in Eisen“ und die „Kultur der Sensenschmiede“ in erstmaliger Zusammenstellung beigetragen. Ebenso bleibt dem Uneingeweihten verborgen, daß der nicht unwesentliche Bestand von 24 Textabbildungen im Eisenbuch Otfried Kastners einem Arsenal von zirka 800 zum Studium und zur Auswahl zur Verfügung stehender Aufnahmeblätter von Volkskunstdenkmälern in Eisen entnommen ist, die von der Volkskunde-Abteilung des O. Ö. Landesmuseums seit 1945 in mühsamer Kleinarbeit systematisch angelegt wurden. Mit dieser Aufnahmetätigkeit, der leider durch den Tod von Prof. Josef Mehle, der sie in gewissenhaftester Weise durchführte, ein vorläufiges Ende gesetzt wurde, ist speziell die volkstümliche Eisenkunst der oberösterreichischen „Eisenwurzten“, das sind die Bezirke Steyr und Kirchdorf, lückenlos erfaßt. Wahrscheinlich bietet keine andere österreichische Landschaft so viel Brauchbares in museologischer Ordnung und Sichtung erfaßtes Vergleichsmaterial. Doch wird diese Unterlassung der künstlerischen Großzügigkeit des Autors zugute gehalten.

Insgesamt darf gesagt werden, daß trotz oder infolge (?) der dichterischen Darbietung (die sich manchmal geradezu billigerischer Wortprägungen bedient wie: Hostie = „schneeige Christussonne“ oder „duftiger Rundstabschleier“ für ein Gitter und dgl.) die Kunstgeschichte

und Volkskunde Oberösterreichs mit Kastners Werk durch eine sehr wertvolle Arbeit bereichert worden ist. Es ist ein Vorzug des Buches, daß es darin keine vernachlässigten Kapitel gibt, Gotik und Barock werden mit derselben Kraft, ja Leidenschaft vorgetragen, wie Hochkunst oder Volkskunst. Daß Kastner den Grabkreuzen besondere Sorgfalt angedeihen läßt, versteht sich beinahe von selbst. Hier ist ja das oberösterreichische Material so prächtig, daß es jeden Vergleich mit dem anderer Bundesländer aushalten kann, ja in den Spitzenleistungen (z. B. „Schoißwohl-Kreuz“) dürfte es diese noch übertreffen. Eine vergleichende österreichische Grabkreuzforschung braucht nun nur mehr die Lücken nach der niederösterreichischen und Kärntner Seite hin zu schließen.

Die besondere Eigenart der Auffassung des Gegenstandes bei Otfried Kastner charakterisiert seine Arbeit am besten mit dem Begriff einer Eisenmythologie. Das geschmiedete Eisen ist für ihn der gestaltete Mythos der Volksart des Menschen im Lande ob der Enns.

Franz Lipp.

Martha Khil, **Biographisches Lexikon von Oberösterreich**. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Band I. Linz 1955, Oberösterreichischer Landesverlag in Kommission.

Oberösterreich beginnt hier mit der Herausgabe eines sehr erfreulichen Unternehmens. Es ist dies die 1. Lieferung (128 Seiten in Ringmappe, S 48,—) eines biographischen Lexikons, das an das bekannte gleichnamige Werk von Krackowizer und Berger anschließen soll. Wir sehen mit Vergnügen, daß schon in dieser ersten Lieferung ein hervorragender Vertreter der Volkskunde, unser Korrespondierendes Mitglied Hofrat Hans Com m e n d a, mit kurzer Biographie und sehr umfangreicher Bibliographie (211 Nummern Veröffentlichungen) vertreten ist.

Leopold Schmidt.

Adalbert Krause, **Andenken und Kult des hl. Ulrich in der Benediktinerabtei Admont** (Sonderdruck aus dem Jahresbericht des Städtischen Gymnasiums in Admont für das Schuljahr 1954/55). 34 Seiten, mehrere Abbildungen, Admont 1955.

Zur Tausendjahrfeier der Lechfeldschlacht legt der gelehrte Admonter Benediktiner eine nützliche Abhandlung über den Kult des Augsburger Bischofs in seiner Abtei vor, die auch volkskundliche Beachtung verdient. Nach einer geschichtlichen Einleitung behandelt Krause vor allem das Ulrichsfest in Admonter liturgischen Handschriften (Martyrologien, Kalendarien, Nekrologien usw.) und gibt anschließend eine Zusammenstellung des Vorkommens des Namens Ulrich als Tauf- und Ordensname in der Admonter Mönchsfamilie, sicherlich auch für die weitere Vornamenforschung von Wichtigkeit. Zwei weitere Übersichten unterrichten über den Ulrichstag im mittelalterlichen Einblattkalender und im steirischen „Mandlkalender“, — wobei man sich des Wandbilderschmucks im Brauchtumsraum des Steirischen Volkskundemuseums erinnert, der ja nach den Bildern dieses Mandlkalenders geschaffen wurde, — und über bildliche Darstellungen des hl. Ulrich aus dem Bereich des Stiftes Admont. Das Kapitel über Ulrichspredigten aus dem 18. Jahrhundert bringt die Titel mehrerer Predigten, die anläßlich der Jahrtage der „Schwäbischen Nation“ in Wien gehalten wur-

den¹⁾. Da bergen die Wiener Stiftsbibliotheken selbstverständlich noch weit mehr Quellenmaterial dazu. Der Schlußabschnitt ist dem Ulrichskirchlein in Seiz bei Kammern im Liesingtal gewidmet, wo seit alters am Ulrichs-Sonntag ein wallfahrtsmäßiges steirisches Volksfest abgehalten wird.
Leopold Schmidt.

Hermann Wopfner, Bergbauernbuch. Von Arbeit und Leben des Tiroler Bergbauern in Vergangenheit und Gegenwart. 1. Band, Lieferung 1 u. 2. Tyrolia, Innsbruck.

Hier liegt die Frucht eines Lebenswerkes vor; das i. J. 1900, also vor über 50 Jahren mit Veröffentlichungen einzelner Einrichtungen des Landes Tirol als einem ausgesprochenen Bauernlande in Erscheinung tritt (Landtag von 1525), ab 1917 sich dann besonders der Siedlungsgeschichte zuwendet, sich dann auf volkscundliche Bereiche wie besonders den bäuerlichen Hausbau ausdehnte (1925), um die Volkskunde Tirols dann immer intensiver aufzubauen und, ohne den früher erfaßten Fragen untreu zu werden, schließlich eine allgemeine bäuerliche Lebenskunde zu entfalten. Es sind über vierzig größere und durchaus richtunggebende Arbeiten, die neben vielem anderen die selbsterarbeitete Grundlage dieses nun erscheinenden Werkes sind.

Der Blick dieses Forschers beschränkt sich aber nicht bloß auf das lebende deutsche Bauerntum Tirols von heute und einst, er umspannt auch die nichtdeutsche Vorzeit samt den Tagen der Römer, er greift also über einen Zeitraum von über 4000 Jahren Bauernlebens in Tirol, ja er umfaßt gleichzeitig die natürlichen Verhältnisse des Landes, wie sie der moderne Geograph begreift. So tritt die erdgeschichtliche Entwicklung der Landschaft neben die völker- und volksgeschichtliche, sie einleitend und die großen Lebenslinien ältester, alter und neuer Zeit heraushebend, die gegebenen Voraussetzungen des bäuerlichen Lebens in diesem Gebirgslande in einer erstmaligen Weise erläuternd.

Damit gewinnt die Lebensgeschichte des deutschen Bauerntums, der die Untersuchung natürlich vor allem dient, eine ungeheure und durchaus solide Unterbauung, gerade in einem Berglande so wichtig, in dem der Bauer unter besonderen, meist gar nicht gekannten oder verstandenen Schwierigkeiten seine so gewaltige Kulturleistung vollbracht, von größter Bedeutung.

Aber es ist ebenso bedeutsam, daß der die archivalischen Quellen nutzende Historiker Hand in Hand mit dem im Gelände forschenden Siedlungs- und Volksforscher in Wopfner arbeitete. Er hat sein Tirol, wie kein anderer wohl seine Heimat, durchwandert, durchstiegen oder mit den Skiern durchfahren.

Diese Erfassung eines Landes, seine Erwanderung in Jahrzehnten des Lebens in völliger Hingabe an die Heimat, dieser stets lebendige Verkehr mit den Bauern in allen ihren Lebens-, Wirtschafts- und Kulturfragen stellt an sich schon eine einmalige Leistung dar. Sie führte zu jedem anderen fremden, tiefen Lebens Einblicken. Wie sprechend tritt hinter sie die stets daneben gepflegte archivalische Arbeit, wie kommt da das Letzte aus diesen Quellen zur Geltung und wie fein-

¹⁾ Ein wichtiges Gegenstück dazu hat Anton Dörrer ausführlich behandelt: Die „Tyroler Nation“ in Wien (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich und Wien, N. F. Bd. XXIX, Wien 1949, S. 280—309).

führend dringt da der Forscher ins Verständnis für die Seele des Volkes ein, seinen Rechts- und Freiheitssinn, sein Verhältnis zu den Landesfürsten, zum anderen Adel, zur Kirche, zum Glauben.

Wopfner hat die Methoden der aus der Landschaft schöpfenden Siedlungsgeschichte seines Landes begründet, er hat wie keiner bisher auf das ganze Areal, also weit über die engere Dauersiedlung hinaus, gegriffen, bisher völlig vernachlässigte Sachgebiete in die Forschung eingeführt, die Lebenszusammenhänge zwischen Siedlung und Almen, das Weidewesen, die Waldnutzung, die Formen der Rodung, der Wasserschutzbauten und der Entwässerung, wie Bewässerung, die in einem Berglande ganze Rechtssysteme in sich tragen.

Auf solcher vielseitiger Grundlage baut dann seine besitzrechtliche Darstellung und die soziale auf. Sie greifen wieder — und hier besonders auch an Hand der schriftlichen Quellen — in die Vergangenheit zurück, erfassen die ganze Menge der Formen wie sie der Wechsel des Besitzlebens bringt, und münden in eine umfassende Bevölkerungsgeschichte ein, die damit ungemein solid gebaut ist. Dabei wird nirgends die Systematik auf Kosten des Lebensbildes zugespitzt, auch wenn der Weg von scharfer inhaltlicher Gliederung einmal wegzuführen scheint. Ein so organischer Denker kann dem Leben nicht Gewalt antun, und dies ist gut. So treten alle Lebensbelange und diese dazu in so erschöpfendem Ausmaße ins Licht, daß es keine der bekannten Bauernmonographien mit diesem Werke aufnehmen könnte. Über den Wechsel der Bevölkerungszahlen, Übervölkerung, Wanderung, Rückgänge der Volksbestände, Krankheiten, Kindersterblichkeit, die biologischen Verhältnisse aller Richtungen, Moral, Verstädterung, Bodenständigkeit, Entvölkerung, Inzucht, Gaultypen und vieles andere tritt viel aufschlußreicher vor uns.

Eine in alle Einzelheiten liebevoll eindringende Betrachtung führt in das haushandwerkliche, hausgewerbliche Arbeiten, beim Bergbauern besonders reich entwickelt, besonders dem Tiroler mit seiner Formgebung. Damit schließt die zweite Lieferung.

Der Gehalt an neuen grundsätzlichen Einsichten ist ein großer, es wäre aber verfrüht, Einzelheiten jetzt schon vorzuführen, denn die Inhaltsangabe der weiteren Lieferungen für die zwei Bände zeigt, daß bisher nur aus Zweckmäßigkeitsgründen Angeschnittenes erst in voller Breite vorgeführt werden wird, zudem neue Spezialfragen, aus dem großen bisherigen Zusammenhang gesondert in ihren Einzelheiten zu zeigen sind: Besitzrecht, Freiheit, Gemeinwesen, Siechtum des Bergbauern, Wirtschaftsführung, Wirtschaftsdenken, Ackerbau, einst und heute, Viehzucht und Milchwirtschaft, einst und heute, Heimweide und Wiese, Almwirtschaft, Waldwesen. Wir werden also zum Schlusse in einer Übersicht darauf zurückkommen müssen.

Mit über 800 Nummern weist sich die benützte Literatur als weitgehende Berücksichtigung der bisherigen Meinungsbildung aus.

Der besondere Wert dieses Werkes neben seiner so umfassenden Heranziehung aller Quellen liegt aber in der unbestechlich sachlichen, immer kritischen, aber trotzdem jedem einfachen Manne zugänglichen Darstellung, gut gepflegter Sprache. So ist das Buch dem Bauernstande gewidmet und wird in ihm gewiß viele Leser finden und sehr viel moralischen Halt einem Bauerntum geben für seinen heute besonders schwer gewordenen Daseinskampf.

Götzens,

Adolf Helbok.

Herbert Freudenthal, *Die Wissenschaftstheorie der deutschen Volkskunde* (= Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes E. V., Neue Folge, Bd. 25), Hanover 1955, Niedersächsischer Heimatbund e. V. 241 Seiten, DM 6,—.

Von Zeit zu Zeit ergibt sich die Notwendigkeit, Theorien, Begriffsbestimmungen usw. unseres Faches, bzw. seiner Teilgebiete zu sichten. Das hat beispielsweise Julian von Pulikowski vor zwanzig Jahren für das Volkslied getan, das hat Heinrich Ihme 1939 für den Volksbegriff in der deutschen Volkskunde versucht. Nun gibt ein bewährter Forscher einen derartigen Querschnitt für das Gesamtgebiet der deutschen Volkskunde. Von der Situation von heute, wie er sie sieht, ausgehend, mustert er die zahlreichen Begriffsbestimmungen, Umgrenzungen, Gebietsabsteckungen usw. nach sieben Leitgedanken: Naturwissenschaft — Geisteswissenschaft — Lebenswissenschaft, dann Vergangenheit und Gegenwart, Die Schichtenlehre, Vom Formgebilde zum Formbildner, Der Einzelne und die Gemeinschaft, Volksbegriffe, Der kulturpolitische Auftrag, und zieht schließlich aus diesen wohlgedachten Einzelkapiteln Ergebnisse, die Freudenthal als Vertreter einer konservativen Anschauung zeigen, wie sie ungefähr der tatsächlichen Arbeit im heutigen Westdeutschland zugrunde liegt. Von anderen Standorten aus wird man wohl mitunter das Gefühl haben, daß es sich dabei um die Darlegung eines wissenschaftstheoretischen Gebäudes handelt, das nur innerdeutschen Wert hat. Schon wir in Österreich und der Schweiz können wesentliche Teile der von Freudenthal herausgearbeiteten Systematik (S. 204) nicht mehr anwenden. Demgemäß scheint mir der wissenschaftsgeschichtliche Wert dieses Buches größer als sein wissenschaftstheoretischer. Innerhalb Deutschlands mag man dies anders sehen ¹⁾.
Leopold Schmidt.

Gerhard Heilfurth, *St. Daniel im Bergbau* (= Leobener Grüne Hefte, herausgegeben von Franz Kirnbauer, Heft 17). 40 Seiten mit mehreren Abbildungen. Wien 1955, Montan-Verlag.

Die Erforschung der Verehrung des Propheten Daniel als „Heiligen“, als Spezialpatrones des Bergbaues, hat in den letzten Jahren überraschende Fortschritte gemacht. Nach mehrfachen Bemühungen vor allem von Georg Schreiber hat sich nunmehr der führende Forscher auf dem Gebiet der Bergmannsvolkskunde dem Thema zugewendet und es zunächst in einem Aufsatz (*Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 50, 1933, S. 247 ff.) behandelt. Dieser Aufsatz liegt nun stellenweise erweitert und verändert in Form dieses Büchleins vor und wird somit weiteren Kreisen zugute kommen. Inzwischen sind aber auch die Forschungen von anderen Seiten schon wieder weitergegangen, ich möchte nur auf die beiden Beiträge von Schreiber und mir in der Festschrift für Pfarrer Dr. Matthias Mayer (= *Schlern-Schriften* Bd. 138, Innsbruck 1955) aufmerksam machen:

¹⁾ Zumindest für Bayern gilt dies aber nicht mehr, wie die ausführliche, temperamentvolle Besprechung des Freudenthalschen Buches durch Lenz Rettenbeck zeigt (*Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*, Bd. 1955, S. 224 f.).

Georg Schreiber, Mysterium, Prophetie, Volkshelige im Bergbau. Zum Daniel-Motiv im tirolischen und deutschen Bergbau (S. 179 bis 202).

Leopold Schmidt, Votivbild-Notizen in den Wallfahrten rings um das Kaisergebirge (ebendort S. 163 ff., besonders S. 175 f.).



Soviel wir nun auch schon zusammengetragen haben, das Material wird wohl längere Zeit hindurch noch anwachsen. Ich gebe der Ergänzung und Anregung halber hier das Bild der linken Seitenplastik

vom Hochaltar der Kirche in Dienten, Salzburg, eine prächtige hochbarocke Daniels-Darstellung mit dem Gesteinsbrocken in der einen und dem Gezähe in der anderen Hand. Jedes unserer alten Bergbaugebiete hat solche größere und kleinere Spuren der Danielverehrung aufzuweisen, und erst ein Corpus dieser Zeugnisse wird zu weiteren Aufgriffen ermächtigen. Leopold Schmidt.

Hellmut Rosenfeld, **Der mittelalterliche Totentanz**. Entstehung — Entwicklung — Bedeutung (= Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte H. 3) IX und 372 Seiten, 40 Abb. Münster/Köln 1954, Böhlau-Verlag.

Die an sich schon sehr große Totentanzliteratur hat nach dem 2. Weltkrieg begreiflicherweise so manche Bereicherung erfahren. Wie Alfred Kubin 1946 sein Graphikwerk „Ein Totentanz“ erscheinen ließ, so beteiligten sich auch die Forscher an der Wiederaufnahme des alten Themas. Besonders wichtig waren Wolfgang Stammer, *Der Totentanz*. München 1948, von germanistischer und Leo Spitzer, *La danse macabre* (Melanges Albert Dauzat, Paris 1951, S. 308 ff.) von romanistischer Seite. Die berühmte Pariser erste Ausgabe der *Danse Macabre* des Druckers Guyot Marchant von 1485 fand 1946 einen von Edward F. Chaney herausgegebenen Neudruck in der University Press von Manchester.

Zu diesen Arbeiten stellt sich nunmehr dieses umfassende Buch, das eine Gesamtdarstellung des Themas zu geben versucht, und gleichzeitig eine bestimmte Lösung der so lang umstrittenen Ursprungsfrage bieten will. Rosenfeld versucht zu beweisen, daß der Totentanz, unter den Einwirkungen des „Schwarzen Todes“ von 1348—50 erwachsen, in Deutschland entstanden sei. Grundlage sei der Volksglaube von den auf den Friedhöfen tanzenden Toten, die Dichtung in Dominikanerkreisen um 1350 entstanden, vermutlich in Würzburg zuerst in den deutschen Text (den sogenannten Oberdeutschen Totentanztext Fehses) umgeformt. Den Primat der deutschen Fassung gegenüber den französischen versucht Rosenfeld aus gefühls- und stimmungsmäßigen Unterschieden heraus festzulegen. Handgezeichnete Bilderbogen des späten 14. Jahrhunderts sollen weitgehend die Verbindung zwischen den Orten und Persönlichkeiten hergestellt haben, an denen der sonstigen Überlieferung nach Totentanztexte, -aufführungen und -bilder bezeugt sind. In zeitbedingter Ablösung der dominikanischen durch die franziskanische Volksfrömmigkeit sollen besonders franziskanische Bilderbogen usw. manche Totentanzfassungen des 15. Jahrhunderts beeinflussen haben. Die Bedeutung von volkstümlicher Gebrauchsgraphik und Kleineliteratur, von Bilderbogen und Volksbuch wird überhaupt außerordentlich stark betont, was freilich nicht wundert, wenn man verfolgt, daß sich Rosenfeld eben überhaupt intensiv mit der Erforschung des Bilderbogens im Mittelalter beschäftigt, vgl. seine Arbeit „Mittelalterliche Bilderbogen“ (Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 85, 1954, S. 66 ff.).

Das Buch ist also wohl weitgehend auf Hypothesen aufgebaut, die zweifellos noch diskutiert werden müssen. Es bringt aber viel neues Material und versucht gewissenhaft, alle Belege sinnvoll einzuordnen. Eine nützliche Bibliographie weist auch örtlich alle Totentanzdarstellungen nach, einschließlich der nachmittelalterlichen, wobei Österreich recht gut vertreten ist (S. 359). Leopold Schmidt.

Erich Meyer-Heisig, **Deutsche Bauertöpferei**. Geschichte und landschaftliche Gliederung. 160 Seiten, 5 Farbtafeln und 80 Abbildungen auf Tafeln. München 1955, Prestel Verlag, DM 24,—.

Der verdienstvolle Konservator für Volkskunde am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg läßt hier seiner erst vor kurzem (Bd. IX, S. 171 ff.) hier angezeigten „Deutschen Volkskunst“ einen sehr beachtlichen Band über die volkstümliche Hafnerkeramik folgen, die in noch stärkerem Maße die Erinnerung an die schöne Ausstellung alter Töpferkunst in seinem Museum festhalten soll, als dies schon der Katalog „Mit Drehscheibe und Malhorn“ von 1954 getan hat. Das Buch gibt eine gediegene Einführung in die Technik und die Geschichte der volkstümlichen Hafnerei und behandelt dann die einzelnen Landschaften, wobei die eigentliche Töpferei herausgehoben wird, also ohne Berücksichtigung der Fayence. Nur für Schlesien wird da eine Ausnahme gemacht. Die volkskünstlerisch geschmückte Hafnerkeramik, unter der sich nicht wenige Hochzeitsteller und Erntekrüge befinden, wird auch in den vortrefflichen Bildern in ihren landschaftlichen Gruppen dargetan. Hier und da mag eine ältere Inventarbestimmung, die Meyer-Heisig seinem Text zugrunde legen mußte, nicht ganz stichhaltig sein. So sind die Wandplatten um 1770 aus dem Germanischen National-Museum (Inv.-Nr. Kl. 13.871), die hier unter „Niederrheinisch“ geführt werden, schon den Texten nach eben direkt niederländisch. In anderen Fällen wieder fragt man sich, ob wir heute nicht die größeren kulturgeschichtlichen Einflüsse etwas mehr mitberücksichtigen sollten. So werden die beiden figürlichen Gießgefäße des 17. Jahrhunderts aus den Museen in Oldenburg und in Hamburg mit „in Gestalt von Löwen“ vielleicht doch nicht ganz zureichend beschrieben. Da haben doch wohl nicht mittelalterliche Löwen, sondern eher chinesische Fo-Hunde anregend gewirkt. Aber das sind nur kleine Nebenbemerkungen zu dem sonst liebevoll und formschön behandelten Thema. Wir möchten gerne anerkennen, daß das Germanische Nationalmuseum mit diesen Veranstaltungen und Veröffentlichungen seiner Volkskundlichen Abteilung zur Zeit offenbar den Rang einzunehmen gewillt ist, der ihm eigentlich längst zukommen würde, nämlich der des ansonst ja fehlenden Deutschen Volkskunde-Museums¹⁾.

Für unser Bereich sei noch darauf hingewiesen, daß es auch in dieser Publikation nicht an österreichischen Stücken fehlt. Es stammen nicht weniger als 17 der abgebildeten Stücke aus Österreich und Südtirol²⁾, und 5 der abgebildeten Objekte sind Eigentum des Österreichischen Museums für Volkskunde.
Leopold Schmidt.

¹⁾ Vgl. dazu jetzt auch den 97. Jahresbericht des Germanischen National-Museums in Nürnberg, 1951 bis 1954. Nürnberg 1955. S. 14, wo darauf hingewiesen wird, daß die Volkskundesammlung des Germanischen National-Museums nach der Vernichtung des Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin mit etwa 12.000 Gegenständen (größtenteils ehemals Sammlung Oskar Kling) derzeit die größte, das ganze deutsche Sprachgebiet umfassende Sammlung unseres Gegenstandes sei.

²⁾ Zu den schweizerischen Stücken ist zu beachten, daß das Schweizerische Museum für Volkskunde soeben eine eigene kleine Ausstellung über das Thema durchgeführt hat. Vgl. Robert Wildhaber, Bauertöpferei im Schweizerischen Museum für Volkskunde, Basel (Schweizer Volkskunde, Bd. 45, Basel 1955, S. 81—89, mit 8 Abb.).

Moravská a Slovenská Habánská Keramika. Umleckoprumyslové museum v Brně. Listopad 1955 — Leden 1956. 41 Seiten, 16 Abbildungen. Brünn, Museum für Kunst und Industrie 1956.

Die deutsche Keramikausstellung in Nürnberg hat eine mährische in Brünn nach sich gezogen, in der nicht weniger als 445 Objekte der Habaner Keramik dargeboten wurden. Sie sind nun in diesem Katalog von Alena Kudelkova und Milena Zeminova beschrieben, einige schöne Stücke auch abgebildet, selbstverständlich alles in tschechischer Sprache. Nur die Aufschriften auf den Krügen, z. B. die des schönen Zunftkruges der Fleischhackerzunft in Preßburg von 1638, die sind deutsch.

Leopold Schmidt.

Walter Laedrach, **Der bernische Speicher** (= Berner Heimatbücher, Bd. 57/58). 112 Seiten, mit vielen Abb. Bern 1954, Paul Haupt.

Allmählich muß die Nachbarn doch der Neid erfassen: Diese beiden ineinander verschlungenen Bildbüchserien der „Schweizer“ und der „Berner Heimatbücher“ können es sich leisten, immer wieder Bildbände zur Volkskunde zu bringen, sogar zur Sachvolkskunde, zur Bauernhausforschung, wie dies bei uns nun doch wirklich nicht möglich ist. Da war schon der Bd. 2 dieser Serie dem Emmentaler Speicher gewidmet. Dann konnten wir erst vor kurzem Bd. 40, die Luzerner Speicher, ankündigen, und nun kommt dieser umfassende Band, der übrigens den älteren Band über die Emmentaler Speicher in der Serie ersetzen soll, und bietet die bernischen Speicher, vom „Heidenstock“, der ältesten Form der bernischen Speicher, durch alle bernischen Einzellandschaften: Oberaargau, Seeland, Schwarzenburg, die Landgerichte Zollikofen, Konolfingen, Seftigen und Sternenbergr, dann eben Emmental, mit besonderer Berücksichtigung der Emmentaler Käsespeicher, schließlich die Oberländerspeicher und die Speicher im bernischen Jura. Die Konstruktion der in einigen Gebieten ja ganz einzigartigen schönen Holzbauten kommt in den prachtvollen Lichtbildern aufs beste zur Geltung. Erfreulicherweise ist diesmal auch die Speichermalerei berücksichtigt, einschließlich der Türhütergestalten (S. 58; Inkwil, S. 91: Goldbach bei Lützelflüh, von dem berühmten Zehnjungfrauen-Speicher), bei denen man sich an schwedische Gegenstände erinnert (Sigurd Erixon, Türwächterbilder und Prangerfiguren, Folk-Liv Bd. III, 1939, S. 44 ff.). Aber Ernst Schlee (Türwächterbilder in Schleswig-Holstein und die Scheunentürmalereien in Eiderstedt, Nordelbingen Bd. 17/18, 1942, S. 1 ff.) hat ja die Verbreitung auf deutschem Boden schon nachgewiesen. Auch das kurze Kapitel über die Speicherinschriften ist sehr willkommen. Wenn Laedrach sie als „Äußerungen der bernischen Volksseele“ (S. 35) auffaßt, so hat das sicher seinen guten Grund. Aber eine daran immerhin recht interessierte Volksdichtungsforschung wird doch auch das Formelhafte dieses Spruchgutes ins Auge fassen, und seine eigenen Zusammenhänge entsprechend beurteilen. Ich habe beispielsweise mit Vergnügen S. 38 von „einem Spaßmacher von Albligen, der den Dieben rät, den Speicher nicht zu betreten, dann mußer Katz kann selber maußen“ gelesen. Schließlich habe ich schon vor mehr als zwanzig Jahren auf diese Spruchgruppe aufmerksam gemacht: „Zum Spinnradlied“ (Das deutsche Volkslied, Bd. 35, Wien 1933, S. 3 ff.). Aber die Hausforscher lesen keine Volksliedliteratur, und leider meistens auch umgekehrt.

Im ganzen jedenfalls wieder ein trefflicher Beweis, daß man die Erkenntnisse unseres Faches ohne weiteres, das heißt: mit den richtigen Mitteln, in guten, auch der Allgemeinheit leicht zugänglichen Büchern darbieten kann.

Leopold Schmidt.

Fra Nationalmuseets Arbejdsmark. 120 Seiten mit vielen Abb. Kopenhagen 1954, Nationalmuseets Publikationsfond.

Der schlanke großformatige Band enthält wertvolle Arbeitsberichte der verschiedenen Abteilungen des Dänischen Nationalmuseums. Aus der Arbeit der III. Abteilung, des Dänischen Volkskundemuseums, muß ein Beitrag besonders hervorgehoben werden, da man ihn hier kaum vermutet: Holger Rasmussen, *Landsbyliv i Calabrien* (S. 15–26, mit 19 Abbildungen). Dieser kleine Beitrag zur Arbeits- und Gerätekunde des unteritalienischen Bauern verdient auch neben Scheuermeiers „Bauernwerk“ volle Beachtung. Von den dänischen Beiträgen ist besonders wichtig: Ester Andersen und K. Roland Hansen, *Kommandorgarden pa Romø* (S. 49–63). Die zahlreichen guten Abbildungen geben einen guten Einblick in die Welt der dänischen Möbelmalerei des 18. Jahrhunderts, ein Gebiet, das ja jetzt durch das große Werk von Axel Steensberg, *Danske Bondemøbler*. Kopenhagen 1949, sehr schön erschlossen ist.

Leopold Schmidt.

Leza Uffer, Die Märchen des Barba Plasch. Illustriert von Corinna Steinrisser. 160 Seiten, mit 20 Strichzeichnungen und einer Farbtafel. Zürich 1955, Atlantis-Verlag. sfr. 9,80.

Leza Uffer hat vor 10 Jahren einen schönen Band *Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler* (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 29) erscheinen lassen, der neugesammelte Märchen aus dem rätoromanischen Gebiet der Schweiz in der Ursprache und in deutscher Übersetzung brachte. Schon damals war deutlich zu sehen, daß es sich vielfach um junge Märchen, um Nacherzählungen Grimmischer Fassungen handelt. Am interessantesten waren die Mitteilungen Uffers über seine Erzähler, unter denen auch Plasch spengas aus Tinizun vertreten war, den die Kinder „Barba Plasch“, den Onkel Plasch nannten. Er war ein armer Schuster, aber der Sohn eines bedeutenden Märchenerzählers, Pol Gisep, der hundert Märchen gekannt haben soll. Barba Plasch erzählte immerhin noch einen Teil davon, aber in etwas willkürlicher Motivanordnung und zum Teil mit stark örtlicher und persönlicher Umgestaltung. Uffer hat auch diese individuellen Motivverbindungen aufgenommen, sogar die Geschichte von der Königstochter und den hungrigen Zwergen, an der weniger auffällt, daß sie ein „Schwan kleb an“-Märchen ist, als daß die Zwerge im Flugzeug nach Rom transportiert werden. Das sind also so individuell-ironische Spätformen, die man gern einmal kennenlernt, besonders wenn sie so hübsch dargeboten werden wie hier. Die Zeichnungen mögen ja nicht nach jedermanns Geschmack sein.

Leopold Schmidt.

Rudolf Henggeler, Die kirchlichen Bruderschaften und Zünfte der Innerschweiz. 285 Seiten. Einsiedeln, Verlag J. u. K. Eberle (1935).

Die historisch-religiöse Volkskunde der Schweiz hat in den letzten Jahren einen entschiedenen Fortschritt zu verzeichnen. Es konnte hier bereits öfter darauf aufmerksam gemacht werden, welchen bedeutenden Anteil daran der gelehrte Stiftsarchivar von Einsiedeln, P. Henggeler O. S. B. hat. Sein neuestes Werk, *Geschichte und Verzeichnis der innerschweizerischen Bruderschaften*, ist uns besonders willkommen, die dauernd noch im Zunehmen begriffene Bruderschaftsforschung wird

durch dieses fleißige und genaue Buch kräftig unterstützt. Wir finden die rein religiösen Bruderschaften behandelt, und auch die „gemischten“, also mehr oder minder zunftmäßige Vereinigung, Schützenbruderschaften, Fischer- und Schifferbruderschaften, Semnerbruderschaften usw. Besonders diese Vereinigungen sind für die Volksgesellschaftsforschung von größter Wichtigkeit. Die Verehrung von landschaftlichen oder örtlichen Sonderheiligen, z. B. Magnus oder Theodul tritt dabei besonders hervor, bei den reinen Zunftbruderschaften die der eigentlichen Zunftheiligen, also z. B. bei den Schneidern der hl. Homobonus. Wichtig sind auch die Musiker- und Schauspielerbruderschaften, so die Bruderschaft der Spielleute in Luzern und die Bruderschaft der Komödianten in Ruswil, die den hl. Jost zum Patron hatten. Was sich an Nachrichten über derartige Vereinigungen sonst in der unerreichbarsten lokalhistorischen Literatur verbirgt, ist hier übersichtlich zum archivalischen Quellenmaterial gestellt, und aus dem ganzen vielfältigen Bezeugungstoff ein reiches, wertvolles Bild geschaffen worden.

Leopold Schmidt.

Stith Thompson, Motif-Index of Folk-Literature. A Classification of narrative elements in Folktales, Ballads, Myths, Fables, Mediaeval Romances, Exempla, Fabliaux, Jest-Books, and Local Legends. Copenhagen, 1955 ff., Rosenkilde and Bagger.

Das Lebenswerk Stith Thompsons, der großartige „Motif-Index“, seinerzeit in 6 Bänden der FFC erschienen, soll nunmehr vermehrt und verbessert noch einmal erscheinen, im normalen Buchverlag, was für seine Verbreitung und Benutzung wohl günstig sein dürfte. Die „Folklore“ im angelsächsischen Sinn besitzt hier ein Standard-Work, das auf den Leistungen der Finnischen Schule, vor allem auf dem Märchenkatalog von Antti Aarne aufbaut und praktisch ein Motivverzeichnis der vorliterarischen Weltliteratur geworden ist. Das gesamte alte Erzählwesen, die „Oral tradition“ einer versinkenden und zu guten Teilen längst versunkenen Welt, ist hier seinen Motiven nach eingefangen, und mit einiger Geduld und Einarbeitung in das Riesenwerk wird man hier zu jedem Erzählstoff Nachweise finden. Für die Neuauflage sind Thompson vor allem die Dissertationen seiner immer zahlreicher werdenden Schüler zugute gekommen, so daß sich nun beispielsweise die jüdische Erzählung in ihrer Aufgliederung durch David Neumann (heute Dov Noy) auch in diesem umfassenden Motivverzeichnis geltend macht, die litauische durch die Vorarbeiten von Jonas Balys, der eine Reihe von wichtigen Arbeiten in den Vereinigten Staaten erscheinen lassen konnte, usw. Das großzügige Werk steht in vieler Hinsicht auf einer anderen Ebene als unsere mitteleuropäische Erzählforschung. Es hat aber andererseits bei uns auch noch nicht die Wirkung getan, die ihm wohl zukäme, und ich glaube, daß es diese Wirkung vielleicht auch anderwärts erst tun wird, wenn diese großangelegte Neuauflage vollendet vor uns stehen wird.

Der Verlag hat an Stelle von Besprechungsexemplaren einen umfangreichen Vorabdruck aus dem ersten Band verschickt. Es wird aber dennoch niemand erwarten, daß dieses Werk im eigentlichen Sinn „besprochen“ werden wird. Auf eine derartige Leistung kann man nur hinweisen, und dabei dem Verfasser als einem der großen Arbeiter unseres Faches danken. Alles andere muß der Benutzer jeweils selbst tun.

Leopold Schmidt.

Oskar Eberle, *Cenalora*. Leben, Glaube, Tanz und Theater der Urvölker. Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. B. 1954 (zugleich Schweizer Theater-Jahrbuch XXII—XXIII der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur 1953/54), 575 Seiten.

Es ist schwierig, dem eigenartigen Buche seitens der Volkskunde gerecht zu werden. Ein anerkannter Theaterwissenschaftler, Bühnenhistoriker, Regisseur und Spieldichter hat es geschrieben. Allerdings auf Grund nicht selbst gesammelter, selbst erlebter Materialien. Die Ausgangsebene bildet vielmehr die internationale, weder theaterwissenschaftlich noch volkscundlich eingestellte völkerkundliche Literatur, Bezüge auf Europäisches in Volksschauspiel und Hochdichtung sind selten. Die Ergebnisse des Buches aber wenden sich in hohem Maße, zwar überlegt und vornehm, aber doch sehr bestimmt gegen bisherige, weithin anerkannte Thesen aus der Spiel-, Brauch- und Maskenforschung der Volkskunde, die nach des Verfassers hartem Worte „keine Ahnung zu haben scheint, in welche Gründe Maske und mimischer Brauch hinabreichen“ (S. 548). In der Tat ist das Buch geeignet, manche neue Betrachtungsweise von Spiel, Brauch, Opferritual und Verwandlungskünsten bloß unterhaltender oder aber kultischer Mimesis auch in der Volkskunde anzuregen, manche bisher bewußt sich beschränkende Schau fruchtbringend auszuweiten.

Für die Volkskunde ist ein allzustarkes Anlehnen an die Völkerkunde bedenklich. Die Gefahr aprioristischer Parallelisierung ist ständig gegeben. Doch steht es der Volkskunde nicht zu, diesen Ausgriff der Theaterwissenschaft zu wehren. Eberle greift zudem aus hunderten einigermaßen erforschten Naturvölkern nur jene 17 heraus, die er als die „ethnologisch ältesten“ ansieht (Pygmäen in Afrika, Negritos in Asien, südamerikanische Feuerländer, Urstämme Australiens), durchaus Sammler und Jäger, nicht Pflanzler. Ihre natürliche Umwelt, die Beschreibungen ihres Alltagslebens, ihr Festkreis, die oft nur spärlichen Bemerkungen der Feldforscher über Spiel und Brauch, Tanz und Lied dieser Naturvölker (die übrigens durchaus nicht alle als „Wurzelvölker“ anzusprechen sind und gewiß auch ihre „Geschichte“ haben), bilden die Materialgrundlage, die Eberle mit den modernen Begriffen der europäischen Theaterwissenschaft und der Bühnenregie (Hörspiel, Szene, Beleuchter, Garderobier, Dekoration, Schminksalon, Kulisse, Theater-, „Wirkung“, „Dialog über die Rampe“ u. ä.) festzulegen und aufzugliedern unternimmt (13—489). Im wesentlichen sind es die umfangreichen Forschungen der Wiener Völkerkundeschule († W. Schmid, W. Koppers, M. Gusinde, P. Schebesta, J. Haekel), deren fast niemals auf das Problem „Urtheater“ ausgerichtete Bemerkungen zu Spiel, Brauch und Tanz (Jugendweihe, Hochzeitsriten, Jagd- und Siegestanz) hier theaterwissenschaftlich mit europäischen Begriffen einer hochzivilisierten Kulturerscheinung interpretiert werden. Drum ist es Sache der Völkerkunde, sich um die Richtigkeit der (heute neuerdings umstrittenen) Kulturstufenzuordnung wie der jeweils klar vom Verfasser gekennzeichneten Ergänzungen zum oft wirklich nur andeutenden Forscherberichte zu kümmern. Im übrigen sind hier Berichte von Stämmen interpretiert, die meist schon im 19., spätestens aber vor der Mitte des 20. Jahrhunderts ausgestorben sind (Ur-Australier, Tasmanier, die meisten Feuerländer). Oft sahen die Missionare die Spiele nicht selber, sondern ließen sich berichten. Mehrmals sind es Resterinnerungen, auch durch Lebensmittelpenden erwirkte „Aufführungen“ von Kultspielen u. dgl. vor doch gewiß „störenden“ Fremden (333, 342, 419 f., 506). Kann

man bei solchem „Revue“-Charakter gesicherte Rückschlüsse auf das tatsächliche Theater-„Erlebnis“ der Ausübenden bzw. auf deren wirkliche psychische Einstellung zum vielschichtigen Phänomen „Maske“ erwarten?

Doch ist die Fülle des herangezogenen und in gepflegter Sprache aufbereiteten Materiales so groß, daß Eberle in der Tat weitreichende theaterwissenschaftliche Schlüsse aus völkerkundlichen Quellen ziehen konnte, die auch die Volkskunde berühren. Das betrifft weniger die Frage des Verhältnisses von Totemismus und Maske. Ihr räumt Eberle deswegen breiten Raum ein, weil für ihn das Totemwesen (Tier, Pflanze, Naturscheinung), nichts anderes als die „Maske“ des Urahren ist. Erst die mutterrechtlichen Pflanzeabauerkulturen mit ihrem Schädelkulte hätten die menschengestaltigen Ahnenmasken an die Stelle der Tiermaske gesetzt (333 ff.). Wesentlich erscheint uns, daß Eberle die Erfindung der „Maske“ (nicht etwa nur der Gesichtsmaske) einschließlich der Verstellung von Stimme und Gestus dem urzeitlichen Jägertum zuschreibt. Sein Maskenbegriff ist allerdings wesentlich weiter als der der Volkskunde, die nicht jegliche, auch nur unterhaltende Mimesis (z. B. Verzerren des Gesichtes) schon als „Maske“ wertet. Immerhin ist der Versuch, eine Entwicklung der Maskierungsmöglichkeiten (Bemalung, Bestecken mit organischen Stoffen wie Laub, Federn u. ä., Überziehen einer vollen Verhüllung in Fell-, Leder-, Rindenmasken usw.) dankenswert. Ein Hinweis auf die kulturgeschichtliche Einleitung von Leopold Schmidt, Das Wiener Maskenwesen des Mittelalters und der Renaissance (Jahrbuch d. Gesellschaft f. Wiener Theaterforschung 1950/51) wäre für die Diskussion fruchtbar gewesen. Es ist ferner durchaus richtig, daß auch das europäische Volksschauspiel wie sein Hochkunsttheater nicht erst mit Thespis und dem dionysischen Theater in Alt-Hellas beginnt, sondern daß auch hier ein Ur-Theater vorausgegangen sein muß, das aus Ensemble, Chor und Einzelschauspieler (bzw. -hörspieler) bestand, auch wenn der regionale oder zeitliche Ansatz bei solcher Weite des theaterwissenschaftlichen Masken- oder Theaterbegriffes hypothetisch bleibt.

Ein bleibendes Verdienst Eberles ist sein geglücktes Streben, den Begriff der „Maske“ auf das Optische und das Akustische, ja vereinzelt (bei Jugendweihespielen, wo man an verdeckten Kandidaten Handgriffe vornimmt, die jenem als die formende Gewalt des Schöpfergottes vorkommen müssen) auf noch andere Sinnesgebiete („Tast-“, „Duft-Spiele“, 347, 356) ausgeweitet zu haben (485 ff.). Die erstaunlich weitverbreitete Anwendung der „akustischen“ Maske (Verstellung der eigenen Stimme; sinnbezogene Laut- und Geräusdfolgen; Verwendung von Requisiten wie Schwirrhölzern, Holztrompeten usw.), auf die Eberle bereits auf dem Wiener Ethnologen-Kongreß 1952 hingewiesen hatte (vgl. Schweizer Rundschau LII, 1952, 434 ff.), wird auch das Augenmerk der Volkskunde nach schon vorliegenden Anfängen bei K. Meuli, L. Schmidt, J. Hanika u. a. wieder stärker auf ähnliche Formen in unserem Brauchtumsleben richten. In Punkt XII seiner Zusammenfassung (487) stellt Eberle gerade diese Anwendung der akustischen Maske in ihrer besonderen Bedeutsamkeit für das „Mysterienspiel“ heraus. Dessen älteste Form sei nicht das „Schau-Spiel“, vielmehr das „Hör-Spiel“: „Die Urvölker stellen sich Gott als unsichtbar vor, sie hören aber seine Stimme. So entstand als erste religiöse mimische Darstellung das Hörspiel, in dem Gott nicht verkörpert, sondern verlaublich wird. Die Mimesis der Stimme stellt Gott, Stammeltern,

Totem-Urwesen, Totengeister, Dämonen und andere Wesen der religiösen Welt dar.“ Dennoch aber — und dies als weitere Stellungnahme gegen bisher Geltendes — ist auch dieses Kultspiel nicht die Urform des Theaters, wie denn überhaupt Kult-Spiele jeder Art nur die eine Seite des Ur-Theaters seien. Andere Spielarten wie Lehrspiele für Glauben, Sitten und Stammesgesetze gehören ihm auf früher Stufe — nach theaterwissenschaftlicher, nicht volkskundlicher Auffassung! — an wie das völlig „zweckfreie“ Spiel der Nur-Unterhaltung. Darin erscheinen Maske und Mimus, Gestus und Gesang solcherart zweckfrei eingeschlossen, daß der Verfasser definiert: „Rhythmik, Melodik und Mimesis sind die Elemente des Urtheaters. Urtheater ist getanzte Oper“ (537). „Theater ist älter als jeder Kult. Theater hat Kult erst geschaffen, denn Theater ist die Kunst, mit mimischen Mitteln, mit optischen und akustischen, sich auszudrücken. Sobald das Bedürfnis erwacht, — und das ist schon zur Zeit der Urmenschheit geschehen —, religiöse Vorstellungen mimisch, klanglich und bildhaft darzustellen, entstehen das religiöse Theater und der Kult“ (487). Hierin ist aber auch eingeschlossen, daß Eberle in seinem theaterwissenschaftlichen Versuche des Aufweises einer Entwicklungsgeschichte der Maske, die ihm lediglich das „Symbol der Verwandlung des Menschen in ein anderes Ich“ ist (487), auch ihre Herleitung aus dem Totenkult ebenso zumindest für die Urkulturen ablehnt wie das daraus abgeleitete „Stehlrecht“ der Masken, das nicht auf den Totenkult, sondern als „Heische- und Raubrecht“ auf den „viel weiteren Begriff des Opfers“ zurückgeführt wird (252, 533, 538). Das deckt sich ziemlich genau mit Hanns Korrens „Kultmahl und Heischegang“ (Festschrift für Julius Franz Schütz, Graz-Köln 1954, 388—393).

Eberles Vorhaben geht zunächst darauf, „der Theaterwissenschaft eine sichere Grundlage zu schaffen“ (493). Vieles davon betrifft die Volkskunde und ihre Volksschauspiel- und Maskenforschung mit. Das wird sie dankbar annehmen. Die Umsetzung der hier vorliegenden Erkenntnisse aus völkerkundlichen Quellen in theaterwissenschaftlicher Formulierung auf die Bedürfnisse der Volkskunde wird manche volkskundliche Beobachtung im neuen Lichte erforschen und nicht immer gelingen. Volksschauspielforschung und Maskenkunde können an diesem Buche aber nicht vorbeigehen. Manche selbstgezogene Grenze wird die Volkskunde doch weiterhin gegenüber der Völkerkunde wie der Theaterwissenschaft halten müssen. Denn Volkskunde ist eine Disziplin mit eigener Gesetzlichkeit.

Leopold Kretzenbacher.

France Marolt, Slovenske narodoslove študije (Slowenische Volkskunde-Studien. Herausgegeben vom Glasbeno-narodopisni inštitut (Musikvolkskundl. Institut) zu Laibach. Bisher 4 Hefte:

1. Tri obredja iz Zilje — Drei Brauchtumsfeiern aus dem Gailtale. Laibach 1953, 47 Seiten.

Im Jahre 1934 hatte France Marolt das zur Erforschung von Musik, Lied und Tanz der Slowenen gegründete Volksmusikinstitut übernommen und bis zu seinem Tode 1951 geleitet. Das 1. Heft galt drei besonderen Gailtaler Brauchtumsfeiern, die im slowenischen wie im deutschen Schrifttum viel beachtet sind. A: das Gailtaler Kufenstechen (štehvanje), B: Lindenlied und Lindentanz (visoki rej pod lipo), mit Musiknoten, Rhythmusuntersuchung, Mundarttext der Lieder dieses eng mit dem Kufenstechen verbundenen Brauches,

C: der Ablauf der Gailtaler Hochzeit (Ziljska ohcet), mit Liedtexten, Tanzweisen und Trachtenbildern. Im wesentlichen handelt es sich in diesem wie im folgenden Hefte um Beschreibungen nach Eigenaufnahmen und vorhandener Literatur.

2. Tri obredja iz Bele Krajine — Drei Brauchtumsfeiern aus Weißkrain. Laibach 1936, 97 Seiten, 14 Bilder.

In diesem Hefte geht Marolt über die bloße Beschreibung hinaus und untersucht vor allem im Zusammenhang mit den entsprechenden Bräuchen der übrigen slawischen Völker A: den „Grünen Georg“ (Zeleni Jurij), also das Umführen des Grünmaskierten zu Frühlingsbeginn mit Heischeliedern und -sprüchen, wobei an Literatur im wesentlichen Afanasjev, Mannhardt und Frazer herangezogen werden, B: den „Möttlinger Reigen“ (Metliško kolo), den abendlichen Ostermontag-Reigentanz bei der Martinskirche außerhalb des Ortes, wie er gelegentlich am Weißen Sonntag wiederholt wird, C: eine Gruppe von Tanzspielen mit überlieferten festen Texten und Weisen: das ungeheuer weitverbreitete „Brückenspiel“ (most). Zu diesem „Brückenspiel“ nahm Marolt ein Sonderkapitel „Mitos o mostu“ (Der Mythos von der Brücke) von Boris Orel in den Text (S. 74—91), das den Brauch in ganz Europa verfolgt und wichtige Beschreibungen (Geiler von Kaisersberg, J. Fischart, J. Grimm, W. Valvasor) dieses und verwandter Bräuche zusammenstellt. (Vgl. von Boris Orel die vorläufige Studie über das Brückenspiel: „Al pejte, pejte trikrat skuz, zdignite got visok roké“ [„Nun singet, singet dreimal durch und hebt hoch die Hände“] in der Vodnikova pratika [Kalender] auf das Jahr 1943, Laibach 1942, S. 41—48.) Weitere Weißkrainer Tanzspiele im 2. Hefte sind das „Sieb“ (Rešetka), mit Dialogliedern, die „Robčeci“, ein Fangspiel im Reigen, den „Hahnenkampf“ (Kurji boj), wo kräftige Burschen je einen leichteren Kameraden auf den Schultern tragen, der die Aufgabe hat, seinen Gegner von dessen Träger herunter zu stoßen, und den „Turmbau“ (turn), wo wieder Burschen auf den Schultern ihrer Kameraden stehend bis zur Stadt getragen werden müssen. Einige von diesen Spielen beschrieb Joh. Vipavz schon 1839 (Zeitschrift Carniola 1839, Die Ostern in Möttling).

Die weiteren Hefte (3 und 4) wurden aus dem Nachlasse des verstorbenen Institutsleiters von seinen Mitarbeiterinnen Karla Vuk und Zmaga Kumer 1954 veröffentlicht:

3. Gibno-zvočni obraz Slovencev — Die Eigenart der Slowenen, gesehen in ihren musikalisch-tänzerischen Ausdrucksformen.

Was in den früheren Heften an Brauchtumsbeschreibungen aus Weißkrain und dem Gailtale gegeben wurde, das suchte Marolt 1951, vermehrt um die Bewegungsformen der Koranti, der Faschingsmaskenträger aus dem untersteirischen Draugebiete, zu einem Vortrage über die musikalisch-choreographische Physiognomie des Slowenen auszuarbeiten, der anlässlich der slowenischen Brauchtumsvorführungen auf dem Festival des International Folk Music Council im September 1951 gehalten werden hätte sollen (vgl. ÖZV VI, 1952, 63). Wie die auffallend reiche Mundartaufgliederung des kleinen Slowenenvolkes, so zeigen auch seine tänzerischen Bewegungsformen tiefgreifende Unterschiede bei den alpinen Oberkrainern, den Hügelländern und den pannonischen Slowenen. Die phonetischen Charakteristiken sind nach dem Laibach-Slawisten Fr. Ramovš gegeben. Mehrstimmige Lieder und Bilder von Tänzen und Volksmusikinstrumenten (Hirtenflöten, Schalmeyen (cošti-

maje), Pfeifen (pisk), Rohrflöte (tul) aus frischem Bast, ein Hackbrett (oprekelj) und ein Büllhäfen (gudalo-dudalo) ergänzen diesen Versuch einer Übersicht über die Volksmusiklandschaft der Slowenen.

4. Slovenski glabeni Folklor — Slowenische Musikvolkskunde. Laibach 1954, 30 Seiten und 8 Bildtafeln.

Die kleine Arbeit gibt eine dankenswerte Zusammenstellung des bisher auf dem Gebiete der Volksmusikforschung bei den Slowenen Geleisteten. Die Reihe reicht immerhin von Valvasor bis Marolt und die jugoslawische Gruppe der Folkloristen, deren wissenschaftliche Arbeit eben am Marolt-Institute und daneben (mit dem Schwerpunkt auf Erzählung, Spiel und Brauch) am Institut za narodopisje (Institut für Volkskunde) im Rahmen der Laibacher Akademie der Wissenschaften unter Ivan Grafenauer geleistet wird. Dem Hefte sind wiederum Originalaufnahmen von Volkssängerinnen und Darstellungen von Musikanten (Hochzeitsgeiger auf Bienenstockbrettchen) und Instrumenten (Schalmei — orglice; čoštimatej; Doppelflöte — dvojnice) beigegeben.

Wir dürfen nach diesen Proben, die auch für die österreichische Volksmusikforschung Wertvolles bringen, den weiteren Publikationen des Laibacher Volksmusik-Institutes mit Interesse entgegensehen. Es wäre wünschenswert, daß die Herausgeber dem Beispiele der repräsentativen slowenischen Volkskunde-Zeitschrift „Slovenski Etnograf“ folgten und ihren Beiträgen auch Zusammenfassungen in deutscher Sprache beigegeben.

Leopold K r e i t z e n b a c h e r.

Research on Ploughing Implements. The Conference in Copenhagen, June 1 st — 5 th 1954 (= Publications from the International Secretariat for Research on the History of Agricultural Implements. Nr. 1). Kopenhagen 1956, Dänisches Nationalmuseum. 171 Seiten.

Die beim Kopenhagener Pflugforschung-Kongreß (siehe oben Bd. VIII, S. 144 ff.) abgehaltenen Referate liegen nunmehr hier in diesem schöngedruckten und vorzüglich ausgestatteten Band veröffentlicht vor, gemeinsam mit den dem Kongreß vorausgegangenen wichtigen Schreiben von Steensberg, Bratanić, Payne und Kothe, die sich mit der neu zu erarbeitenden Systematik der Pflugforschung beschäftigen. Der Druck wurde durch die dankenswerte Unterstützung der Unesco und der Rask-Oersted-Foundation ermöglicht, die Herausgabe besorgte der Leiter des Permanenten Sekretariates, Peter Michelsen. Nach diesem geglückten Anfang ist dem Kopenhagener Geräte-Sekretariat eine ebenso intensive und erfreuliche Fortsetzung seiner Tätigkeit zu wünschen.

Leopold S c h m i d t.

Anzeigen / Einlauf 1955 / Österreich

- Hermann Affenzeller, Geschichte des Marktes Neumarkt im Mühlkreise und seiner Umgebung. Volkskundlicher Beitrag von Karl Radler. Neumarkt im Mühlkreise, Eigenverlag der Marktgemeinde. 1954. 288 S., XXIV Bildtafeln, Abb. im Text, 1 Karte.
- Der Aufbau. Monatsschrift für den Wiederaufbau. Herausgegeben vom Stadtbauamt Wien. Bd. 10, Juli/August 1955, Nr. 7/8. Sondernummer über Kärnten, darin unter anderem:
- S. 286: Max Ortner, Güterwege, Die Lebensadern unserer Bergbauern.
 - S. 313: Gotbert Moro, Der Aufbau des Landesmuseums für Kärnten.
 - S. 316: Franz Koschier, Das Kärntner Heimatwerk.
 - S. 317: Franz Koschier, Kärntner Brauchtum.
 - S. 318: Wilhelm Klebel und Oskar Moser: Haussprüche in Kärnten.
- Hans Aurenhammer, Zwei Werke des Pedro de Mena in Wien (Alte und Neue Kunst, Bd. III, Wien 1954, S. 111—132).
- Außerferner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Außerfern (= Schlern-Schriften Bd. 111). Innsbruck, Wagner 1955. 420 S., 38 Bildtafeln.
- Darin unter anderem:
- S. 115: Hans Schedle, Die alten Markgenossenschaften in Außerfern.
 - S. 187: Josef Mader, Ortskunde von Lermoos, mit Häuserverzeichnis.
 - S. 209: Ferdinand Kätzler, Lähn in Zwischentoren und seine Bevölkerungsgeschichte.
 - S. 221: Hermann Wopfner, Namlos. Ein Beispiel von Entstehung und Rückgang einer Hochgebirgssiedlung.
 - S. 255: Heinrich M. Verdroß-Droßberg, Vorder- und Hinterhornbach. Landschaft und Menschen.
 - S. 269: Rudolf Ehart, Kaisers. Siedlungsgeschichte, Wirtschaft und Bevölkerung.
 - S. 283: Franz Colleselli, Quellen und Probleme der Lechtaler Trachtenkunde (mit 7 Bildern).
 - S. 329: Raimund Klebelsberg, Ignaz Mader. 1866—1953. (Mit 1 Abb.)
- Herta Awecker, Geschichte des Marktes Lasberg und seiner Umgebung. Volkskundlicher Beitrag von Karl Radler. Lasberg, Selbstverlag der Marktgemeinde, 1954. 232 S., 11 Bildtafeln, Textillustrationen.
- Leopold Bergolth, Brauchtum im Tullnerfeld (Bauernbund-Kalender, Wien 1956, S. 74—76, Notenbeispiele).
- Benedikt Bilgeri, Vorarlberger Volksglaube in der schriftlichen Überlieferung (Jahresbericht des Bundesrealgymnasiums für Mädchen, Bregenz 1953/54, S. 17—37).
- K. Blank und A. Schwarz, Führer durch den Bregenzerwald. Vorarlberg/Österreich. Bregenz, Verkehrsverein Bregenzerwald, o. J. 240 S., 3 Abb., 1 Karte.

- Waltraud Blauensteiner, Die Restaurierung der Wallfahrtskirche Hafnerberg (Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, Bd. IX, Wien 1955, S. 17—22).
- Karl Böhm, Die landschaftliche Wallfahrtskirche Mariahilf-Innsbruck. Ein frühbarockes Kleinod Tirols. Innsbruck, Felizian Rauch, o. J. 40 S., 6 Abb.
- Josef Buchinger, Wir spielen und lachen. Rätsel, Scherzfragen, Schnellsprechsprüche und Zungenhaspler, Sprach- und Sprechscherze, Rollenspiele. Gesammelt und aufgezeichnet. Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1955. 58 S., Notenbeispiele.
- Ernst Burgstaller, Das Herbergsuchen, ein schöner weihnachtlicher Volksbrauch (Heimatland. Wort und Bild aus Oberösterreich, Dezember 1955, S. 90—91, 4 Abb.).
- Festschrift für Eduard Castle. Zum achtzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern. Herausgegeben von der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung und Wiener Goethe-Verein. Wien, Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs, 1955. 236 S., 21 Abb. auf Tafeln.
- Hans Commenda, Franz Stelzhamer. Auswahl aus seinem Lebenswerk. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag, 1955. 531 S., 1 Abb.
- Hans Commenda, Volkskundliche Hinweise bei Stelzhamer (Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. VIII, Linz 1954, S. 306—325, Bd. IX, 1955, S. 44—53).
- Dominicus Dietrich, Das Wallfahrtskirchlein zum heiligen Wasser bei Innsbruck. Innsbruck, Selbstverlag (1954), 40 S., 1 Abb.
- Anton Dörner, Volkskunde in Tirol 1951 (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 50, Stuttgart 1953, S. 135—138).
- Anton Dörner, Das Tiroler Reformationsspiel der beiden Stände von 1532. Zum 400. Todestage Vigil Rabers († 1552) (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 50, Stuttgart 1953, S. 98—106).
- Anton Dörner, Die Tabernakel-Muttergottes von Obertilliach (Osttiroler Heimatblätter, Bd. 21, Linz 27. August 1953, Nr. 8, S. 2 f.).
- Anton Dörner, Das „Stubaiäer Bauerntheater“ jubiliert (Bezirksblatt Innsbruck-Land, 4. Jg., Nr. 8, August 1953, S. 1 f.).
- Anton Dörner, Erl. Arbeit und Brauch (Schlern-Schriften Nr. 138, Festschrift für Matthias Mayer, Innsbruck 1955, S. A., 39 S., 6 Bildtafeln).
- Anton Dörner, Vom Bewegungsspiel zum Standortdrama. Ein Pustertaler Passionsspiel aus den Verbotsjahren (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. IV: Jax-Festschrift, Bd. II, Innsbruck 1955, S. 59—65).
- Anton Dörner, Drei „Brunecker“ und andere Holzkalender aus Tirol, mit ihren verschiedenen Zeitziffern. Brixner Heiligen- und Kirchweihbildern aus der Wende zur Neuzeit (Der Schlern, Bd. 29, Bozen 1955, S. 363—380, mit 4 Abb.).
- Das Lavantaler Heimatbuch. Herausgegeben von Robert H. Drechsler (= Heimat Österreich, Folge 25—29). Leoben, Drechsler, 1954. 150 S.
- Erich Egg und Anton Demanega, Uns leuchtet ein Stern. Ein Tiroler Krippenbuch. Innsbruck-Wien-München, Tyrolia, 1954. 104 S., 56 Abb.
- Max Eiersebner und Helmuth Huemer, Rund um die Weihnachtszeit (Heimatland. Wort und Bild aus Oberösterreich. Dezember 1955. S. 92—93, 9 Abb.).

- Eva Frodl-Kraft, Tiroler Barockkirchen. Text und Bilder. Herausgegeben vom Institut für Österreichische Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes. Innsbruck, Inn-Verlag, 1955, 53 S., 64 Abb.
- Walter Frodl, Kärntner Kunststätten. Klagenfurt-Wien, Joh. Leon sen. (1955), 90 S., 114 Abb., 8 Farbtafeln, 4 Kartenskizzen, 2 geogr. Übersichtskarten.
- Führer durch das Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck. Innsbruck 1955. 24 S., 49 Abb.
- 75 Jahre Niederösterreichische Land-Zeitung. Jubiläums-Ausgabe. Krems, Frühjahr 1955 38 + XVI S., illustriert.
Darin:
S. 24: Hans Plöckinger, Der Pfingstkönig. Ein alter Pfingstbrauch.
S. 25: Hans Plöckinger, Die Wachauer Tracht und eine Alt-Wiener Sage.
S. 33: Alois Gattermann, Aus einem alten Kremser Bürgerhaus.
- Viktor v. Geramb, Ein „Erzherzog Johann-Hut“ in Schwaben (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXIX, Graz 1955, S. 92—97).
- Viktor v. Geramb, Der Volksbegriff in der Geistesgeschichte und Volkskunde (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 50, Stuttgart 1953, S. 7—34).
- Alexander Graf. Genoveva im Eichenwalde (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXVII, Graz 1953, S. 117—119).
- Ausstellung des Stadtmuseums anlässlich seiner Eingliederung in das Landesmuseum Joanneum Graz. Graz, Landesmuseum Joanneum, 1952. 100 S., 8 Bildtafeln.
- Johanna Gritsch, Die Ölberggruppe in Mils bei Hall in Tirol (Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, Bd. VIII, Wien 1954, S. 92—100, 10 Abb.).
- Anton Grösel, UNESCO-Seminar „Museum und Erziehung“ (Pädagogische Mitteilungen, Beilage zum Verordnungsblatt des Bundesministeriums für Unterricht, Jg. 1955, Stück 5, S. 67—71).
- Helene Grönn, Volkskundliches vom Wäschergewerbe um Linz. Jahrbuch der Stadt Linz, Bd. 1954, S. 581—662, 14 Abb.).
- Helene Grönn, Mensch und Maschine — eine Gemeinschaft (Oberösterreich — Landschaft — Kultur — Wirtschaft — Fremdenverkehr — Sport. Bd. V, Heft 3/4, Winter 1955/56, S. 65—67, mit 6 Abb.).
- Gustav Gugitz, Die Familie Hilverding und ihre theatralische Sendung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters in Wien (Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, Bd. XI, 1954, S. 71—103).
- Gustav Gugitz, Kuriosa aus dem alten Wien. Aus den handschriftlichen Kollektaneen von Joh. Siegm. Valent. Popowitsch (Wiener Geschichtsblätter, Bd. [LXIX], 1954, S. 25—31, 57—62, 83—90).
- Arthur Haberlandt, Zu einigen Problemen der österreichischen Gegenwartsvolkskunde. Erweiterte Niederschrift eines auf der 8. Österreichischen Volkskundetagung in St. Martin bei Graz im September 1953 gehaltenen Vortrages (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXXXIII, 1954, S. 191—199).
- Arthur Haberlandt, Ergologisches und Mythologisches zur Schatzkette von Szilagy-Schomlau (Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes, Bd. XLI, 1955, S. 97—110, 5 Abb.).

- Europäische Theaterausstellung. Wien-Künstlerhaus, 20. September bis 5. Dezember 1955. Katalog bearbeitet von Franz Hadamovsky und Heinz Kindermann. Wien-Stuttgart, Wilhelm Frick, 1955. 365 S., 64 Abb.
- Anton Hagenauer, Bischofshofen. Ein Blick auf seine Geschichte und seine Kunstdenkmäler. Bischofshofen, Selbstverlag des Verfassers, 1951. 23 S., 8 Bildtafeln.
- Karl Haiding, Von der Gebärdensprache der Märchenerzähler (= FF C Nr. 155). Helsinki 1955. 16 S., 11 Abb.
- Adolf Helbok, Der österreichische Volkskunde-Atlas, seine wissenschaftliche, volks- und staatspolitische Bedeutung (= Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, herausgegeben von Adolf Helbok und Ernst Burgstaller). Linz 1955. 17 S., 2 Karten, dazu 2 S. Kommentar.
- Hermann Holzmann, St. Magdalena in Gsdmütz (= Schlern-Schriften Nr. 132). Innsbruck, Wagner, 1954. 40 S., 5 Abb.
- Karl Ilg, Vorarlberger Nahrungsvolkskunde (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins, 1954, S. 87—101).
- Karl Ilg, Zur volkskundlichen Bedeutung des Sonntags (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 51, Stuttgart 1954, S. 196—208).
- Karl Ilg, Zu den Trulli des fernsten Italien (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. III, Heft 2, Innsbruck 1955, S. 143—149, 6 Abb.).
- Alfred Karasek-Langer, Donauschwäbische Volkskunde (= Der Göttinger Arbeitskreis, Heft 44). Kitzingen/Main, Holzner, o. J. 35 S.
- St. Kassian-Kalender für das Gemeinjahr nach der gnadenreichen Geburt unseres Herrn Jesu Christi 1955. Brixen, A. Weger, 1955.
- Sepp Kaufmann, Das Halleiner Heimatbuch (= Heimat Österreich, Folge 16—20). Leoben, Drechsler, 1954. 156 S., zahlr. Abb., 4 Farbtafeln.
- Biographisches Lexikon von Oberösterreich. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Bearbeitet von Martha Khil. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag, 1955. Bd. I.
- Rudolf Kiszling, Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este. Leben, Pläne und Wirken am Schicksalsweg der Donaumonarchie. Graz-Köln, Hermann Böhlau Nachf., 1953. 356 S., 15 Bildtafeln.
- Karl M. Klier, Linz im Liede (Jahrbuch der Stadt Linz, Bd. 1954, S. 553—580).
- Karl M. Klier, Kinderspiele, -Reime und Lieder nach Aufzeichnungen von Joseph Gruber (Ödenburg) um 1860 (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVI, Eisenstadt 1954, S. 34—45, 71—83, 177—187).
- Franz Kollreider, Maria Lavant im Spiegel der Kunst. 12 S., unpag., 15 Bilder, teils auf Tafeln. Linz o. J.
- P. Adalbert Krause, O. S. B., Die Ursprungspfarre St. Lorenzen im Paltental und ihre Zehentverhältnisse (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXVII, Graz 1953, S. 104—111).
- Leopold Kretzenbacher, Freveltanz und „Überzähliger“. Zum Balladen- und Sagentypus vom „überzähligen“ Tänzer (Carinthia I, Bd. 144, Klagenfurt 1954, S. 843—866).
- Leopold Kretzenbacher, Das slowenische Luzienbrot („Lucijscak“) (Slovenski Etnograf, Bd. VI—VII, Ljubljana 1954, S. 197—222).

- Leopold Kretzenbacher, La bilancia delle anime medievale nel Barocco e la sua continuazione nella poesia popolare religiosa attuale (Ce fastu? Rivista della Societa Filologica Friulana, Bd. XXVII—XXVIII, Udine 1953, S. A., 11 S.).
- Leopold Kretzenbacher, „Windfüttern“. Ein alter steirischer Opferbrauch (Blätter für Heimatkunde, Bd. 29, Graz 1955, S. 2—9).
- Leopold Kretzenbacher, Sankt Aja, die Prozeßhelferin. Legende und Kulturgeschichte eines Grazer Dombildes (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer, Nr. 26, vom 27. März 1955, Graz, S. 3 f. mit 1 Abb.).
- Leopold Kretzenbacher, Zur Frühgeschichte der Maske in Steiermark (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. XLVI, Graz 1955, S. 235—260, mit 1 Abb.).
- Leopold Kretzenbacher, St. Michael mit der Seelenwaage. Diesseitschuld und Jenseitsgericht im Glauben der Völker (Gehört—Gelesen. Die Manuskripte der interessantesten Sendungen, herausgegeben vom Bayerischen Rundfunk, Bd. II, München 1955, November, S. 1017—1026, mit 6 Abb.).
- Maria Kundegraber, Die Notburga-Wallfahrt nach Jagerberg (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXIX, Graz 1955, S. 122—127).
- Lothar Machura, Wilhelm Ast, Rupert Feuchtmüller, Heimat Gutenstein. Wanderung durch eine historische Landschaft. Wien, Verlag Kunst ins Volk, o. J. 48 S., 27 Abb. auf Tafeln, zahlreiche Textbilder.
- Melitta Maieritsch, Steirische Frauentrachten. 2. Aufl. Graz, Steirisches Heimatwerk, 1946. 16 S., 37 Abb.
- Adolf Mais, Aufgaben der volkskundlichen Archäologie (Wiener völkerkundliche Mitteilungen, II. Jg., Nr. 2, 1954, S. 184—192).
- Maria Taferl, Ursprung des Wallfahrtsortes. Herausgegeben vom Pfarramt Maria Tafel, N.-Ö. 1955, 28 S., 6 Abb.).
- (Matthias Mayer), Zur Einweihung der St. Josephs-Kirche in Kufstein-Sparchen am Sonntag, den 29. August, im Marianischen Jahre 1954. Herausgegeben vom Pfarrvikariat St. Joseph in Kufstein-Sparchen. 32 S., 8 Abb.
- Beiträge zur Heimatkunde des nordöstlichen Tirol. Festschrift zum 70. Geburtstag Matthias Mayers (= Schlern-Schriften, Bd. 138). Innsbruck, Wagner, 1954. XI + 276 S., 9 Strichzeichnungen und 24 Abb. auf 15 Tafeln.
- Darin unter anderem:
- S. VII: Eduard Widmoser, Matthias Mayer, Lebenslauf und Würdigung (mit 1 Porträt).
- S. 31: H. Bachmann, Klein-Söll. Zur Geschichte der Besiedlung und Entstehung seiner Kirche.
- S. 95: Anton Dörrer, Erl. Arbeit und Brauch.
- S. 134: Karl Ilg, Das Fischerhäusl in Kössen.
- S. 151: Hans Moser, Zwei Notburga-Spiele aus dem bayerischen Inntal.
- S. 163: Leopold Schmidt, Votivbild-Notizen in den Wallfahrten rings um das Kaisergebirge.
- S. 179: Georg Schreiber, Mysterium, Prophetie, Volksheilige im Bergbau.
- S. 223: Josef Weingartner, Unterinntaler Bildsäulen.
- S. 269: Eduard Widmoser, Verzeichnis der Veröffentlichungen Matthias Mayers.

- Erwin Mehl, Die Sauna — ein Jahrtausende altes Bauernmittel (Österreichische Ärztezeitung, Bd. VII, Wien 1952, S. 499—504).
- Memorandum der Kärntner Slowenen, Herausgegeben von Narodni svet koroskih Slovencev. Klagenfurt 1955, 8 S.
- Helmut J. Mezler-Andelberg, Der heilige Ägydius in Steiermark. Ein Beitrag zur Patrozinienkunde (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXIX, Graz 1955, S. 101—114).
- Oskar Moser, Zur Geschichte und Kenntnis der volkstümlichen Gebäuden (Carinthia I, Bd. 144, Klagenfurt 1954, S. 735—774, mit 9 Abb.).
- Oskar Moser, Der Ständerbohlenbau und Verwandtes in Kärnten (Carinthia I, Bd. 145, Klagenfurt 1955, S. 508—533, mit 21 Abb.).
- Michael Müllner, Der Pilatussee. Ein Streifzug durch Niederösterreichs Höhlensagenwelt. Wien, Europäischer Verlag, 1955. 64 S., 10 Abb.
- Herta Oberegger, Maria Elisabeth Stampferin, eine steirische Hausmutter der Barockzeit (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXIV, 1950, S. 88—95).
- Sor. M. Assunta Paulewicz, Einiges über die Grazer Umgangssprache (Jahresberichte über das Schuljahr 1953/54, Graz, Unterrichtsanstalt der Ursulinen, 1954, S. 5—11).
- Josef Piegler, Volksbräuche vor Gericht. Ein Bericht aus Österreich (Juristenzeitung, 10. Jg. der Deutschen Rechts-Zeitschrift und der Süddeutschen Juristen-Zeitung, Nr. 23/24, 10. Dez. 1955, S. 721—724).
- Hans Pirchegger, Der heilige Veit in Steiermark (aus Archiv und Chronik, Bd. III, Graz 1950, S. 33—36).
- Elfriede Rath, Austrian Märchen (Folk-Lore, Bd. LXIII, London, 1952, S. 79—90).
- Elfriede Rath, Bibliographie der Veröffentlichungen von Dr. Edmund Frieß (Unsere Heimat, Bd. 25, Wien 1954, S. 92—95).
- Elfriede Rath, Volksbuch und Volksmund. Zur Quellenfrage steirischen Erzählgutes (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. XLV, Graz 1954, S. 131—144).
- Heinrich Raucher, Aus dem Sagenschatz des niederösterreichischen Donaulandes (St. Pöltner Diözesankalender, 1953, S. 136—144).
- Heinrich Raucher, Heimatbuch der Pfarre Kautzen. Pfarrgemeinde Kautzen, N.-Ö. 1954. 219 S., 35 Abb., 1 Karte.
- Josef Ringler, Fajansova kamna Slezskeho musea v Opave a jihotyrolsko vyroba fajansi v. 16. stol (Der Fayenceofen im Schlesi-schen Museum in Opava (Troppau) und die südtirolische Fayence-kunst des 16. Jahrhunderts) (Casopis Slezskeho musea — Acta musei Silesiae, Bd. III, Opava 1953, S. 37—47. Mit deutschem Resumee).
- Robert Schindler, Von Holzkalender und Stabzahlen. Verschollenes Wissen unserer Bauern (Bauernbund-Kalender 1956, Wien, S. 118—120).
- Gerhard Schmidt, Die Johann-Nepomuk-Kapelle nächst der Augartenbrücke in Wien (Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, Bd. VIII, Wien 1954, S. 115—121, mit 7 Abb.).
- Leopold Schmidt, Robert Bleichsteiner. Mit Bibliographie und 1 Porträt (Archiv für Völkerkunde, Bd. IX, Wien 1954, S. 1—7).
- Leopold Schmidt, Schaufel-Notiz. Zu einem europäischen Arbeitsgerät des Spätmittelalters (Archiv für Völkerkunde, Bd. IX, Wien 1954, S. 92—94, mit 1 Abb.).

- Leopold Schmidt und Norbert F. Riedl, Die Johann R. Bünker-Sammlung zur Sprachvolkskunde des mittleren Burgenlandes (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 6). Eisenstadt, Burgenländisches Landesmuseum 1955. 36 Seiten, 15 Tafeln mit Zeichnungen von Liesl Freiinger-Wohlfarth.
- Leopold Schmidt und Josef Seger, Volkstrachten in Österreich. Bildkarte von J. Seger. Bearbeitung und Textheft (12 S.) von L. Schmidt. Wien, Hippolyt-Verlag, 1954.
- Leopold Schmidt, Die Martinisegen der burgenländischen Hirten (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVII, Eisenstadt 1955, S. 11—31).
- Leopold Schmidt, Motivbild-Notizen in den Wallfahrten rings um das Kaisergebirge (Beiträge zur Heimatkunde des nordöstlichen Tirol. Festschrift zum 70. Geburtstag Matthias Mayers. Innsbruck 1954. S. 163—178).
- Leopold Schmidt, Die Legende von der mit Pulver gefüllten Kerze. Zu einem Türkenmotiv der innerösterreichischen Wallfahrten (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXIV, Graz 1950, S. 75—80).
- Leopold Schmidt und Josef Seger, Bäuerliche Hausformen in Österreich. Bildkarte von J. Seger, Bearbeitung und Textheft (12 S.) von L. Schmidt. Wien, Hippolyt-Verlag, 1955.
- Leopold Schmidt, Die Kornfeld-Legende. Ein apokryphes Motiv in einigen Darstellungen der Flucht nach Ägypten (Alte und Neue Kunst, Bd. IV, Wien 1955, S. 24—28, mit 1 Abb.).
- Leopold Schmidt, Das steirische Schwankspiel vom Bauern und seinem Weib im Rahmen der Volksüberlieferungen vom Meister Hildebrand (Festschrift für Eduard Castle. Wien 1955, S. 13—32).
- Leopold Schmidt, Karl Spieß-Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von 1910 bis 1955 (Karl Spieß, Neue Marksteine = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VII, Wien 1955, S. 117—122).
- Leopold Schmidt, Der weihnachtliche Schlehdorn im Burgenland (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955, S. 180—186, mit 2 Textabb. und 1 Karte).
- Friedrich Schöber, Die Linzer Hafner. Ein Beitrag zur Linzer Hafnergeschichte (Jahrbuch der Stadt Linz, 1954, S. 133—155, mit 2 Abb.).
- Alexander Slawik, Japanische Parallelen zum Radmähen (Beiträge zur Japanologie, Bd. I, NF. 1, Wien 1955, S. 13—24, mit 3 Abb.).
- Karl Stumpf, Heimatbuch Thalheim bei Wels. Thalheim bei Wels, O.-Ö., 1954. 308 S., 1 + 24 Abb., 3 Karten.
- Walter Sturminger, Gustav Gugitz zum 80. Geburtstag (9. April 1954) (Wiener Geschichtsblätter, Bd. IX [LXIX], 1954, S. 38—40).
- Telfer Büch. Beiträge zur Heimatkunde von Telfs, Pfaffenhofen, Oberhofen, Rietz im Oberinntal. Geleitet von Walter Thaler (= Schlern-Schriften, Bd. 112). Innsbruck, Wagner, 1955. 406 S., XXXII Bildtafeln.
- Darin unter anderem:
- S. 106: Otto Stolz, Kriegszeiten und Schützenwesen.
 - S. 147: Otto Stolz, Geschichte der Landwirtschaft.
 - S. 158: Otto Stolz, Die Almwirtschaft.
 - S. 232: Otto Stolz, Volksbräuche, Unterhaltungen, Vereine.
 - S. 239: Josef Ringler, Kundstgeschichtliche Streifzüge um Telfs.
 - S. 283: Walter Thaler, Schulwesen, Musikpflege und Volksschauspiele in Telfs und Umgebung.

- J. Monroe Thorington, The Witch Knife and how to use it (Bulletin of the History of Medicine, Vol. XXIV, Nr. 1, January-February 1950, S. 74—76).
- Karl Toldt, Zu den Forschungen über die „Tiroler Spinnwebbilder“ (Der Schlern, Bd. 27, Bozen 1953, S. 165—173, mit 12 Abb.).
- Tiroler Trachtenkalender 1956. Bilder von Grefl Karasek. 13 Bll.
- Ernst Troger, Bevölkerungsgeschichte des Zillertales (= Schlern-Schriften, Bd. 123). Innsbruck, Wagner, 1954. 134 S., 20 Abb.
- Beiträge zur Kunstgeschichte Tirols. Festschrift zum 70. Geburtstag Josef Weingartners (= Schlern-Schriften, Bd. 139). Innsbruck, Wagner, 1955. XV + 208 S., 30 Figuren, 119 Bilder.
- Josef Weingartner und Robert Zinner, Südtirol. Landschaft — Kunst— Kultur. Mit einem Geleitwort von R. v. Klebelsberg. 2. Aufl. Wien, Holzhausen (1950), VI + 163 S., 32 Farbtafeln, 100 Textillustrationen.
- Heinrich L. Werneck, Grundlagen zur Frühgeschichte zwischen Dunkelsteiner Wald und Unterlauf der Großen Tulln (Niederösterreich — V. O. W. W.). Zeit von 16 v. Ch. bis 955 n. Chr. Herzogenburg, Verlag der Stadtgemeinde Herzogenburg, 1955. 145 S., 2 Stammtafeln, 2 Karten.
- Richard Wolfram, Neue Funde zu den Morisken und Morristänzen. (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 50, Stuttgart 1953, S. 107—113).
- Richard Wolfram, Der Schwerttanz (Halleiner Heimatbuch, herausgegeben von R. Drechsler, Leoben 1954, Sonderdruck S. 1—4).
- Richard Wolfram, Das Anglökeln. Gegenwartsform und Brauchdeutung. 2. Bericht von der Brauchtumsaufnahme im Lande Salzburg (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 95, Salzburg 1955, S. 203—234).
- Richard Wolfram, Die Schöpferlein. Gottscheer Volksglaube von den Schicksalsgestalten. 1. Bericht über die Brauchtumsaufnahme in der Sprachinsel Gottschiee (Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. I, Salzburg 1955, S. 77—92).
- Franz Zagiba, Funde zur vorgeschichtlichen Musik in Österreich. Knochenflötenfunde aus der Hallstattzeit. Panflötenabbildung aus der Latenezeit (Anzeiger der phil. hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1954, Nr. 16, S. 208—215, mit 4 Abb.).

Wien 1956

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

„Hirsch“ und „Pfennich“

Ein Sonderkapitel zu der Gesamtarbeit „Speise und Trank in südoststeirischem Bauernland“

Von Anni Gamerith

Nach heute allgemein üblichem Sprachgebrauch werden alle kleinkörnigen Getreidearten, die botanisch den verschiedensten Gräserarten entsprechen und deren es über 600 Arten auf der Welt gibt, als „Hirsen“ bezeichnet.

Der Bauer aber kennt diesen übergeordneten Begriff der Hirsen nicht. Für ihn ist sein „Hirsch“ eben die Hirse schlechthin und der „Pfennich“ ist eben der Pfennich. Beide sind klar und eindeutig durch ihre verschiedenen Namen voneinander abgegrenzt und unterschieden¹⁾.

Der „Hirsch“, *panicum miliaceum*, die Rispenhirse, ist als Hirse oder Brein auch dem Städter bekannt und im Handel erhältlich.

Der „Pfennich“, auch „Fenich“, „Fench“, *setaria italica*, die Kolbenhirse, deren Anbau und Kenntnis heute allgemein fast erloschen ist, ist dem Städter höchstens als in Rispen verkauftes Vogelfutter noch bekannt.

Es sind dies die beiden „klassischen“ Hirsen Europas. Beider Anbau reichte seit vorgeschichtlicher Zeit von Italien bis zur Donau, der der Rispenhirse griff noch bedeutend weiter nach Norden. Nach Stokar, Urgeschichte des Hausbrottes, S. 33, der sich dabei auf die Arbeiten Netolitzkys beruft (MAGW Bd. 31, S. 111 ff.).

Maurizio verwendet noch die ältere botanische Bezeichnung *panicum italicum* für den Pfennich: „Eine hervorragende Stelle in der Breinahrung nahm bei uns die Hirse ein mit ihren zwei wichtigsten Formen: mit der Rispenhirse

¹⁾ Unger-Khull verwischt diese prägnante Abgrenzung der beiden Bezeichnungen des bäuerlichen Sprachgebrauches, wenn er „Pfennich“, „Pfennach“ nur als Hirse bezeichnet und ebenso, wenn er „Pfennichbrein“ einfach als gekochten Hirsebrei ohne nähere Erklärung definiert. Unger-Khull, Steir. Wortschatz, S. 76.

Panicum miliaceum S. und der Kolbenhirse oder dem Fennich Panicum italicum S.“²⁾

Und diese Unterscheidung ist auch notwendig, verlangt doch jede dieser beiden Hirsearten ihre eigene Behandlung in Anbau, Verarbeitung und Zubereitung.

Der „Hirsch“³⁾ ist „bodenheikel“, verlangt weichen Boden und gedeiht nicht überall, „Pfennich“⁴⁾ aber gibt auch auf den schotterigen oder lehmig-festen Böden des angelagerten Hügellandes noch schöne Erträge.

Hirsch hat eine kürzere Wachstumszeit und wird nicht vor Ende Mai oder Anfang Juni gebaut, Pfennich aber muß mehrere Wochen früher zugleich mit dem Kukuruz in den Boden, um noch ausreifen zu können.

Pfennich muß schütter in Abständen in locker und unkrautfrei gehaltenem Boden stehen, sonst gibt er keine Ernte. Hirsch darf, ja soll enger stehen und leidet zwar, verdirbt aber nicht, kommt man im trühsommerlichen Arbeitsgedränge einmal nicht zum Jäten und läßt ihn notgedrungen „wild“ weiterwachsen.

Beide wurden, wie früher alle Früchte, in Breitsaat gesät. Daher machte der Anbau des Pfennichs, der dreimal gejätet und davon auch einmal geheindelt und gelichtet werden soll, bedeutend mehr Arbeit als das nur einmal nötige Jäten des Hirsches⁵⁾.

Doch gibt der Pfennich gegenüber dem Hirsch einen erheblich größeren Ertrag von der Flächeneinheit.

Beide Früchte werden vorsichtig zur Reifezeit geschnitten, nur kurz auf dem Felde stehen gelassen (höchstens acht Tage) und gleich gedroschen, da die Körner allzuleicht „ausbudeln“ und verloren gehen. Stroh, das wertvolles Futter ergibt, sowie die Körner werden nachgetrocknet.

²⁾ Maurizio A., Die Geschichte unserer Pflanzennahrung, S. 208. Berlin 1927.

³⁾ Unsere Bauern sagen nur „der“ Hirsch, so wie Hahn und Heyne die Hirse immer männlich als der Hirz bezeichnen; siehe Heyne, Nahrungswesen, S. 63, Stokar, Urgeschichte, S. 34.

⁴⁾ Heyne weist abd. fenih, mhd. phenich, venich, altsächs. penik und pennek nach. S. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer, II. Bd., Das deutsche Nahrungswesen, S. 64.

⁵⁾ Diese Arbeit konnte ebenso wie das Spinnen nur geleistet werden, solange viele Hände auf jedem Hof verfügbar waren. Doch versuchte letztes Jahr eine alte Bäuerin in Auersbach, die sich vom gewohnten Pfennichbrein nicht trennen will, ihn in 30 cm weiten Reihen zu säen, fuhr einige Male mit der Pferdehacke durch und ließ in den Reihen wie bei Mais rasch nachjäten. Sie hatte mit dieser modernen Anbauform der uralten Frucht bei geringer Arbeit den besten Erfolg.

Pflanze wie Frucht heißen „Hirsch“ und „Pfennich“. Nach dem Dreschen sind Hirsch- wie Pfennichkörner nur als Hühner- oder Vogelfutter ⁶⁾ verwendbar.

Sollen sie dem menschlichen Genusse dienen, müssen sie noch von ihren ungenießbaren, gelben oder rötlichen ⁷⁾ Hüllen, den „Giggerln“ und der inneren feinen Fruchthaut befreit werden. Durch diese Enthüllung wird aus Hirsch und Pfennich der „Greiß“, als Hirsch- oder Pennichgreiß unterschieden.

Beide Früchte müssen sehr gut am Ofen getrocknet, gedörst sein, damit die Giggerln leicht abspringen und der Greiß süß bleibt, nicht muffig oder bitter wird.

Alle Lohnmühlen hatten Greißstöcke und Bachstampfen, in denen die Bauern beim Mühlfahren auch ihren Hirsch oder Pfennich stampfen konnten ⁸⁾.

Der Pfennich aber wurde und wird von den Berglern meist noch selbst daheim gemahlen und gestampft. Im bäuerlichen Brauche darf er aber, ebenso wie Hirsch, nicht mit steinernen Mahlf lächen in Berührung kommen, weil diese den Kern verletzen würden. Es sind ungemein einfache hölzerne Mühlen mit höl-



1. Die hölzerne Pfennichmühle des alten Seidnitzers, Auerbach bei Feldbach.

(Aufn. Geschw. Gamerith)

⁶⁾ „Pfennichdieb“ heißt in der Oststmk. der Spatz, der diese Frucht allzugerne stiehlt. Unger-Khull, Steir. Wortschatz, S. 76.

⁷⁾ Es gibt sowohl von Hirse als auch von Pfennich Abarten mit rötlichen, grünen, grünlichen, gelblichen und bräunlichen Hüllen.

⁸⁾ Heute haben einzelne größere Mühlen des Raabtales moderne Schälmaschinen zum Abschleifen beider Früchte. Dort kann jeder selbst seine eigene Frucht schälen. Alle, auch die kleineren Mühlen, tauschen Frucht in „Greiß“ um.

zernen Mahlflächen, die als „Greißmühlen“ oder „Pfennichmühlen“ verwendet werden.

Zwei dicke schwere Holzbloche (meist Birnholz) werden an Stelle der Mahlsteine als Mahlbloche übereinandergestellt. Aus dem oberen ist eine schüsselförmige Mulde herausgeschnitzt, von der ein Bohrloch durch die Mitte des Blockes senkrecht durchläuft, so daß das Mahlgut durch diesen trichterartigen Hohlraum zwischen die Reibflächen einfließen kann.

Dieser obere Mahlbloch wird auf einen in den unteren Mahlbloch eingelassenen kleinen Eisenbolzen gesteckt. Für eine gute Lagerung und Führung sorgt eine Eisenbrille auf der Reibfläche des oberen Bloches, die quer über das Bohrloch, dieses teilweise verdeckend, befestigt ist.

Die Reibflächen müssen leicht geraut, gerillt werden. Um den Spalt zwischen beiden Reibflächen wird außen ein dünner, biegsamer Holzspan herumgelegt und am unteren Bloch befestigt.

Eine Ausflußöffnung läßt über eine kleine Ausflußrinne das Mahlgut abrinnen.

Über der Mulde wird noch ein dünner Bretterkranz befestigt, damit der Pfennich beim schnellen Treiben seitlich nicht herausgeschleudert werden kann, ein Holzsteckl als „Triebel“ senkrecht in den oberen Bloch gesteckt — und das Pfennichmahlen kann beginnen.

Ungemein leicht, wie spielend, läßt sich diese so unendlich einfache, urtümliche Mühle treiben⁹⁾.

Das Gewicht des oberen Bloches und die Reibbewegung läßt die dünnen Hülsen platzen und abspringen, der feste runde Kern aber bleibt unbeschädigt. Das gemahlene Gut wird durch die Winde gelassen und so die leeren Hüllen abgeblasen. Da bei der verschiedenen Größe der Körner beim ersten Arbeitsgang nur die größten Körner enthüllt worden sind, muß Mahlen und Winden ein zweitesmal wiederholt werden.

Darnach kommen die Körner in die Stampfe. Hier lösen sich etwaige Hüllreste der kleinsten Körner sowie die zweite feine Haut. Und nach dem dritten Abwinden ist der „Greiß“ rein, sauber, spelzenfrei und kochbereit.

Die meist an der Hauswand oder auch im Tenn aufgestellte Stampfe, „die Stämpf“, entspricht in ihrer Form den von Meringer genau beschriebenen, insbesondere der Abbildung 28 der von Geramb in Eibiswald aufgenommenen „Kleinen steirischen

⁹⁾ Dieselbe hölzerne Greißmühle findet sich in Ostsumatra zur Enthüllung des Reises. (Globus, 1908, Bd. 94, 315.)



(Aufn. Geschw. Gamerith)

2. Das Reiben (Mahlen) des Pfennichs.

Anke¹⁰⁾; doch auch eisenbeschlagene Stößel wie Abb. 26, S. 16, aus Schwanberg finden sich¹¹⁾.

¹⁰⁾ Unter dieser Abbildung steht: „Kleine steirische Anke zum Schroten und Ölpresen“. Diese Bezeichnung ist wohl ungenau. Das Ölpresen geschieht auf der Ölkuh, Nur die Zerkleinerung der gedürzten Kürbiskerne, also ein vorbereitender Arbeitsgang, geschieht in der Anke. Auch dürfte sie weniger zum Schroten (Zerkleinern), sondern vor allem zum Enthülsen der Getreide (wie hier) gedient haben.

¹¹⁾ R. Meringer, Die Werkzeuge der Pinsere-Reihe (Wörter und Sachen, 1. Bd., S. 16).



Pfennichgreiß, dessen Körner bedeutend kleiner, aber fester und härter sind, muß auch erheblich länger kochen als Hirschgreiß ($\frac{3}{4}$ bis 1 Stunde).

Die wohlhabenden Bauern der Ebenen, die nur Hirsch bauten, verachteten den Pfennichbrein. So ein hartes, spelziges Zeug mögen sie nicht, heißt es ¹²⁾. Die Bergler aber, ihren Pfennich gewohnt, loben dessen kräftigeren, herzhafteren Geschmack und wollen von dem weichlichen, kraftlosen Hirsch nichts wissen.

Der „Greiß“ ergibt gekocht den „Brein“: „Tegelbrein“, „Milchbrein“, „Stierbrein“, „Breinstrudel“ oder „Breinwürste“ ¹³⁾.

Ganz genau und streng scheidet und erkennt die Sprache die drei Entwicklungsstadien der Früchte:

„Hirsch“, „Pfennich“, „Hoadn“ und „Gerscht“

ist die gedroschene, aber noch unenthülste Frucht (oder auch die Pflanze selbst).

„Greiß“ (Greuß) ist die enthülste, aber noch ungekochte Frucht. „Brein“ ist die gekochte Speise.

Wenn ein Städter sagt, er koche „Hirse“, so würde hier jeder Bauer, Müller oder Kaufmann lachen. Hirse, die unenthülste Frucht, ist nur ein Hühnerfutter!

Verlangt aber jemand vom Kaufmann „Brein“, so stellt er diesen vor eine unlösbare Aufgabe, denn der Kaufmann kocht ja nicht aus und hat daher kaum einen fertigen Brein zur Hand. (Er kann nur mit „Greiß“ dienen.)

Denn so wenig ein Gras ein Heu ist, oder ein Mehl ein Brot ist (jedes muß erst einen Umwandlungsprozeß durchmachen, um das andere, neue Ding zu werden), so wenig ist für das bäuerliche Denken ein Hirß ein Greiß, ein Greiß ein Brein, ein Hirß ein Brein, oder umgekehrt.

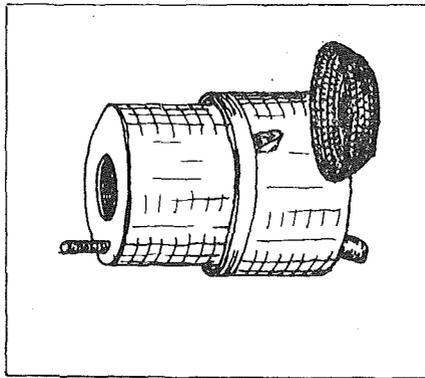
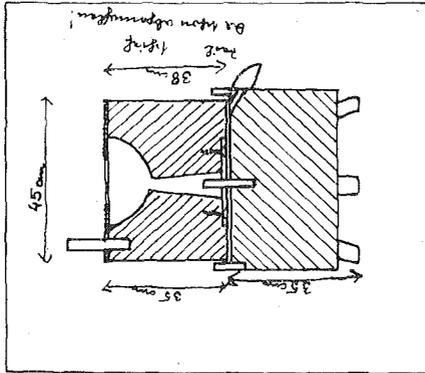
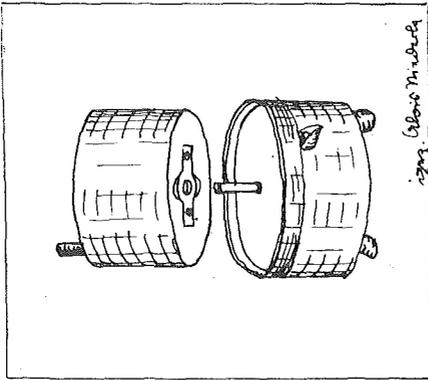
Ebenso klar, scharf und sicher unterscheidet der Volksmund dieser Gegend die zweifellos enge verwandten Wörter „Grieß“ und „Greiß“.

Das eingewurzelte „Greiß“ wird ausschließlich nur für enthülste, gestampfte Getreidekörner gebraucht.

Der gebräuchlichste Greiß der Gegend, das war hier Hirsch- oder Pfennichgreiß, wurde kurz „Greiß“ genannt, ein anderer durch die Vorsetzung der genauen Fruchtbezeichnung.

¹²⁾ Sie sind aber nur spelzig, wenn das Mahlen und Stampfen nicht sorgsam genug geschehen ist; und nur hart, wenn sie zu kurz gekocht sind.

¹³⁾ Diese Gerichte sind unter den Speisen, dem 1. Teil der Gesamtarbeit, beschrieben.



3. Die hölzerne Greißmühle des alten Seidnitzers, Auersbach bei Feldbach, Nr. 78.
(Gez. Alois Niederle)



4. Blick in die Mahlflächen
Greißmühle bei aufgehobenem
Oberstöckl.

(Aufn. Geschw. Gamerith)

nung vom normalen Greiß als „Hoadngreiß“, „Gerschtngreiß“ usw. unterschieden.

„Grieß“ aber ist ein neueres Wort und bezeichnet ausschließlich ein auf der Steinmühle zerkleinertes, zermahlenes Getreide. Es taucht erst auf, als die Lohnmühlen Mais so grob wie Greißkörner mahlen¹⁴⁾. Dieser „Türkengrieß“ ist lange Zeit der „Grieß“ schlechthin, erst viel später und spärlich wird der „Kloanwoazngrieß“ (unser heutiger Weizengrieß) durch die Krämer bekannt und eingeführt.

Das althäuerliche „Greiß“ findet sich als „Greuz“, „Grauß“, „Gräuß“ usw. des öfteren auch in früheren Quellen erwähnt.

Wenn Unger-Khull „Grauß“, „Gräuß“ als 1. enthülste Körner von Hirse, Fenchel, Gerste u. ähnl., 2. Grütze aus Hirse, Haiden, Gerste u. dgl., 3. als grob gemahlenes Getreide im Gegensatz zum Grieß bezeichnet, so stimmt die erste Erklärung genau mit unseren Beobachtungen überein, die dritte jedoch entspricht zumindest dem Sprachgebrauch der gesamten Oststeiermark innerhalb der letzten hundert Jahre nicht. Hier hieß auch das grob gemahlene Getreide von Anfang an „Grieß“.

(Beim 2. Punkt ist nicht ganz klar, ob mit „Grütze“ zerstoßene Körner — die es bei Hirse und Pfennich kaum gibt — oder die fertige Speise, also unser „Brein“ gemeint ist?)

Das „Gräußlach“, „Greißlich“, „Gräußelwerk“ bedeutet dasselbe wie „Gräuß“. Das Adjektiv „Gräußig“ gibt Unger-Khull selbst als enthülst, zerstoßen, zerstampft an¹⁵⁾.

¹⁴⁾ Dieser Grieß (Türkengrieß) ergibt das abendliche „Grießkoch“. Obwohl die Korngröße in der ersten Zeit den Greiß nachahmt, heißt er von Anfang an „Grieß“.

¹⁵⁾ Auch in übertragener Bedeutung als rauh, roh. „Ain größlach und greißiges Wesen.“ Judenburger Ratsprotokoll 1607, Fol. 41.

Die „Gräußtruhe oder „Gräußeltruhe“, eine Truhe oder Kiste zum Aufbewahren von gestämpfter Hirse oder Gerste ist in zahlreichen Bürgerinventaren genannt und beweist ebenso wie die „Gräußelwerktruhe“ (Inventar Heister 1730) und die „Gräußkastel“ und „Gräußelkastel“ in verschiedenen Inventaren, daß der Greuz ebenso selbstverständliche Bürgerwie Bauernkost war, mag er auch im Bürgerhaus ein etwas rarerer Gast gewesen sein.

Und wenn in dem Gerichtsprotokoll von Voitsberg 1670, Fol. 14, das Schimpfwort „Gräußzähler“ für einen dumm pedantischen Menschen steht, so versteckt sich dahinter schon die übertragene Bedeutung von Greuß für unzählbaren Kleinkram, die schließlich zum „Gräußler“, „Greißler“ (Krämer), seinem „Gräußelstand“ usw. führt¹⁶⁾.

In den Steir.-Kärnt. Taidingen ist Greuß zweimal in fast derselben Formel erwähnt:

In den Freiheiten des Marktes Weiz, 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, heißt es: „Was aber ainer kauft, es sei ‚greiß‘, har oder ander Sachen, so er auf ainen Roß wök füert, zwen pfening“¹⁷⁾.

Später hat sich die Gebühr verdoppelt, denn im Bann-taiding des 17. Jahrhunderts zu Weiz heißt es: „Wann einer etwaß kauft, es sei „greiß“, harr oder andere sachen und auf ainen ross wöck sämbt, ist darfier . . . 4 pfening“¹⁸⁾.

Anton Mell nennt unter den Küchen- und Kleindiensten, die gezinst werden, auch den Greuß.

„grevs, grews, greys und greuss begegnet uns des öfteren und vornehmlich in untersteirischen Dominien.“ Er gibt als Quellen 7 verschiedene Urkunden und Handschriften aus dem 15. und 16., eine Anfang des 17. Jahrhunderts an¹⁹⁾.

In den von Alfons Dopsch herausgegebenen Landesfürstlichen Urbaren ist unter den Kleindiensten zweimal „greuzz“ genannt und achtundzwanzigmal das lateinische „pultes“, „pultus“, das sich laut Dopsch als identisch mit „greuzz“ erweist²⁰⁾.

¹⁶⁾ Alle obigen Angaben über „Gräuß“ etc. aus Unger-Khull, Steir. Wortschatz, S. 305.

¹⁷⁾ Steir.-Kärnt. Taidinge und Weistümer, II. Bd. v. Mell u. Müller, 156/31.

¹⁸⁾ Steir.-Kärnt. Taidinge und Weistümer, I. Bd. von Bischoff u. Schönbach, 190/18.

¹⁹⁾ Anton Mell, Beiträge zur Geschichte des Untertanenwesens in Steiermark, M H V, 41. Bd., 1893, S. 168.

²⁰⁾ Alfons Dopsch, Die landesfürstlichen Urbare, S. CXXII.

Zweiundzwanzig dieser Nennungen entfallen auf das Amt Marburg, die übrigen auf das Hubamt Graz. Es sind sechs Ortschaften des Labilltales von Frannach bis Wolfberg, die „pultes“ nach Graz zu zinsen haben. „greuzz“ ist in Groß- und Klein-Aigen im Amte Marburg erwähnt.

Gemessen wird dieser Dienst immer nur mit kleinem Maß, mit Gorz (in den von Mell genannten Urkunden und Handschriften nach schaf, messel, achtl und hefen).

Er steht in der Reihenfolge immer hinter Bohnen und Mohn²¹⁾.

Er wird nur im Amte Marburg, im Labilltal, in Südkärnten und in Krain genannt.

Sowohl Dopsch wie Mell deuten diesen „greuzz“ oder „pultes“ als Griefß und zwar als Weizengriefß. Dopsch beruft sich dabei auf Mell²²⁾.

Gegenüber dieser Erklärung wäre zu fragen:

Warum beschränkt sich die Abgabe dieses Weizengriefßes nur auf die südlichen Dominien, nicht aber auf alle weizenzinsenden Gebiete?

Warum steht dieser Weizengriefß immer an letzter Stelle hinter Bohnen und Mohn?

Warum wurde er nur in so kleinen Mengen gegenüber dem Getreide selbst gezinst?

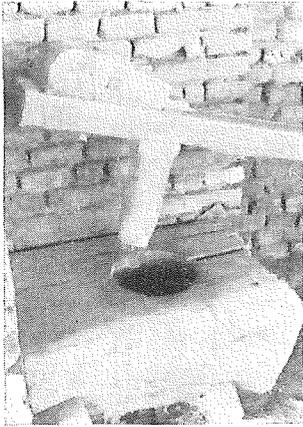
Wieso wird er mit Bohnen und Mohn gemeinsam als legumen bezeichnet?

Die große Weizenabgabe, die jedenfalls großteils als Verkaufs- und Handelsobjekt diente, steht stets an erster Stelle. Doch mußte der Grundherr einen Teil für den Eigenbedarf mahlen lassen, da kein Mehl usw. als Zins genannt ist. Warum sollten da die Untertanen gerade eine kleine Menge Weizengriefß noch als Küchendienst geben, den sie jedenfalls schwerer herstellen konnten als der Grundherr?

Alle diese Widersprüche lösen sich aber sofort, sobald wir diesen „greuzz“ (pultes) als das nehmen, was er noch heute im Volksmund bedeutet. Denn dieser Griefß wurde in jedem Hause der südlichen Gebiete gestampft, enthülst und mithin hergestellt, er gehörte zu den nicht in den Fruchtwechsel einbezogenen Kleinsaaten des Hauses wie Bohnen und Mohn und konnte, da Anbau und Verarbeitung viel Mühe und Zeit kosteten, nur in kleiner

²¹⁾ Nur einmal zwischen Mohn und Bohnen. Dopsch, Landesfürstl. Urbare, 100/22.

²²⁾ Dopsch, Landesfürstl. Urbare, S. CXXII. Mell, Untertanenwesen, s. ob. M H V, 41. Bd., S. 168.



5. Die Breinstampfer (Fußstampfe) aus Raballa bei Edelsbach.

(Aufn. Geschw. Gamerith)

Menge geliefert werden. Andererseits ist es begreiflich, daß diese Frucht enthülst, also kochbereit verlangt wurde.

Ob Mell die Deutung „Weizengrieff“ wie in anderen Fällen von Schmeller übernommen hat, oder ob sich Hinweise dafür in den verschiedenen von ihm genannten Urkunden finden, entzieht sich meiner Kenntnis. Letzteres ist auch durch die mangelnde Genauigkeit der Zitate schwer nachprüfbar²³⁾.

Es dürfte sich aber immer um enthülste, gestampfte Körner gehandelt haben.

Jakob Grimm führt unter „greuszlich“ = körnig an: „kleine greuliche hülslein . . . die haben inwendig liegen einen runden kleinen, getichten greuzlichen samen wie linsen“ (Pratorias Glückstopf 1669)²⁴⁾.

Nach Schmeller und Grimm²⁵⁾ weisen die Formen Grauß, Greuß, Grieff, Groß, Grütz auf ein älteres Umlautverb „griozon“ . . . klein stoßen und hauen hin²⁶⁾.

Und „gräußig“ gibt, wie schon erwähnt, der Steirische Wortschatz als enthülst, zerstoßen, zerstampft an²⁷⁾.

Bei unserem Weizen (Nacktweizen) gibt es keinen Entspelungsvorgang, da die Körner beim Dreschen aus den Spelzen fallen. Wohl aber war eine Entspelung bei den

²³⁾ In zweien der genannten Urkunden fand ich nur das Wort Greuß, Grevz ohne weiteren Hinweis.

²⁴⁾ Jak. Grimm, Wörterbuch, 4. I. 6. 248.

²⁵⁾ Schmeller, B. W., S. 1010—1013, Grimm, Gram. II, 49.

²⁶⁾ Stoßen und Hauen weist auf einen Schlag- und Stampf- (Enthülungs-), nicht aber auf einen Mahl- und Reibvorgang.

²⁷⁾ Unger-Khull, Steir. W., S. 305.

heute fast ganz ausgestorbenen Spelzweizen, wie Einkorn, Emmer und Dinkel notwendig.

Sollte dies „greuzz“ oder „pultes“ der Urbare also tatsächlich Weizengrieß bedeuten, so könnte es sich nur um einen solchen Spelt²⁸⁾, Spelzweizen gehandelt haben.

Da „puls“ im Lateinischen den Brei schlechthin bezeichnet²⁹⁾, gleich ob er aus Gerste, Hirse oder Weizen hergestellt wurde, so könnte „pultes“ wohl auch das Ausgangsgut für einen Brei bedeuten, gleich welche Getreidefrucht dafür bereitgestellt wurde.

In der Göthschen Serie von Feistritz bei Ilz ist bei den Abgaben ein Getreide-, Brey-, Pfennich- und Haarzehend genannt³⁰⁾.

Im unter- und mittelsteirischen Gebiet, in dem der tägliche Brei ausschließlich der „Brein“ aus Hirsch- oder Pfennichgrieß war und in dem „Grieß“ im Volksmund heute noch die enthülsten Hirsearten bedeutet, ist anzunehmen, daß damit die enthülsten Körner der Hirsearten, also des Hirsches und des Pfennichs, gemeint waren.

Doch auch die unenthülste, nicht kochbereite Hirse wurde vereinzelt gezinst.

In den Landesfürstlichen Urbaren ist sie nur in Zehensdorf, für 22 Huben mit zusammen „mili 4 vierling“, sowie in Maichau in Kärnten mit „85 mod. mili“ genannt³¹⁾.

Im Marchfutterregister steht von der Pfarre Straßgang: „der Suppan soll geben 2 q hirs (hier vermutlich als Futter!)³²⁾“.

Mell jedoch gibt an: „Von weiteren Früchten . . . die bereits zum sogenannten Küchendienste gezählt werden, begegnen wir in weiter Verbreitung der Gerste und der Hirse“³³⁾.

„Pfennig schaf 2“ erscheint in der Herrschaft Saldenhofen³⁴⁾.

Eine Fülle geschichtlicher Daten über Anbau, Verkauf und Preise der Hirsearten insbesondere aus dem 16. und

²⁸⁾ „Greuzßing, Greuzenich, grewznig, ein Getränk fast wie weißes Bier aus spelten (Westenrieder 217) in J. Grimm, Wörterbuch, 4. I. 6. 248.

²⁹⁾ Siehe Zitate bei Stokar, Geschichte unseres Hausbrottes, S. 106.

³⁰⁾ St. Landesarchiv, Göthsche Serie, Feistritz bei Ilz, Schubert 10, Heft 238.

³¹⁾ Dopsch, Landesfürstl. Urbare 226/21, 52/9.

³²⁾ Ebda. 528/8.

³³⁾ Mell, Untertanenwesen, MHV, 41. Bd., 1893, S. 162.

³⁴⁾ Mell, Untertanenwesen, MHV, 41. Bd., 1893, S. 163.

17. Jahrhundert sind in den Arbeiten Otto Lamprechts zusammengetragen³⁵⁾.

Daß der Steirische Wortschatz eine Reihe von „Pfennig“-Wörtern aufweist, ist ein sicheres Zeichen seiner früheren Verbreitung, z. B. „Pfennigdieb“ = Spatz, „Pfennichschütter“ = der Sperber, „Pfennichhäuul“ = kleine Hacke zum Häundln des Pfennichfeldes (in einem Hartberger Inventarprotokoll 1784) usw.³⁶⁾

Zweifellos war die Bedeutung und Verbreitung des Anbaues beider Hirsearten weit größer und umfassender, als aus den Nennungen in den Urbaren hervorgeht; waren sie doch in den klimatisch für den Anbau geeigneten Gebieten die tägliche Kost des Landvolkes, das den Weizen lieferte und verkaufte, sich selbst aber großteils von Brein und Haiden nährte.

Wenn auch die schon erwähnte „Gräußeltruhe“ der Bürger-Inventare für seine Verwendung in Bürgerhäusern spricht und bei den feinsten und ausgesuchtesten Bewirtungen des Bischofs ein eigenes Gericht „Hirse in fetter Suppe“ auftaucht³⁷⁾, so spielte vermutlich seine Verwendung in den Adelhäusern der Grundherren kaum eine große Rolle. Doch wird „In Gedichten des 12. Jahrhunderts als übliche Speise des Mittelstandes Rüben und Hirsebrei“ genannt (Schlossar, Speise und Trank in Deutschland, S. 15 = Sammlg. gemeinpopulär. Vorträge 16. Heft).

Der Stadtphysikus von Grätz stellt 1808 fest:

„Die Hirse (hier der Hirsch) wird in Untersteiermark und hier geerntet . . .

Davon wird der Brein, eine gute, sättigende Speise von dem gemeinen Manne genossen, dem aber der türkische Brein oder das türkische Koch den Vorrang abgewonnen hat.

Den Fench (Pfennig), panicum, den Himmelsthau³⁸⁾ (in anderen Ländern Schwadengras oder Mannagras)³⁹⁾, panicum

³⁵⁾ Otto Lamprecht, Pfennich u. Himmeltau (Joanneum, V. Bd. S. 68). Otto Lamprecht, Himmeltau (Bl. f. HK., 23. Jg., S. 6). Beide Arbeiten wurden mir erst nach Fertigstellung dieses Textes bekannt, sind daher in ihn nicht eingearbeitet.

³⁶⁾ Unger-Khull, Steir. Wortschatz, S. 76.

³⁷⁾ So auf der Burg Rossegg und Burg Finkenstein in den Reisetagebüchern des Paolo Santonino 1485—1487, hg. von Egger, S. 114 und 121.

³⁸⁾ Vom Anbau von Himmeltau hörte ich Alte in der Südoststeiermark noch sprechen. Aber an genauere Einzelheiten konnten sie sich nicht mehr erinnern.

³⁹⁾ S. Otto Lamprecht, Pfennich u. Himmeltau, a. a. O., S. 71, 72.

sanguinale, und den Sirk, *Holcus sorghum*, verwendet man meistens zur Fütterung⁴⁰⁾.

Und Fuchs stellt 1930 für das Sulmtal, Weststeiermark, fest:

„Der Türkensturz hat den uralten Hirsebrei gänzlich verdrängt. Durch den reichlichen Anbau von Mais ist der der Hirse gänzlich geschwunden. Früher war diese hier das wichtigste Nahrungsmittelgetreide.“

Auch hier war sie in den zwei Formen als Hirschbrei und Pfennichbrei üblich⁴¹⁾.

Demgegenüber hat die Oststeiermark viel länger, teilweise bis heute, an ihrem Brein festgehalten.

Noch vor zwei Generationen war im südlichen Teil der „Brein“ das nie fehlende tägliche Abendgericht und oft bestritt er auch eine Richt des Mittagessens⁴²⁾. Der Anbau einer der beiden Hirsearten war für jeden Bauernhof eine Selbstverständlichkeit⁴³⁾.

Doch auch heute wird sowohl Hirsch wie Pfennich⁴⁴⁾ vereinzelt immer noch angebaut, letzterer hauptsächlich als unentbehrliche Wursthülle.

In der mittleren Oststeiermark wurde er schon früher vom Türkengrießkoch beiseite gedrängt, war aber vor einigen Jahrzehnten noch nicht ganz verschwunden.

Im Grabenlande, dem Gebiete zwischen Raab und Mur, im Volksmunde scherzhaft das „Breinloch“ genannt, wird Hirsch heute noch viel gebaut, verkauft und verkocht, während Pfennich so gut wie unbekannt war und ist.

Die Verwendung der Hirsearten geht auf die frühen Sammlerstufen der Menschheit zurück⁴⁵⁾ und ihr Anbau war im Donaauraum seit je üblich⁴⁶⁾. Ihr Ertrag ist nicht so gering. Es fällt auf, daß sie, obwohl sie ein gut Teil des täglichen Brotes in den vielköpfigen Bauernhäusern bestritten haben, meist nur auf kleinen Flächen, auf einzelnen Bifingen angebaut und wie Kraut, Rüben, Mohn usw. nicht in den Fruchtwechsel einbezogen wurden.

⁴⁰⁾ Benditsch, Topograph. Kunde der Hauptstadt Grätz 1808, S. 121.

⁴¹⁾ Karl Maria Fuchs, Bauernkost im Sulmtal, Z. f. V. Neue Folge, Bd. 1, Heft 1, S. 31.

⁴²⁾ Siehe die Kapitel „Brein“ und „Tegelbrein“ der Gesamtarbeit.

⁴³⁾ Dies geht auch eindeutig aus der Göthschen Serie hervor. Siehe die Zitate im Kapitel „Kerndl“ der Gesamtarbeit.

⁴⁴⁾ Pfennich wird öfter auch, kurz abgeschnitten und ungedroschen, als Vogelfutter verkauft. Er bringt oft weit mehr Geld als anderes Getreide.

⁴⁵⁾ Siehe Maurizio, Geschichte unserer Pflanzennahrung.

⁴⁶⁾ Stokar, Urgeschichte unseres Hausbrotens, S. 34.

Nach Aussagen der Bäuerinnen ist der Körnerertrag eines gut gepflegten Hirsefeldes durchschnittlich höher als der einer anderen Halmfrucht wie Roggen und Weizen. Professor Tiemann gibt in seiner Schrift über die Hirsen (die sich mit dem Hirsenbau zur Grünfuttergewinnung beschäftigt), nebenbei den Korn-ertrag mit 16—24 dz an ⁴⁷⁾.

Mit der in den letzten Jahren in der Saatzucht- und Versuchsanstalt in Kornberg bei Feldbach herausgezüchteten Rispenhirse ⁴⁸⁾ wird ein durchschnittlicher Hektarertrag von 30—35 q erzielt.

Die immer wieder vereinzelt auftauchenden Aussprüche alter, erfahrener Bauern wie etwa: der gestampfte Greiß sei beim Kochen viel stärker aufgequollen, sei weicher geworden und doch nicht zerkocht, habe süßer und besser geschmeckt, ließ aufhören und vermuten, daß sich bei der altbäuerlichen Technik ein natürlicher Häutungs Vorgang mit Schonung der Ganzheit des Kornes und seiner wertvollen Vitaminschichten, wahrscheinlich auch irgendein Fermentations- und Aufschließungs Vorgang der Stärkezellen usw. vollziehe.

Die ersten Untersuchungen im biochemischen Institut der Technischen Hochschule Graz bestätigten diese Vermutung. Professor Dr. Gorbach, Vorstand des Institutes, setzt sich für die Erforschung dieser Zusammenhänge ein, nahm an den Stampflehrtagen bei Bauern teil ⁴⁹⁾ und hat die Ausarbeitung der Einzeluntersuchungen seiner Assistentin als Dissertationsthema übertragen.

Die Einzelheiten der für die verschiedenen Greißarten verschieden durchgeführten und große Erfahrung voraussetzenden Handgriffe bäuerlicher Stampftechnik bleiben einer eigenen Arbeit vorbehalten ⁵⁰⁾.

Zum üblichen Milchbrei wird Greiß in die sechs- bis siebenfache Raummenge Milch eingekocht. Langsam reihum kleinlöffelvoll genossen und so bestens genutzt ⁵¹⁾, ergibt eine erstaunlich

⁴⁷⁾ Arb. des Reichsnährstandes, Bd. 70, Tiemann-Kämpfer, Die Hirsen, S. 27 ff.

⁴⁸⁾ Die standfeste Sorte ist im österreichischen Zuchtbuch als „Kornberger mittelfrühe Rispenhirse“ eingetragen.

⁴⁹⁾ Kurzbericht: Sobotik, Volkskundliche Erforschung bäuerlicher Getreideverarbeitung und die Stampftage vom 9.—11. 11. 1955 (Ztschr. „Neues Leben“, Bad Goisern, O.-Ö., 1956, 1/2, S. 33).

⁵⁰⁾ A. Gamerith, Lebendiges Ganzkorn, Verl. „Neues Leben“, Goisern.

⁵¹⁾ Bäuerliche Tischsitten, II. Teil (Ztschr. „Neues Leben“, Goisern, 1953, H. 12, S. 372 f.).

kleine Menge Greiß ein gutes, sättigendes Gericht für viele Mänder.

„Diese uralte Krafternahrung, insbesondere Hirsebrei, fehlt bei keiner Festmahlzeit und spielt bei der Hochzeit als Fruchtbarkeitssymbol eine große Rolle“, steht im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, und ein Nachschlag in diesem belehrt, wie weit verbreitet über die deutschen Lande (Hessen, Baden, Erzgebirge, Thüringen usw. bis an den Niederrhein) der Hirsebrei eine entscheidende Rolle bei allen Kulturen, Festen, abergläubischen Segnungen und Orakeln spielte⁵²⁾.

Hirsebrei ist eine Seelen-Opferspeise, ein Fruchtbarkeitssymbol; er symbolisiert Reichtum⁵³⁾.

Und in dem Märchen der Gebrüder Grimm „Der süße Brei“ vertritt er allein das köstliche tägliche Brot.

So sind Hirse und Hirsebrei umrankt von einer Fülle schönster Überlieferungen unseres Volkes.

Letzterer war im geeigneten Anbaugesbiet das, was der Haferbrei für die unwirtlichen Nord- und Berggebiete, der Gerstbrei⁵⁴⁾ für das Volk des klassischen Griechentums war:

Die tägliche, einfache Kost des „vulgus“, der Mutterschicht des Volkes, aus deren gesunder natürlicher Kraft und Widerstandsfähigkeit eine verweichlichte, kränkelnde Oberschicht sich schon so oft im Laufe der Geschichte arbeitsmäßig (Dienstleute) und biologisch (Nachwuchs) ergänzen und erneuern mußte.

⁵²⁾ „Der Anbau der Hirse ist in Deutschland, wo er im Mittelalter sehr verbreitet war, stark zurückgegangen und heutzutage fast verschwunden.“ (Handw. d. dtsh. Aberglaubens, Bd. IV, Sp. 118 ff.)

⁵³⁾ Ebd. Bd. I, Sp. 1538, 1542 und Bd. IV, Sp. 118.

⁵⁴⁾ Auch Hafer und Gerste wurden dort auf eigene Art enthülst, waren daher entspelztes, im Kern aber unverletztes Vollgetreide.

Zum Säeschaff im Pinzgau

Von Elfriede Lies

Das Säen aus dem Schaff, also einem durch feste Wände in seiner Form bestimmten Gefäß ist dem Pinzgauer so selbstverständlich, daß er auch in Ermangelung des hiezu überkommenen Säeschaffes nicht aus einem Sätetuch oder -Schurz¹⁾, oder etwa aus einem Sack, wie, um ein Beispiel zu nennen, in Oberösterreich gegendweise üblich, säet, sondern dieses Falles wieder zu einem Gefäß greift, sei es nun irgendein Gebinde, ein „Sechter“, der im Hause vorhanden, sonst anderen Zwecken dient, oder, und das sieht man sehr häufig, zum fabriksmäßig erzeugten, ohnehin bekannten Blechkübel, der „Emper“ genannt wird. Die Handhabung des letzteren zum Säen scheint keineswegs praktisch, woraus man die starke Traditionsgebundenheit des Säens aus



1. J. Schöngassner mit Säeschaff, Marisbauer, Bucheben, Rauris, Pinzgau.

(Aufn. Lies)



2. A. Huber mit Säeschaff, Schütterbauer, Seidlwinkel, Rauris.

(Aufn. Posch)

¹⁾ Der Säeschurz wird um den Leib gebunden getragen. Wäre es möglich, daß zwischen dem Säeschurz und dem Männerschurz irgend eine Verwandtschaft besteht?



3. J. Schöngassner mit „Emper“
Budehen.

(Aufn. Lies)

dem festwandigen Gefäß ersehen mag; mancher trägt den Kübel wie das eigentliche Säeschaff (Abb. 1) an einem Strick oder Gurt (Abb. 2) über einer, und zwar der rechten Schulter, wobei die Tragschlinge am Henkel des Kübels befestigt ist und die linke Hand unter dem Henkel durchgreift und am gegenüberliegenden Gefäßrand hält. Die rechte Hand bleibt immer frei zum Säen. Meist hält aber nur die linke Hand den Eimer (Emper) ohne Unterstützung durch ein Tragband (Abb. 3)²⁾. So kann man auch das Säeschaff getragen sehen, obgleich zu vermuten ist, daß das Tragen über eine Schulter mit dem Säen aus dem festwandigen Gefäß eng verknüpft ist, sah ich doch nie eine Aufhängung um den Leib des Säemannes, wie das etwa bei der Säeschürze der Fall ist³⁾.

Konnte ich auch keine andere Bezeichnung für das Säeschaff aufzeichnen als eben „Saschaffl“ (sprich Sa- mit langem a), so weisen die Bezeichnungen der erwähnten anderen Gefäße in die Richtung des Hohlmaßes. So ist der „Sechter“ nach Kluge aus lat. sextarius abzuleiten und dieser der sechste Teil eines bestimmten Maßes, der „Emper“ von lat. amphora und diese ebenfalls

²⁾ Die Aufnahmen sind gestellt, man möge in bezug auf andere Dinge, z. B. die Kleidung der abgebildeten Personen, keine Schlüsse ziehen.

³⁾ Das Sätuch wird auch über einer Schulter geknotet. Der Sack entweder an einem an die Sackzipfel gebundenen Strick über eine Schulter gehängt, oder aber der ganze Sack über die linke Schulter gelegt, wobei die Sacköffnung nach vorn schaut und durch die linke Hand aufgehalten wird zur Entnahme durch die rechte Hand.

ein Hohlmaß. Daß der Maßwert des Sechters und Empers (= Blechkübel) bekannt ist, bräuchte ich eigentlich nicht erwähnen. Der „Eimer“ ist heute noch ein bei uns gebrauchtes Hohlmaß⁴⁾.

Das Säeschaff ist auch ein bestimmtes Maß und wird nicht nur als Trag- sondern auch als Meßgefäß verwendet. Manche Bauern geben für ein Joch⁵⁾ zu besäender Ackerfläche 8, andere 9, die meisten 10 Säeschaffe Saatgut an⁶⁾.

Der Inhalt der Säeschaffe nach Litern gemessen ist nicht in allen Gegenden gleich, ja selbst verschieden innerhalb einer Taltschaft, aber der Unterschied beträgt nicht viel. Das Pinzgauer Säeschaff faßt ein Metzel, das ist ein halber Metzen. Den Metzeninhalt kann man von 24 bis 30 Litern erfragen. Für den Inhalt eines Pinzgauer Säeschaffes wird meist 12 und 13 Liter angegeben.

In Bramberg konnte ich für das Museum für Volkskunde in Wien ein rundes Säeschaff erwerben, dessen Inhalt als 1 Metzen angegeben wurde, wobei der Metzen in der Gegend von 17 bis

4) Beim Andrelwirt in Wörth, Rauris, in der Gaststube hörte ich die Geschichte von dem Bauern am Schareck, der das Venedigermanderl suchte:

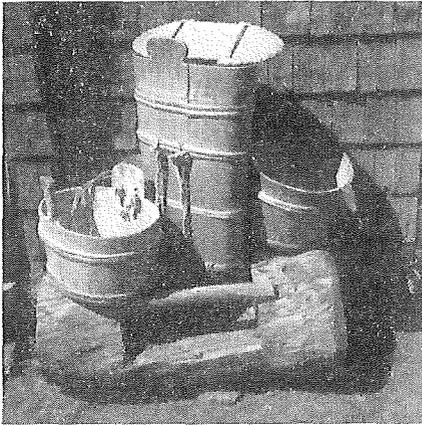
Einem Bauern in Kolm-Saigurn geschah es, daß er fast mit dem Säen fertig war, als ein Venedigermanderl kam und ihn um einen Dienst bat. Der Bauer kam der Bitte ungerne aber doch nach, er hätte lieber die Aussaat beendet. Als ihn das Venedigermanderl entließ, sagte es: „Nun ernte, was du gesäet hast!“ und verschwand. Der Bauer wußte die Worte nicht zu deuten, nahm sein Arbeitsgerät auf und ging nach Hause. Daheim trug er sein Säeschaff in den Speicher, um es dort abzustellen und sah zu seinem Erstaunen, daß statt der Saatkörner, die er auf das Feld getragen hatte, jetzt lauter Goldkörner drinn waren.

Der Bauer wäre ein reicher Mann gewesen, wenn sein Säeschaff eben ein Säeschaff gewesen wäre. Es war aber nur ein kleiner Sechter, den er benützte, weil sein „Saschaffl zsammgfalln“ war und ihn bislang das Geld für ein neues reute. Der Bauer überlegte nun, daß das Venedigermanderl ihn sicherlich mit einem „Metzel“ habe entlohnen wollen; da sein Sechterl aber kein Metzel groß war, kam er zu dem Schluß, daß ihm das Venedigermanderl eigentlich noch etwas schuldig sei. So ging er zu seinem Nachbarn, ließ sich dessen Säeschaff, schüttete das Gold hinein und machte sich damit auf den Weg, das Venedigermanderl zu suchen. Er soll bis auf das Schareck gekommen sein. „Geh hin“, beendete der „Luagner“ seine Erzählung, „schau nach, vielleicht steht er noch dort! Und das „Saschaffl“ kannst du auch gleich mitbringen, der Nachbar wartet heute noch drauf!“

„Luagner“ nennt man in der Rauris die Geschichtenerzähler.

5) Gemeint ist ein österreichisches Joch mit ca. 5800 m², das entspricht der Fläche, die mit einem Paar Zugtiere an einem Tag bearbeitet werden kann.

6) Man rechnet für 1 Joch ungefähr 100 kg Saatgut. 1 Liter Getreide wiegt ca. 80 dkg, das ergibt, überschlagsweise berechnet, 10 Säeschaffe = 1 Joch.



4. Säeschaff, Mühlkübel, Halbmetzenkübel, Klettstock vom Antraglehen in Bucheben.
(Aufn. Posch)

22 Liter fassen soll ⁷⁾. Das Säeschaff war seit dem Tod des alten Bauern nicht mehr als solches in Verwendung. Der jetzige Bauer säet mit der Maschine und weiß über den gefragten Gegenstand nicht recht Bescheid, wie er selbst angibt.

Das Säeschaff stellt sich im Pinzgau einmal rund und einmal spitzoval zulaufend vor. (Eckig dürfte es keinesfalls sein, weil es nicht gut wäre, aus etwas Eckigem zu säen, sagten die Bauern in Bucheben.) Die letztere Form findet sich in der ganzen Rauris, ich sah sie auch im Oberpinzgau, wo auch das runde Säeschaff gebraucht wird, in der Rauris weiß ich aber von keinem runden, im Unterpinzgau scheint das runde Säeschaff vorzuherrschen. Ob die dem Pinzgau benachbarten Gebiete das Säeschaff auch kennen, kann ich leider nicht sagen.

Das runde Säeschaff könnte zum Gefolge des runden Metzenmaßes gehören (Abb. 4), wäre also ein Halbmetzenkübel, der mit einer Umhängevorrichtung versehen ist. Bemerkt sei, daß die Benützer der Objekte sprachlich unterscheiden einerseits Metzenkübel und andererseits Säeschaff; beides Wörter, die ihrerseits „Getreidemaß“ bedeuten.

Es könnte sein, daß die Binder, die alle erwähnten Holzgeräte herstellen, das runde Säeschaff entwickelten und einführten, weil es leichter anzufertigen sei. Wie mir wiederholt

⁷⁾ Die Frauen, die Moosbeeren (Schwarzbeeren) zum Brennen zu den Bauern tragen, gehen gern zu dem, der einen großen Metzen hat, weil sie dann den besseren Schnaps bekommen. 3 Metzen Beeren = 1 Liter Schnaps.

gesagt wurde, könnten die heutigen Binder so ein spitzovales Säeschaff gar nicht mehr so schön machen, als dies früher gekonnt wurde. Die Preiskalkulation könnte dabei mitbestimmend sein. Worin die besondere Schönheit der alten Säeschaffe bestand, kann ich nicht sagen. Vermutlich in der Formgestaltung, denn verziert sollen auch sie, gleich den mir bekannt gewordenen Stücken, nicht gewesen sein.

Bei meinen Umfragen nach den Säeschaffen fiel mir auf, daß Frauen meist sagen, sie wüßten nicht, wo die Männer die Säeschaffe aufbewahrt hätten. Meist finden sie sie dann im Speicher und erklären, sie kümmerten sich nicht um die Säeschaffe, weil sie diese nicht brauchten und die Männer es darüber hinaus nicht gern sehen, wenn Frauen sich bei ihrem Arbeitsgerät zu schaffen machen ⁸⁾.

Allerdings mache das heute nicht mehr viel aus, da der Krieg allerorts die Frauen veranlaßt hat, Männerarbeit zu verrichten und also auch zu säen. Überhaupt, erzählte mir eine alte Bäuerin, habe sich in der Verwendungsmöglichkeit des Gerätes viel ge-

⁸⁾ Hier sei ein Rauriser Hexenglaubenszug erwähnt, der in einem Fall direkt ein Säeschaff nennt:

Was eine Hexe sei, könne sich in einem Säeschaff sitzend in die Lüfte erheben und Hagelkörner streuen, die sie mit Schafhaaren bereite. Man habe wiederholt solche in den Hagelkörnern gefunden. Wenn sich die Hexen die Schafhaare holen, scheren sie den Schafen kleine runde Flecken aus, man nennt diese Kahlstellen „Hexengschor“.

Ein anderer Erzähler sprach nur von einem Schaff, das der Hexe zu Zauberei dient. Allenfalls sei auch dies berichtet; Eine Hexe sei auf einem Schaffel gelegen, da sei ein Hochwetter gekommen. Wenn man die Hexe erkennt und beim Namen nennt, ist der Zauber aus.

Die Hexen sind meist verrufene Weibln, die einem in den Stall nachgehen. Das Vieh kann man insoferne vor ihnen schützen, als man einen geweihten Palm im Stall hat, oder dem Vieh Weihbrunn gibt.

Wenn eine Hexe ins Haus kommt, möchte sie etwas haben. Manchmal ein Gerät, meist Knödelfleisch, Eier oder Butter. Man soll ihr schon etwas geben, aber nicht das, worum sie bittet.

Früher sei man zum Zeller Schinder oder zum Hundsdorfer Pater gegangen, auf daß diese die Hexen erkennen und bezwingen. Gelang es ihnen, bekamen die Hexen ein Mal.

Einmal im Jahr könne aber jeder Mann die Hexen erkennen. Er müsse sich hiefür ein „Stühlei“ vorbereiten aus neun verschiedenen Nadelhölzern, müsse dies Stühlei aber am Sonnwendtag während des Feiertagläutens (13 Uhr) zusammenbauen und damit unbedingt bis zum letzten Schlag fertig sein. Mein Gewährsmann meinte, das sei eigentlich gar kein Kunststück. Das Stühlei besteht aus einem Brett, vier „Haxen“ und vier Zwecken. Zur Christmette müsse sich der Mann auf sein Stühl-

ändert, so wäre es früher gar nicht in Frage gekommen, ein Säeschaff zu anderem als dem ihm zgedachten Zweck zu gebrauchen und heute nimmt man es auch zum Kartoffelklauben her, wie irgend ein anderes Gefäß. — Freilich stimmt die „Profanierung“ des Säeschaffes landschaftlich auffallend überein mit den Gebieten, die durch ihre ebenen Felder die Einführung der Säemaschine erlaubten. Am deutlichsten ist der Unterschied im Oberpinzgau, wo wir mittendurch die breite, ebene Talsohle haben mit den Talbauern und nach Nord und Süd steil ansteigend die Hänge mit den Bergbauernhöfen. Bei den Talbauern sieht man das Säeschaff fast nur mehr zum Kunstdüngerstreuen verwendet, zum Säen die Maschine, wer selbst keine hat, leiht sich eine. Das Säeschaff hat dort nur mehr geringe Bedeutung, man nimmt es her zu jeglicher Arbeit für die es noch taugt und wenn es kaputt geht, wird man es kaum durch ein neues ersetzen. Bald wird niemand mehr wissen, daß es solch ein Gerät einmal gegeben hat.

Nun bringe ich noch einige Abbildungen von Säeschaffen und ergänzende Angaben:

den hinter den Altar setzen. Da gehen dann zur Opferung zuerst die Männer und dann die Frauen um den Altar und er könne die Hexen gleich erkennen, weil sie, für ihn sichtbar, einen Milchstotz am Kopf haben. Solch ein Stühlchen über den Kirchhof zu tragen, sei nicht ganz ungefährlich.

Abgesehen von den Hexengeschichten kann offenbar auch sonst allerhand mit so einem Säeschaff unternommen werden, wie nachfolgend Berichtetes zeigt; wenngleich dieses sehr nach einem echt Oberpinzgauer „Anrenner“ ausschaut. Von einem Bramberger wurde mir also in einem Gasthaus erzählt:

„Wannst an Saschaffl in Boden ausschlagst und schautst durch, siagst grad eini in Himmell, in d' Höll oder ins Fegefeuer...“ Stimme aus dem Hintergrund der Wirtsstube, wo junge Bauernburschen saßen: „Woackst schon, Nogsei (?), du siagst gwiß eini in d' Höll, weil du a so a Windbeutel bist!“

Mehr konnte ich leider nicht über die Sache erfahren und das Experiment zu machen, wie mir aus eben jenem Hintergrund der Stube angeboten wurde, hatte ich keine Lust — wäre es auch sehr verlockend, auf so einfache Art einen Blick in die andere Welt zu tun, waren mir doch die sehr diessseitigen Folgen nur allzu klar. Ob ich in den Himmel gesehen hätte, schien mir auch ungewiß, daß das Schaff, seines Bodens beraubt, zusammengefallen wäre, aber sicher.

M. Andree-Eysn berichtet auf S. 212 in „Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet“, Braunschweig 1910, vom Schinderhannes von Zell am See. Er wird wohl identisch sein mit dem von mir aufgeschriebenen Zeller Schinder.

Auf S. 217 erwähnt Andree Eysn ein Stühlchen von neuerlei Holz.



5. Säescaff in Draufsicht aufgenommen beim Bürgerbauern in Seidlwinkel, Rauris.
(Aufn. Posch)

Jan. Nr. 8. 1911

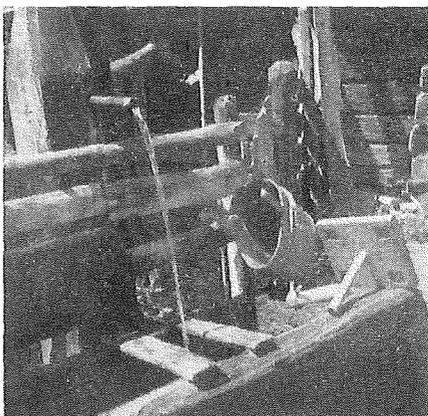
Das Scaff hat 12 Dauben (Taufeln und eine mit angeschnittener Handhabe und 2, an denen die Tragstrickenden befestigt sind. Die Reifen dürften aus Weide sein. Der Tragstrick ist 116 cm lang.

Die Maße des Scaffes:

Längster Durchmesser am Mundsäum	44 cm
breitester Durchmesser	32 cm
Bodendurchmesser	37 cm
Höhe	27 cm

6. Säescaff, Spielzeug „Öchsel“, Heandlstotz (oder „Pickbrettl“ zum Kückenfüttern), aufgenommen am Brunnentrog vor dem Moosreithlehen am Fröstlberg in Bucheben. Das Säescaff konnte für das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien erworben werden.

(Aufn. Posch)

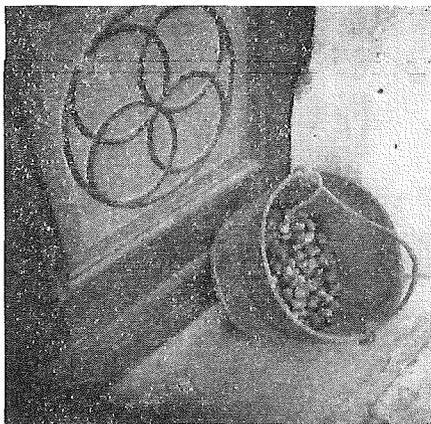


7. Rahmbrettel, Heustecher (der stehverkehrt) und Säeschaff vom Schneiderbauern in Au bei Lofer, Pinzgau. Das Schaff hat 10 gleichhohe Fichtenholzdauben und 1 gleichhohe Daube aus Birkenholz, die zu einer Handhabe ausgestaltet ist und 1 um 13 cm höhere Daube aus Fichtenholz, die den Tragriemen hält. Der Tragriemen ist auf 1 m Länge geschlossen. Das Schaff ist durch Holzreifen, vermutlich Birke, geschlossen. Diese Holzreifen heißen „Flatschen“. Das Gerät faßt ein Metzel und hat innen ein „Maßl“, einen geritzten Strich.

Maße des Objekts:

Durchmesser am Mundsaum	34 cm
Durchmesser am Boden	28 cm
Höhe	22 cm
Flatschenbreite	3,5 cm

(Aun. Lies)



8. Säeschaff aufgenommen vor der Haustür vom Blankenwirt in Hallenstein bei Lofer. Das Schaff besteht aus Fichtenholz, hat einen kreisrunden Boden und 15 Dauben, wird durch 2 Eisenreifen zusammengehalten. Zum Tragen hängt man das Schaff an einem 46 cm langen Strick an den linken Arm. Nach Angaben hatte das Schaff früher Holzbund statt der Eisenreifen; statt des Tragstrickes einen Bügel aus Eschen- oder Lindenholz. Der Bügel war mit Holzkeilen verzapft. Daraus ergibt sich, daß das ganze Gerät nur aus Holz bestand. (Ich wurde öfters darauf hingewiesen, daß ein Säeschaff nur aus Holz bestehen sollte.)

Maße des Objekts:

Durchmesser am Mundsaum	34,5 cm
Durchmesser am Boden	28 cm
Höhe	24 cm

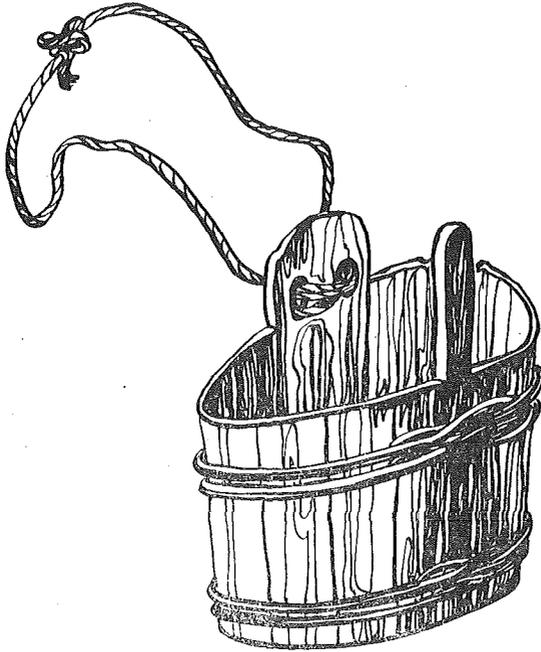
(Aun. Lies)

Hier sei noch Fr. Ing. B. Posch, Zell am See, Bodenschätzung, dankbar gedacht, die durch Entgegenkommen und Verständnis meine Arbeit unterstützte.

Säescaff aus Wörth in Rauris, Salzburg

Erworben 1954 von Elfriede Lies für das
Österreichische Museum für Volkskunde
Inv. Nr. 50.571

50.305



Federzeichnung von Liesl Freiinger-Wohlfahrth

Abgebildet in Leopold Schmidt, Bauernwerk der Alten Welt. Betrachtungen über den Stand der Erforschung des bäuerlichen Arbeitsgerätes in Österreich (Archiv für Völkerkunde, Bd. X, Wien 1955, S. 266). Hier mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion des Archives für Völkerkunde und der Leitung des Verlages Wilhelm Braumüller in Wien wiedergegeben.

Lesefrüchte zur „Gestalttheiligkeit“ aus der deutschen Heraldik

Von Barbara P i s c h e l

Unmittelbar nach der Lektüre der „Gestalttheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos“ von Leopold Schmidt (Wien 1952), stieß ich bei der Durchsicht Berliner Stadtwappen und Bürgersiegel¹⁾ auf Wappen und Siegel, die als Symbol Sichel oder Sense tragen. Gleichgültig ob es sich um eindeutig naturalistische Sichel-darstellungen, Mondsichel, schiffsförmige Sichel oder den sogenannten „gebildeten“²⁾ Mond handelt, werden die gefundenen Belege nachfolgend in der Weise aufgeführt, daß die datierten Wappen an erster Stelle, die bisher undatierten an zweiter Stelle stehen. Da angesichts der Eigenschaft als Wappen oder Siegel auch die undatierbaren Belege räumlich genau bestimmt sind, ergibt sich als Verbreitungsgebiet der Sichel und Sensen zwischen dem 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart die Mark, die Lausitz, beide Teile Schlesiens, ja auch Pommern. In dieser Zeit und diesem Raum kommt Sichel und Sense eindeutig symbolartiger Charakter zu, anders wären sie nicht Wappenfigur und Siegel geworden³⁾.

¹⁾ Quellen: a) Rupp: Deutsche Ortswappen, Hrsg. Kaffee-Handels-Aktien-Gesellschaft Bremen (1932?), Band Preußen, Schlesien, Berlin. — b) Vermischte Schriften im Anschluß an die Berliner Chronik, 1. und 2. Band, Berlin 1888. — c) Sammlung und Abstammung germ. Wurzelwörter nach der Reihe menschlicher Begriffe zum Erweis der Tabelle. Hsg. von Joh. Georg Meusel, Prof. der Geschichte zu Erfurt, Halle, 1776, § CC. — d) Atlas der deutschen Volkskunde (Hsg. Röhr u. Harmjanz, 1937 ff.).

²⁾ Die Heraldik spricht von „gebildetem“ Mond, wenn die schlanke Sichelform durch ein anthropomorphes Gesichtprofil verbreitert ist.

³⁾ Sofern im nachfolgenden von 1 Sichel gesprochen wird, ist diese auf den Wappen naturalistisch mit Griff bz. als Arbeitsgerät dargestellt. Auch die nachfolgend erwähnten Sensen sind naturalistisch dargestellte Arbeitsgeräte. Sofern die Sensenklingen, die oft mit Löchern für das Annageln am Sensenstiel dargestellt werden und die in der Regel die typische Kerbe unmittelbar vor dem stumpfen Ende der Sensenschneide aufweisen, mit Stiel dargestellt sind, wird dies bei der Beschreibung des jeweiligen Wappens vermerkt.

Die nachfolgend aufgeführten Stadtwappen sind in jedem einzelnen Fall die noch heute gültigen offiziellen Wappen der betreffenden Stadt bzw. bei den abgetrennten deutschen Ostgebieten (fast gesamt Schlesien, Neumark, die erwähnten Teile Pommerns) die bis zum 2. Weltkrieg gültigen Stadtwappen.

Belege für Sichel und Sense in Wappen und Siegeln.

1. 13. Jh. Stadtwappen Gollnow, Reg.-Bez. Stettin.
2. gegeneinandergelehnte, sich berührende „gebildete“ Mondsicheln, gold auf hellblauem Grund, bewinkelt von vier sechs-zackigen Sternen. „Im 13. Jh. = Schiff.“ — „Die Monde erscheinen schon um 1400 auf Weißpfennigen. Wie aus einer Grenzscheideurkunde von 1624 hervorgeht, waren sie Grenzmarke. Auf Siegeln kommen sie erst um 1600 vor.“ a)
2. Wappen der Herrschaft von Strehla, Sachsen.
3 Sensenschneiden mit der Schneide zum Boden gerichtet.
Übernommen von:
- 2a 1659. Stadtwappen von Friedland in der Mark beim Schwielochsee, Reg.-Bez. Frankfurt.
3. 1300. Stadtwappen Beeskow in der Mark, in unmittelbarer Nähe von 2a gelegen.
Schild mit drei Sensenklingen „als Herr von Strele gekennzeichnet“ a), heutiges Wappen: zwei Schilde, deren rechtes drei mit der Schneide nach oben gerichtete Sensenklingen zeigt.
4. 1307. Stadtwappen Beelitz an der Nieplitz in der Mark.
„Siegel mit zwei Halbmonden“ a), heute: Mondsichel in der linken Klaue des roten brandenburgischen Adlers, in der rechten Klaue einen Schlüssel.
5. 14. Jh. Stadtwappen von Seelow (Reg.-Bez. Frankfurt/Oder) links der Oder.
Seelow „im Bistum Lebus, dessen Wappen zwei schräggekreuzte Feuerhaken mit einem Stern zweifellos das Bild des sigillum civitatis Selow aus dem 14. Jhdt. beeinflusst haben“ a), ferner: „Unter zweizipfelter Mitra gekreuzte hackenartige Geräte, die rechts von einem Halbmond, links von einem Stern bewinkelt sind.“ a) So die Beschreibung von Prof. Rupp.
Die silbernen Schneiden auf hellblauem Grund sind eindeutig als Sensen zu erkennen, die der von Rupp zitierte ältere Chronist als „hackenartige Geräte“ bezeichnet. Über dem Schnittpunkt der gekreuzten langen Sensenstiele liegt ein silberner Wetzstein. Das linke, der kleinen Sichel gegenüber liegende „Kreuzchen“ kehrt in etwas stilisierter, vereinfachter Form bei zahlreichen Sichelwappen wieder. Vgl. auch Belege Nr. 14, 20.

6. 14. Jh. Stadtwappen Freiburg in Schlesien (zwischen Hirschberg und Schweidnitz).

Auf hellblauem Grund ein roter Turmhelm auf silbernem Turm, rechts von einem nach innen geöffneten „gebildeten“ silbernen Mond, links von goldenem sechszackigen Stern bewinkelt. Bis heute so als Stadtwappen erhalten. „So schon Siegel des 14. Jhdt. und ein zu Ende des 17. Jhdt. gebrauchtes Schöffensiegel, bei dem nur die Beizeich ihre Stellung gewechselt haben.“ a)

7. 1384. Siegel des Landschreibers Ortwin der Mark, Propst von Berlin.

Im Schilde zwei aufrecht stehende, mit dem Rücken gegeneinanderstehende Sensenklingen, deren Schneiden also nach außen gerichtet sind. Abbildung vgl. b).

8. 14. Jh. Stadtwappen Grünberg in Schlesien.

Sichel in Gestalt des „gebildeten“ Mondes, mit der äußeren Rundung die obere Kante des Schildes berührend, also eine „ausgegossene“ Mondsichel (hängende Sichel).

9. 14. Jh. Stadtwappen von Lüben im Spreewald.

Mit der Schneide nach oben zeigende Sichel liegt in den Schwingen des Adlers. In der Mitte der Sichelneide setzt ein gleicharmiges, kurzgedrungenes Kreuz an, auf dem die Weltkugel ruht, die die zwischen Leib und Kopf des Adlers sitzende Frauengestalt in der Hand hält.

10. 14. Jh. Stadtwappen von Konstadt (nördlicher Teil des Reg.-Bez. Oppeln).

Turm auf nach oben geöffnetem, „gebildetem“ Mond. Die beiden sehr lang hochgezogenen Sichelenden sind mit je einem sechseckigen Stern besteckt. Konstadt erhielt Stadtrecht 1294. Wappen „im 14. Jhdt. gleich wie ein Kahn, im 17. Jhdt. als gebildeter Mond“ a) nachgewiesen.

11. 15. Jh. Stadtwappen Schwiebus, Neumark.

Waagrecht liegende Sichel mit Schneide nach oben gerichtet im schwarzen schlesischen Adlerschild, welcher in mit zwei Türmen versehener Stadtmauer steht. (Ende des 15. Jhdt. gehörte Schwiebus dem Fürstentum Glogau.)

12. 1485. Siegel des Berliner Bürgers Honow.

Unter einem sechsmal doppelt gezinkten Balken eine hängende Sichel mit Griff, Schneide nach rechts offen. Siegel der Urkunde vom 15. Dezember 1485 des Bürgers Hennig Honow über Verkauf von Renten im Dorf Schönefeld bei Rudow (Mark). Der leere Raum zwischen den Buchstaben des im Kreis herumgeschriebenen Namens Hennig Honow ist mit sechs sechszackigen Sternchen ausgefüllt; ein siebenter Stern zwischen Vor- und Zunamen.

An dieser Stelle der Wappentabelle sei auf die drei Sicheln im Teutschen Kalender des Hanns Schönsperger von 1490 hin-

gewiesen. Die Holzschnitte dieses Kalenders weisen eine Sichel auf:

1. in der Hand des „Wälder“-Schneiders, der den April symbolisiert;
2. in der Hand der Schnitterin, die Korn schneidet und den Monat August symbolisiert;
3. in der Hand des Saturnus, der im zweiten Teil dieses Kalenders als erste der Planetengestalten aufgeführt wird.

Im gleichen Kalender findet sich ein „gebildeter“ Mond, die Scham der Frau Luna verdeckend. (Faksimileausgabe der Holzschnitte aus dem deutschen Kalender Augsburg 1490 bei Hanns Schönsperger, erschien mit einem Nachwort von Kurt Pfister im Roland-Verlag Dr. Albert Mundt, München-Pasing im Frühjahr 1922.)

13. Seit 1515. Stadtwappen von Marklissa am Queiß, Reg.-Bez. Liegnitz, Schlesien (unweit der Grenze gegen Sachsen).

Auf hellblauem Grund goldene hängende ausgegossene glatte Sichel, welche großen achteckigen Stern einrahmt.

14. Seit 16. Jh. Stadtwappen von Hammerstein in Schlesien.

Auf gelbem Grund ein nach außen gewendeter, „gebildeter“ Halbmond, in der Mitte ein trapezförmiger Hammer, am oberen Ende eines senkrecht stehenden gewulsteten Stieles; auf der linken Seite des Schildes der übliche sechseckige Stern, gleichgroß wie der Halbmond rechts.

Im 16. Jhdt. trug das Stadtwappen die Umschrift „Hamar Stein“. Diese Betonung des Hammers läßt in ihm einen Dangelhammer vermuten und die Lage Hammersteins als Grenzscheide zum Verbreitungsgebiet der Wetzsteine.

15. Seit 1601. Stadtwappen von Schloppe, Grenzmark Posen-Westpreußen.

Silberner, liegender, nach oben offener „gebildeter“ Halbmond, mit der unteren Rundung nahezu auf dem unteren Rund des Schildes aufliegend, in dessen Höhlung drei silberne sechszackige Sterne schweben, über den Sternen ein dreifach gezackter waagrecht Balken. Umschrift „sigillum Sloppa Anno 1601 A. F. S.“. Nach Prof. Rupp sind die Buchstaben A. F. S. ungedeutet geblieben.

16. 17. Jh. Stadtwappen von Herrnschadt, Schlesien (an der Bartsch, östlich der Oder, Reg.-Bez. Breslau).

„In Rot ein mit drei silbernen spitzbedachten Türmen besetzter goldener Kahn; die Spitze des Mittelturmes und die Enden des Schiffes sind mit je einem goldenen Stern besetzt. Die Quellen für das Wappen gehen nicht über das Jahr 1615 zurück und lassen eine genügende Erklärung desselben vermissen. Es ist nicht unmöglich, daß der Kahn ursprünglich ein Halbmond war, oder sonst eine Ver-

stümmelung vorliegt.“ a) Die Form des Kahnes, dargestellt durch 5 parallel laufende sichelförmige, nach oben offene Linien (die verschiedenen Phasen der Mondsichel?) ähnelt dem hochgezogenen Ende der Sichelform auf dem Wappen von Konstadt, vgl. Nr. 10.

17. Seit 18. Jh. Stadtwappen von Peiskretscham, Oberschlesien, nördlich von Gleiwitz (Reg.-Bez. Oppeln).
Zwei dreigezackte Türme auf einer liegenden, nach oben offenen Mondsichel stehend.
18. Seit 1800. Stadtwappen von Langendorf, Reg.-Bez. Oppeln, Oberschlesien.
Aufrechtstehende Sense.
19. Nicht vor 1675. Wappen der Provinz Schlesien.
In den Schwingen des schwarzen schlesischen Adlers liegende, nach oben offene Sichelform, in dessen Höhlung ein Kreuzchen steht. Schwundform zur Ausführung im Wappen Nr. 9 aus dem 14. Jhd.
20. Nicht vor 1742. Wappen der Provinz Oberschlesien.
In den Schwingen des Adlers die mit der Schneide nach unten weisende Sisenklinge, in deren Wölbung zwei gekreuzte Hämmer (Dengelhämmer) stehen.

Schließlich seien noch einige Stadtwappen aufgeführt, in denen die Sichel neben anderen eine Wappenfigur ist, für die keine frühesten Datierungen nachweisbar sind. Aus der Art und Anordnung der Wappen muß auf spätere Entstehung, vermutlich erst nach Aussterben der Piasten (1675) geschlossen werden. Es handelt sich um die Stadtwappen von:

Bolkenhayn	Stehende Sichel, Schneide nach außen
Hynau	gekehrt.
Münsterberg	Liegende Sichelform, nach oben geöffnet.
Silberberg/Breslau	
Nimtsch	
Prausnitz	
Reichenstein	Sichel im Schlesischen Adler, der teils
Steinau/Oder	ganz, teils halb erscheint.
Stroppen/Breslau	
Bunzlau	
Beuthen	

Noch 1776 ist Meusel (vgl. c) geläufig, daß angelsächsisch *s ä h s, s a x, s e a x, s e x* — dem lateinischen *culter, pugio, gladius* entsprechend — und *sihhila, sichel, segellen*; schwäbisch *segese*, *dithmarsisch sekel*, *hamburgisch säge*, *lutherisch sichten zu-*

sammenhängen und auf die gemeinsame Wurzel in germanisch *sah, sahan, sahari* = trennen zurückgehen. Diese etymologische Erklärung Sichel = „Trenner“ begründet zugleich die Doppelbedeutung von Sichel einerseits als Trennmesser bei bäuerlichen Arbeiten, wie bei Laubgewinnung im Niederschlagwald, einer Wirtschaftsform von in erster Linie Viehzüchtern, für welche Jost Trier („Holz“, Köln 1952) die Sichel als Arbeitsgerät nachgewiesen hat, andererseits die Bedeutung von Sichel für die Bezeichnung des Mondes als Zeit-„Trenner“. Trennen ist das tertium comparationis, welches die Verbindung zwischen beiden Sichelformen herstellt.

Auf die Verbindung und den Zusammenhang der Zahl Sechs in dieser Bedeutung als „Trenner“ zwischen den beiden Hälften des zwölf (2×6) Monate fassenden Jahres sei hier nur hingedeutet. In diesem Sinn tritt die Sichel als Symbol und Beifügung des Tierkreiszeichens Zwillinge auf. Die Zwillinge sind nicht nur ein gedoppeltes, gespaltenes Zeichen (Zusammenhang zwischen *sexus* und der Wurzel *sah* = trennen ist wahrscheinlich), sondern zugleich dem 6. (sechsten) Monat, dem Juni, zugeordnet. (Vgl. „Schicksal Zukunft — Populär wissenschaftlich-praktischer Lehrgang, 1. Teil Astrologie“, Verlag Heinzmann, Zürich 1950, 60 S.) Die Sichel als „Trenner“ im Raum hielt ja die Grenzscheideurkunde von 1624 mit der Sichel als Grenzmarke (vgl. Nr. 1) fest.

Die Verbindung der Sichelgestalt mit den Erntebäuerchen und des Symbols der Sichel als Erntesymbol ist bis in die Gegenwart hinein bekannt. Entsprechende Bräuche belegt der Atlas der deutschen Volkskunde.

So lautet nach Karte 76 des Atlas der deutschen Volkskunde der Name für Erntefest in den Dreißigerjahren (1929—1932): Sichelhenke (Schwaben), Sichellege (Bayrischer Wald bis Sudetenland, d. h. unmittelbar westlich der oben angeführten Belege für Schlesien).

Dank dieser Belege dürfen wohl auch die weiblichen Gestalten, die im Zusammenhang mit der letzten Garbe und dem letzten Fuder als Erntegestalten noch lebendig sind, in Zusammenhang mit weiblichen Sichelgestalten gebracht werden.

So läßt man die letzte Garbe stehen (Karte 89) für:

den Bilmeschneider,
die Liebe Frau,
die Hexen,
die Roggenfrau-Roggenmuhme,
die Kornfrau, Kornweib.

Das Einfahren des letzten Fuders nennt man (Karte 96, I):
die Alte einfahren,
die Braut einfahren,
die Funze einfahren,
die Sau einfahren.

Das letzte Fuder nennt man (Karte 96, II):
die Alte,
die Braut,
die Funze,
Wiwel.

Man sagt (Karte 96, III): „Wer das letzte Fuder einfährt,
bekommt:

die Alte,
die Habergeiß,
die Gret“.

Möglicherweise helfen obige Belege zur Klärung und Bedeutung und Verbreitung von Sichel und Sense. Zwischen beider Verbreitungsgebiet haben wir einen einzigen Beleg einer Zwischenform, wo Sense und Sichel gemeinsam erscheinen: das Stadtwappen von Seelow, westlich der Oder, nördlich von Frankfurt und südlich von Küstrin; ferner einen Beleg einer als Zwischenstufe anzusprechenden Form in den senkrecht stehenden Sensenklingen des Siegels des Berliner Bürgers Honow, während bereits die in nächster Nähe in Beeskow erscheinenden Wappen der Herren von Strehle die liegende Sensenklinge aufweisen. In neuerer Zeit wird dann durch die in das Wappen mit dem schlesischen Adler übernommenen Attribute die Provinz Oberschlesien durch die querliegende Sensenklinge eindeutig als Bereich der Sense gekennzeichnet, während das übrige Schlesien seinem Wappen nach der Sichel den Vorzug gibt.

Zum Kochen mit heißen Steinen auf Sardinien

Von Herbert Melichar

Im Jahre 1921 wies Max Leopold Wagner in seinem Buche „Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache“¹⁾ darauf hin, daß die nomadisch herumziehenden Hirten in der Gegend von Bitti (Prov. Nuoro) und im Gennargentu, dem zentralen Gebirgsmassiv der Insel, unter Verwendung von Korkeimern oder Holzgefäßen die Milch durch Einwerfen von „runden harten“ und im offenen Feuer heiß gemachten Steinen zum Sieden brächten. Dasselbe berichtet auch Emmerich Prettenhofer in seinen beiden Artikeln „Beiträge zur sardinischen Volkskunde“²⁾. Wagner erklärt das Überleben dieser zweifellos höchst interessanten Erscheinung prinzipiell aus der allgemeinen Altertümlichkeit und verhältnismäßig hohen Konstanz der Insel in kulturellen Belangen. Für das zähe Festhalten der Hirten an dieser Kochmethode sogar noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts macht er außerdem die allgemeine materielle Armut und den „Luxus des teuren Kupferkessels“ verantwortlich.

Während meines vorletzten Aufenthaltes auf der Insel in den Provinzen Cagliari und Sassari im Jahre 1952 teilte man mir auf die Frage, ob es irgendwo auf der Insel noch Brauch sei, die Milch in der beschriebenen Art zu erhitzen, mit, daß angeblich in der Barbágia, d. h. im Gebiete des Gennargentu, „früher“ wohl etwas Derartiges geübt worden sei, daß aber jetzt durch den steigenden Einfluß der kontinentalen Industrie und Wareneinfuhr auch das sonst so rückständige Berggebiet langsam zivilisiert werde und die alten Gepflogenheiten deshalb größtenteils bereits verschwunden und aufgegeben worden seien; außerhalb der Barbágia habe man dieses spezielle Verfahren überhaupt nicht gekannt.

Im Sommer des darauffolgenden Jahres (1953) hielt ich mich selbst länger in der Barbágia Ollolai, dem nördlichen Teil des Gebirges, und besonders in den Orten Fonni und Orgósolo auf. Meine fonnesischen Gewährsleute bestritten die Anwendung dieser Erhitzungsmethode für die Gegenwart vollkommen, erklärten aber, daß sie bis in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg „in der Gegend von Fonni“ üblich gewesen sei. Auch in Orgósolo wurde mir berichtet, daß man sich zu jener Zeit, als der Vater meines Gewährsmannes noch jung war, ziemlich allgemein

¹⁾ Wörter und Sachen, Beiheft 4. Heidelberg 1921, S. 121. Weitere Hinweise auf das Kochen mit heißen Steinen bei Wagner, a. a. O., S. 121, Fußnote 4: Luigi Intina, L'Agricoltura nel Circondario di Nuoro, 2^a ed. Milano 1884, S. 65. — Silla Lissia, Sopravvivenze primitive (Archivo Storico Sardo, V, 185—191). Beobachtungen auf der Hochebene von Bitti. — Anthimus, De observatione ciborum, ed. Rose, S. 19 (lat.).

²⁾ Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXXI, Wien 1926, S. 93—104 und 113—120. Obiges Zitat auf S. 97, mit Hinweis auf Wagner, op. cit., S. 105 ff. (soll wohl heißen S. 121).

der Korkgefäße und der heißen Steine zum Erhitzen der Milch bedient habe und fügte hinzu, daß jetzt jeder Schafhirte, selbst der ärmste, bereits Metallgefäße besitze, die man über das Feuer stellen könne; trotzdem aber gäbe es in der Umgebung von Orgósolo natürlich noch einige „altmodische“ Hirten, die das Erhitzen der Milch mit heißen Steinen weiterhin pflegten.

Eine solche Erklärung wie die letztere war natürlich nicht nur unbefriedigend, sondern sie erwies sich später auch als nur bedingt richtig. Nach weiteren Befragungen konnte ich — zumindest für die engere Umgebung von Orgósolo — abschließend folgendes als gesichert festhalten:

Das Erhitzen der Milch mit heißen Steinen in Korkeimern oder Holzgefäßen wurde früher, d. h. bis nach dem ersten Weltkrieg, in Orgósolo aus Mangel an geeigneten Metallgefäßen sehr häufig gepflegt. Die Bemerkung Wagners vom Kupferkessel als einem für arme Hirten unerschwinglichen „Luxus“ erscheint damit bestätigt. Mit der wachsenden Einfuhr von Metallgefäßen kam man von dieser Gepflogenheit mehr und mehr ab, ohne sie aber völlig aufzugeben. Jetzt wird sie, wie ich zuletzt im Sommer 1953 beobachten konnte, nur mehr unter bestimmten Voraussetzungen angewendet. Ist zum Beispiel das Melktier krank oder hat die frisch gemolkene Milch nicht das gewohnte einwandfreie Aussehen, so darf die Milch nicht einfach in ein Metallgefäß gefüllt und zum Abkochen über das Feuer gestellt werden. Nach Ansicht vieler Hirten ist nämlich ein krankes Schaf von bösen Geistern befallen, wobei ein Teil dieser Geister beim Melken aus dem Tier in die Milch übergeht und dem Menschen beim Genuß der rohen oder über dem Feuer gekochten Milch schaden könnte. Durch die Verwendung heißer Steine aber werden die Geister unschädlich gemacht, die Milch wird wieder entgiftet und für die weitere Verwendung brauchbar — ein Erfolg, der sich beim normalen Erhitzen der Milch in einem auf Feuer gesetzten Topf angeblich niemals einstellt. Was für ein Gefäß bei dieser Gelegenheit verwendet wird, ist völlig gleichgültig. In den meisten Fällen ergibt sich wegen der doch schon weiten Verbreitung der Metallgefäße die Kombination von Blechgefäß und heißen Steinen.

Es ist durchaus nicht erstaunlich, daß sich bei einer solchen Behandlung der Milch der gewünschte Erfolg auch objektiv einstellt, denn es handelt sich hier im wesentlichen um nichts anderes als um einen mit speziellen Mitteln hervorgebrachten Pasteurisierungsprozeß, durch den die Milch tatsächlich „entgiftet“ wird, wenngleich auch in etwas anderer Form als von den Hirten angenommen wird.

Dieser Vorgang des Erhitzens aber hat durch die bisher geschilderten Umständen allem Anscheine nach eine entscheidende Wesensänderung erfahren. Früher war er — wenn man von der Möglichkeit einer Erhitzung im Wasserbad absieht — das einzige Verfahren, die Milch in Gefäßen aus nicht feuerfester organischer Materie heiß zu machen. Unter der Voraussetzung, daß diese Methode damals wirklich keinen anderen Zweck hatte als bloß das Erhitzen der Milch, ist sie jetzt aus dem Bereich der rein wirtschaftlich geschehenen Objektverwertung ausgeschieden und zu einer eindeutigen Maßnahme zum Schutze vor dem Bösen geworden. Dementsprechend erfuhr auch die mit diesem Arbeitsvorgang verbundene Pasteurisierung eine Wandlung von einer früher sekundären Erscheinung zu einem jetzt durchaus absichtlich herbeigeführten, in seiner Wirkung richtig erkannten, aber dem Wesen nach mißverstandenen primären Ergebnis.



1. Der Hirt trägt die frisch gemolkene Milch im Melkgefäß aus Kork (mussúrgiu) zum Feuerplatz bei der Hütte

Außerhalb von Orgósolo traf ich glücklicherweise einen Hirten, der in seiner Herde ein Schaf zu betreuen hatte, das an einer ziemlich bössartigen Darmkrankheit (*male de su longu*)³⁾ litt und deshalb immer ausgemolken stehen mußte. So konnte ich ihn bei seiner Arbeit beobachten und die einzelnen Phasen des Milcherhitzens mit Hilfe heißer Steine im Bild festhalten.

Der Vorgang spielt sich nach Möglichkeit innerhalb der Zweighütte ab, die den Hirten bei der Beschäftigung mit dem Vieh während der warmen Jahreszeit als Unterkunft dient. Nur bei Witterungsverhältnissen, die die Arbeit hier ungünstig erscheinen lassen — z. B. schlechte Windrichtung und daher zu wenig Glutbildung im Feuer oder zu große Rauchentwicklung bei hohem Feuchtigkeitsgehalt der Luft — geht man damit vor diese Hütte.

Im allgemeinen werden drei verschiedene Gefäße verwendet. Zuerst der Melkeimer aus Kork (*su mussúrgiu*)⁴⁾.

³⁾ *male de su longu*. Auch Wagner erwähnt diese Krankheit, op. cit., S. 110—111 als „Krankheit der Eingeweide“. Vgl. dazu lat. *longano* (*longanon*, *longao* und *longabo*), -ónis = Mastdarm.

⁴⁾ *Su mussúrgiu*: Melkeimer aus Kork. Wagner gibt op. cit., S. 89 dafür folgende Formen an:

a) nuoresisch: *murgiyólu*, logudoresisch: *murgidólu* oder *murgidórzu*.

Dagegen meine Aufnahmen:

fonesisch und orgolesisch: *mussúrgiu*, busachesisch: *murghigiólu*.

Mit Ausnahme des Fonesisch-Orgolesischen entsprechen diese Formen alle dem lat. Stamm MULC, wovon auch lat. *mulc-co* streichen und *mulg-eo* melken. Für das letztere gibt Wagner an:

nuoresisch: *múrghere*, logudoresisch: *múlgere*, campidanesisch: *múlliri*.

Er besteht aus einem kegelstumpfförmig zusammengebogenen Korkstreifen, dessen Breitseiten in ihrem Gesamtausmaß abgescrängt, aufeinandergelegt und mit Holzstiften zusammengeheftet wurden. Außerdem läuft unter dem Mundsäum noch ein Reifen aus pflanzlichem Material um das Gefäß, so daß die Fuge völlig abgedichtet ist. Die Bodenplatte besitzt eine knapp am Rande verlaufende Rille, in die die Gefäßwand unverrückbar eingefalzt ist. Getragen wird dieses Gefäß an einem Bogenhenkel, der aus demselben Pflanzenmaterial besteht wie der Reifen und unterhalb desselben auf jeder Seite durch einen Holznagel umklappbar an der Außenwand des Gefäßes befestigt ist. Der Innendurchmesser beträgt am Mundsäum 20 cm, am Boden 22 cm, die Stärke der Wand und der Bodenplatte 1,5 cm. Das nach oben zu also leicht konische Gefäß faßt mit seiner Höhe von 22 cm etwas mehr als 7 Liter.

In diesem Melkgefäß wird die frisch gemolkene Milch zum Feuerplatz getragen (Abb. 1).

Das zweite Gefäß (su labiólú)⁵⁾ ist aus starkem Blech gefertigt und dient, selbst wenn nur ein einziges Melktier vorhanden ist, zum Sammeln der gemolkenen Milch. Es ist derselbe Eimer, in dem man unter normalen Umständen die Milch zum Abkochen über das Feuer stellt. Hierin wird die Milch mit einem Stückchen Holz, einem Ästchen o. ä. gut durchgerührt.

Dieser Blecheimer ist zylindrisch, etwa 25 cm hoch, hat einen Durchmesser von 30 cm und einen Bogenhenkel mit normaler Ösenbefestigung. Solche Metallwaren sind typisches Importgut und hauptsächlich dafür verantwortlich zu machen, daß die hier besprochene Erhaltungsmethode immer mehr außer Gebrauch kommt.

Wenn außer diesen beiden kein weiteres Gefäß zur Hand ist, erhitzt man die Milch in dem Blecheimer. Steht aber noch ein zweites Korkgefäß (su gruárgiu)⁶⁾ zur Verfügung, so füllt man die Milch in dieses ab.

Größe und Machart dieses gruárgiu sind im Prinzip dieselben wie beim vorher beschriebenen mussúrgiu.

Nun wird noch einmal umgerührt (Abb. 2). Der Hirt verwendet hier seine „leppa“, ein unter den sardinischen Hirten gebräuchliches langes,

Dagegen meine Aufnahmen:

Paulilatino: múrghere oder múlghere, guspinesisch: múlliri.

b) Ferner führt Wagner für den Melkeimer an:

campidanesisch: mussórgiu, logudoresisch: mussóru.

Dieser letzteren Form entspricht meine Aufnahme von fonnesisch und orgolesisch: mussúrgiu noch am ehesten.

Nach Wagner von der rekonstruierten lat. Form *mulsorium*. Nachweisbar jedoch nur *mulsúra*: das Melken, das Gemolkene, die Milch.

⁵⁾ su labiólú: Kochgefäß aus Metall. Wagner, op. cit., erwähnt auf S. 120 im Abschnitt über die Käsebereitung einen „Kessel, gewöhnlich aus Kupfer“ und gibt dafür an: nuoresisch: lapyólu, logudoresisch: labyólu. Seine Etymologie ist mir nicht bekannt.

⁶⁾ su gruárgiu: fonnesisch dasselbe; Korkgefäß. In Wagners Wortlisten, op. cit., fehlt diese Bezeichnung eines Korkgefäßes, das nicht speziell als Melkeimer verwendet wird. Seine Etymologie ist mir nicht bekannt.



2. Der Hirt zieht, um noch einmal umzurühren, sein Hirtenmesser (leppa) durch die Milch

vorne leicht nach oben geschwungenes, sehr scharfes und spitzes Hautmesser, das als ausgesprochene Waffe eigentlich nur der persönlichen Verteidigung dienen soll. Der Hirt behauptete zwar, es bestünde keinerlei Beziehung zwischen der leppa und der Tätigkeit des Umrührens, doch wird man wohl an einen Zusammenhang zwischen dem Messer und den in der Milch befindlichen bösen Geistern denken können.

Jetzt folgt das Anlegen der Feuerstelle. Sie wird in allen Fällen relativ klein gemacht. Als Brennmaterial dient das fast überall wuchernde Buschwerk der „macchia“. Ist das Feuer dann richtig entfacht, werden die schon vorher zusammengetragenen Steine auf die Glut gelegt und mit weiterem Brennholz überdeckt. Wagner¹⁾ beschreibt sie als „abgerundete harte Steine . . . wie sie sich in den Flußbetten finden“. Meiner Beobachtung nach nimmt man etwa faustgroße Exemplare der beinahe immer in Reichweite herumliegenden gewöhnlichen Steine und achtet nur darauf, daß sie keinerlei Sprünge, unebene Bruchstellen etc. aufweisen, die ein Zerplatzen des Steins bei der Erhitzung zur Folge haben könnten. Flußgerölle ist ja fast niemals zu solchen Zwecken bei der Hand und wenn solches Material doch einmal herbeigeschafft würde, so könnte man es wegen der durch die Erhitzung bewirkten Sprödigkeit kein zweites Mal verwenden.

Wenn die Steine dann die entsprechende Temperatur erreicht haben — jeder Hirte weiß, wie stark er das gerade verwendete Material erhitzen darf — nimmt er zwei genügend starke Ästchen o. ä., räumt die über den Steinen liegende Asche weg, klemmt vorerst einen der heißen Steine zwischen seine Stäbchen, bringt ihn knapp über die Oberfläche der Milch im Korkbehälter und läßt ihn vorsichtig, aber rasch hineingleiten (Abb. 3). Als ein Hineinwerfen, bis die Milch zu sieden anfängt“, wie es uns Wagner berichtet, möchte ich diese Handlung nicht bezeichnen. Meistens läßt man sofort einen zweiten Stein



3. Der Hirt läßt den heißen Stein in die Milch gleiten

folgen und wenn möglich einen dritten. Nach einer kurzen Pause von etwa einer halben Minute nimmt der Hirt den ersten Stein wieder aus der Milch und gibt den vierten Stein aus dem Feuer in das Gefäß, entfernt sodann den zweiten und legt den fünften ein. Dieses Auswechseln der Steine ist deshalb nötig, da einerseits in einem kleinen Gefäß nach den ersten drei Steinen die Flüssigkeitsverdrängung bereits so groß ist, daß die Milch über den Rand zu steigen droht, andererseits aber die zuerst eingelegten Steine infolge der ziemlich rasch eintretenden Abkühlung dem Zwecke nicht mehr dienen. Die Anzahl der verwendeten Steine richtet sich natürlich nach ihrer Größe, dem erreichten Hitzegrad und der Menge der zu erhitzenden Milch. Im allgemeinen genügen vier oder fünf faustgroße Steine, um drei Liter körperwarmer Milch heiß zu machen. Niemals aber handelt es sich dabei um ein Kochen im eigentlichen Sinn. Man setzt die Prozedur nur so lange fort, bis die ersten Luftbläschen, die das Sieden anzeigen, an der Oberfläche sichtbar werden.

Schließlich entfernt man noch die restlichen Steine aus der Milch und läßt dieselbe abkühlen oder verwendet sie in heißem Zustande weiter, wie etwa zur Käsebereitung.

Obwohl die ganze Handlung des Milcherhitzens mit Hilfe heißer Steine im Umkreis von Orgósolo wie erwähnt nur mehr durchgeführt wird, um die Milch kranker Tiere von bösen Geistern zu befreien und sie wieder genießbar zu machen, verrichtet man sie mit geradezu selbstverständlicher Ungezwungenheit, ohne ihr etwas Geheimnisvolles, Zeremonielles oder gar Beschwörendes zu verleihen.

Der Hirt trägt außer seinem Hemd noch einen Rock aus gegerbtem weichem Schafleder und darüber einen bis zu den Knien reichenden

ärmellosen Mantel aus langhaarigem braunem Schaffell, die sogenannte *mastruca*. Seine Hose ist aus grobem Zeug gearbeitet und knöchellang. An den Beinen trägt er Ledergamaschen, an den Füßen hohe Schnürschuhe und auf dem Kopf eine Schirmmütze aus schwarzem Samt.

Auf Abb. 2 und 3 im Vordergrund das verwendete Erhitzgefäß (*gruárgiu*) vom Typ des beschriebenen Melkgefäßes (*mussúrgiu*). — Abb. 2 zeigt außerdem rechts vom Erhitzgefäß (*gruárgiu*) zwei Holzschüsseln mit durchlöcherter Boden, die bei der Käsebereitung als Abtropfgefäße verwendet werden (siehe Wagner, op. cit., Abschnitt IX, Käsebereitung, S. 120). Daneben noch ein anderes Melkgefäß (*mussúrgiu*) ohne Reifen unter dem Mundsaum. Ganz rechts auf dem Steinhaufen liegt eine zusammengefaltete *bértula*, der in Sardinien gebräuchliche Quersack mit zwei gegenüberliegenden Taschen, den man beim Tragen über die Schulter und beim Reiten über den Sattel legt. — Abb. 3 zeigt links, etwas geneigt stehend, das Blechgefäß (*labiólú*) und seitlich hinter diesem eine Abtropfschüssel.

Aufnahmen: H. Melichar, Orgosolo, Aug.-Sept. 1953.

Zur Schmalzbeleuchtung in den Alpen

Butter zu Beleuchtungszwecken wird für die Alpen öfter genannt (z. B. Arthur Haberlandt, Die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung = Buschan, II/2, S. 391). Geschichtliche Nachrichten sind jedoch kaum schon gesammelt. Ein beiläufiger Hinweis sei hier aus einer sonst unbeachteten Quelle ausgehoben, nämlich den Briefen des großen Volksschriftstellers Berthold Auerbach. Dieser befand sich im Sommer 1864 in Berchtesgaden und besuchte die Almen des kleinen Berglandes, beobachtete die Bauern, hörte die Sennerinnen jodeln und freute sich an einem Revierförster, der, zu seinem besondern Vergnügen, sich als Leser von Auerbachs „Dorfgeschichten“ vorstellte. Er schreibt darüber am 21. August 1864 an Jacob Auerbach: „Ich muß dir auch noch vom Revierförster erzählen. Lache nicht. Daß mich seine Erzählung so glücklich machte, das ist ja unser bester Lohn. Der Mann ist eine wahre Riesengestalt und war überaus glücklich mit mir. Er erzählte, daß ihm vor Jahren ein Freund die Dorfgeschichten mitgegeben, als er viele Tage im Walde auf der sogenannten Holzstuben zubringen mußte. Er las in der Nacht und las sich so hinein, daß ihm sein Licht ausging. Was thut er? Er macht sich aus einer Schnur ein Docht, steckt ihn in das Schmalz, das er zum Essenbereiten bei sich hat, und liest die ganze Nacht durch.“ (Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach. Ein biographisches Denkmal. Frankfurt am Main 1884. Bd. I, S. 279.) Schdt.

Die Verbreitung und Bedeutung der „Arre“ im Raume zwischen Großer Tulln und Pielach (Niederösterreich) im 14. Jahrhundert

Von Heinrich L. Werneck

Schmeller (Bairisches Wörterbuch, I, S. 121; 827—38, München 1872) umschreibt die Bedeutung des Begriffes Arre durch folgende Angaben:

Die Arr (salzb.-tirolisch), arrha, das Draufgeld, Drangeld. — Sachsenspiegel (Laßberg 229; Wachern 190): „welcher Ehehalt, Knecht oder Magd sich verdingt und ein Arr nimmt.“ — „Es sol nieman keinerlei Korn nach smalsat uzerhalbe der stat ... iht koufen noch verarren.“ Meraner Stadtrecht in Haupts Zeitschr. VI, 144.

Eine Person verarren, sich verarren. — Verarren = durch oder Nehmen von einem Drangeld sich verbindlich machen.

„Vorkäufer sollen keine Victualien verarren.“ Tirol. Landesordn. vom Jahre 1603.

Geramb bringt in seinem Buche „Sitte und Brauch in Österreich“ (1948, S. 238) zu den Verlobungsbräuchen folgende sehr interessante Bemerkung: In germanischer Zeit und im Mittelalter gingen mit der Verlobung der Brautkauf Hand in Hand. Der Bräutigam hatte zu zahlen und die Braut aus der angeborenen „Muntschaft“ zu lösen. Diese Ablöse hat sich bis heute in mehr oder minder restlichen Formen erhalten: überall gibt der Bräutigam nach erfolgtem Handschlag der Braut das Drangeld (Rest des Brautkaufes), das aus etlichen Silberthalern oder einem Dukaten besteht. Im Tirol-salzburgischen führt diese Gabe den alten Namen Arrhe-arre und selbst die Form dieser Brautgabe ist bis heute gleich geblieben: Ring (Verlobungsring), Geld (Dukaten), Schuh (Nö.), ein Brautkleid oder Seidentüchel.

Das Wort arrabo — griechisch arrabón — bedeutet nach Stowasser (Lat. Wörterbuch 1935, S. 71, Plautus) = Handgeld, Unterpfand, scheint sprachlich unverwandt mit dem germanischen arrha = Drangeld, Lösegeld, Pfandrecht, Muntschaft auf einer Person oder Liegenschaft.

Die Arra war mindestens bis zum Ende des 14. Jahrhunderts im Raume zwischen der Großen Tulln und der Pielach durchaus bekannt und wurde in einem viel umfassenderen Sinne vielleicht gebraucht, über welchen weiter unten ausführlicher gesprochen werden soll. Die bezüglichen Stellen, in welchen die Arrha als Belastung einer Liegenschaft angeschrieben ist, finden sich in den Verpachtungen von Zehenten des Kastenamtes von St. Pölten im Urbare des Bistumes Passau (Pass. Urb. I, 837/47, von A. Maidhof, Passau 1933). Neben dem richtigen Zehent (Decima) wird auch die Arre angefordert; diese Verpachtung (locationes decimarum) bezieht sich auf folgende Ortschaften. Sie werden in wörtlicher Übersetzung wiedergegeben und in vollem Wortlaut, um neben dem Inhalte der Verpachtung auch die Form der rechtlichen Bindung zum Ausdruck zu bringen:

1. Der Zehent im Dorfe Etzersdorf (Ozendorf), Gem. Kapelln, B.G. Herzogenburg, ist mit allem Zubehör in den Ortschaften in dem Zagel, Zwainhofen, Killing, Chanzeuperig, verpachtet dem Thomas Talvogel und Simon von Killing für 1 Mut Weizen, 7 Mut Roggen, 7 Mut Hafer nach dem Zehentmaß. Arra 60 Pf.

Der Zehent in Weizzenchirchen a. P. mit seinem Zubehör in Hauczenveld und Weizzenkirchen a. P. ist verpachtet dem Marquard von Mannersdorf für 1½ Mut Roggen, 1½ Hafer; Arra 60 Pf.

3. Der Zehent in Gumpoting (Gumperting, Gem. Murrstetten) ist verpachtet dem Stefan gen. Wolf für 22 Metzen Roggen, 22 Metzen Hafer; Arra 60 Pf.

4. Der ½ Zehent in Salchendorf (= Saladorf, Gem. Würmla) ist verpachtet dem Ulrich Baier ebendort für 25 Metzen Roggen, 25 Metzen Hafer. Arra 32 Pf.

Der Zehent von Potting (= Böding) und Hawczing (Jetzing) (beide Gem. Würmla) ist verpachtet dem Nicolaus von Würmla für 32 Metzen Roggen, 33 Metzen Hafer. Arra 60 Pf.

5. Der Zehent von Pyelach (= Pielachhag, Gem. Hafnerbach) ist verpachtet dem Martin gen. Freunt von Windpössing für 20 Metzen Roggen, 26 Metzen Hafer. Arra 32 Pf.

7. Dem Zehent von Neundling (= Nawndling, Gem. Neindling) tragen zu Lehen Albertus Rot und Conrad Cropph de Sasendorf für 1 Mut Weizen, 4 Mut Roggen, 5 Mut Hafer. Arra 1 Pfund Pfenn.

8. Den Zehent von Eckhartsberg (= Ekcharczperig, Gem. Gerolding) trägt zu Lehen Chrumpmesser in Schönbüchel. Arra keine.

9. Den Zehent von Hasendorf, GB. Tulln, trägt zu Lehen Fridericus der Verwalter von Siczenperig für 50 Roggen, 50 Metzen Hafer. Arra Schillinge.

10. Im ganzen Dorfe Vraleinstorf (= heute nur mehr Fräuleinsmühle, Gem. Nußdorf a. Tr.) besitzen der Bischof von Passau den 4. Teil des Zehents. Diesen trägt zu Lehen Wulfing Hager für 12 Metzen Roggen, 12 Metzen Hafer. Arra 32 Pf.

11. Den ½ Zehent von Perschlind trägt zu Lehen Chonrad Plankh für ½ Mut Weizen, 1 Mut und 6 Metzen Roggen, 2 Mut Hafer. Arra ½ Pfund Pfenn.

12. Der Zehent von Zwischenprukh (= Wieselbruck, Gem. Weissenkirchen a. P.) mit allem Zubehör in Grintdorf (Grunddorf), in der Au (bei Grunddorf), Tautendorf und Diendorf a. d. P. ist verpachtet dem Conrad Gswenher für 2 Mut, 6 Metzen Roggen, 10 Metzen Hafer. Arra ½ Pfund Pf.

13. Der Zehent von Talheim mit allem Zubehör in Gotharczperg und Mos (Gem. Murrstetten), in Gunnersdorf, Adendorf (verschollen bei Miesting), Panzing, und Rapoltendorf (Gem. Kapelln) ist verpachtet dem Simon von Pönnig und Walcher von Padendorf für 3 Mut Roggen, 3 Mut Hafer. Arra 1 Pfund Pf.

14. Der volle Zehent in Oberndorf a. Ebene mit allem Zubehör in Dietmansberg bei Eterding und Walpersdorf (Walprestorf) mit 8 Joch Aekern, 12 Joch Weingärten. Arra 60 Pf.

Die Arra kann hier bedeuten: 1. Das Pfandgeld für die Verpachtung dieses Zehents; ist die wahrscheinlichste Deutung: heute ist dafür das schöne Fremdwort Kaution in Gebrauch gekomm. — 2. Das Angeld, Pfandgeld, die Ablöse für die Muntschafft auf einer Liegenschaft. —

3. Allgemein das Lösegeld für jeden Menschen, welcher aus der Herrschaft abgeht und sich loskauft, vielleicht für jedes wegheiratende Mädchen.

Zu diesem Begriffsinhalt gehört auch die Araburg bei Hainfeld-Kanmberg. Der Name kann daher stammen, daß diese Burg lange Zeit als Pfand vergeben war, gegen ein Angeld, als Sicherheit für eine Muntschaft über gewisse Personen. Oder die Burg hat diesen Namen erhalten im Zusammenhange mit einem Brautkauf dadurch, daß ein Hochfreier seiner Braut diese Burg als Brautgabe — Morgengabe, Lösegeld, Drangeld einmal gegeben hat, welcher Name dieser Burg späterhin geblieben ist. — Im Förstemann E. (1913, Bd. I, Sp. 205, 3. Aufl., H. Jellinghaus) ist dieser Ortsname nicht aufgenommen. Hier ist nur festgehalten der Ort Arra — 12. M. B. 12 jh (Xii, 61) = Arrach in Niederbaiern? — Also auch Förstemann kann die Ortsnamen aus der Wurzel Arra noch nicht deuten. — Vielleicht geben die obigen Ausführungen auch die Grundlage zur Deutung der Araburg in Nö., da der Begriff „Arra“ in dem nahen, nördlich gelegenen Raum zwischen Großer Tulln und Pielach so sehr verbreitet war.

Notizen zum Männerkamm

Oben Jg. 53, S. 11 konnte ich zwei Belege für das Tragen eines Kammes durch Männer beibringen, einen bildlichen — Donaueschiffer bei Wien um 1815 — und einen literarischen — Zirkelschmied von Brassenheim in Hebels „Schatzkästlein“ 1811. — Nun fanden sich seither noch einige Erwähnungen dieses Gegenstandes. Wie aus allen zusammen hervorgeht, dürfte der geographische Bereich dieser Mode des ausklingenden 18. Jhdts. recht ausgedehnt gewesen sein. — Johanna v. Bischoff erzählt in ihren Jugenderinnerungen eine Anekdote von vier wohlhabenden Getreidehändlern aus Leobschütz, Schlesien, die im Jahre 1827 nach Berlin reisten, um das letzte Auftreten der Sängerin Henriette Sonntag vor ihrem Abgang nach Paris zu erleben; bei der Schilderung ihrer Tracht heißt es: „weiße, beinerne, halbbrunde Kämmе umfaßten das von der Stirne zurückgenommene, auf den Rücken wallende Haar am Hinterkopfe“¹⁾. — Aus dem jetzigen Burgenland berichtet J. R. Bünker im Jahre 1897: „Noch vor 30—40 Jahren sollen aus den Filialen, die zur Muttergemeinde Oberschützen gehören, alte Männer mit langen Haaren, die in Zöpfe geflochten waren, Sonntags zur Kirche gekommen sein. Die Haare waren am Scheitel durch einen bogenförmigen Kamm, wie ihn die Mädchen heute tragen, zusammengehalten“²⁾. — Auch von den Kroaten im Murwinkel zwischen Mur und Drau wird im Jahre 1895 berichtet: „Vor 30—40 Jahren trugen die Männer in Muraköz langes Haar, in der Mitte gescheitelt, zweiseitig hinter die Ohren gekämmt, hinten in zwei Zöpfe geflochten, oft einen Kamm darin . . .“³⁾.

Dazu möge bemerkt werden, daß in der Gegenwart hie und da ein Behelf zu sehen ist, der ungefähr dem Zweck des Männerkammes entspricht. Im Sommer 1950 sah ich in Wien und in Feld am See, Kärnten, junge Burschen mit zurückgekämmten langen Haaren — in Wien „Schlurffrisur“ genannt —, die sie beim gebückten Arbeiten, Radfahren, Fußballspielen u. a. mit einem federnden Metallstreifen festhielten: dieser war in der Kopfrundung gebogen, etwa $\frac{1}{2}$ cm breit, reichte über den höchsten Punkt des Scheitels und endete beiderseits oberhalb des Felsenbeins.

Karl M. Klier.

[Im Vormärz dürfte der Männerkamm überhaupt noch nicht sehr selten gewesen sein. So erinnerte sich der Vater des Historikers Friedrich Meinecke, der von 1811 an Postdirektor in Salzwedel in der Altmark war, eines dortigen Originals, des alten Konrektors Löseners, mit den Worten: „Er steht so lebendig mir vor der Seele, mit seinen nach hinten zurückgekämmten Haaren, auf denen er früher einen breiten Kamm trug . . .“ (Friedrich Meinecke, Erlebtes. 1862—1901. Leipzig 1941, S. 20). Schmidt.]

¹⁾ Johanna v. Bischoff, Jugenderinnerungen 1816—1866, 4. Heft. Wien 1890, S. 8.

²⁾ Mitt. d. Anthropolog. Gesellschaft in Wien, Bd. 27, 1897, S. 128 f.

³⁾ Ethnolog. Mitt. aus Ungarn, Bd. 4, 1895, S. 201.

Hundemenschen und Hundekönig

Von Anton Avanzin

Heyl¹⁾ berichtet von einem in Fassa lebenden Grafen, der, halb Mensch, halb Hund, bellte, bevor er sprach.

Am bekanntesten ist die Sage von dem über Menschen als König (Fürst) gesetzten Hund aus dem Norden²⁾.

Die älteste Quelle ist hierfür die Chronik der Lejrekönige (nach 1140), in der die Sage ungefähr folgendermaßen lautet:

Der Schwedenkönig Adisl legte den Dänen Tribut auf und setzte einen kläffenden Hund als König über sie namens Rakke, den er über alle Maßen liebte. Als Rakke eines Tages unter seinen Kriegern saß, mit königlicher Bedienung geehrt, sah er, wie sich einige Hunde auf dem Fußboden balgten. Als er sie trennen wollte, damit sie sich keinen Schaden taten, sprang er vom Tische herab unter sie, wurde aber überwältigt und totgebissen.

Im 7. Buch von Saxos Dänischer Geschichte (zwischen 1202 und 1216) lautet die Geschichte ungefähr so: Um das überwundene Volk der Nordmänner mit einer unerhörten Schande zu bestrafen, setzte Gunnerus, Schwedens König, einen Hund als Fürsten über sie. Um das Maß voll zu machen, setzte er Jarle ein, die im Namen des Hundes sich um die Sache des Königs und Reiches kümmern sollten, und gab ihnen ein dauerndes Gehalt und eine feste Leibwache von Edelingen. Außerdem setzte er fest, daß, wenn jemand von des Hundes Hofmannen es außer acht ließ, seinem Fürsten Huldigung zu erweisen, und ihm ehrerbietig auf allen Streifzügen zu folgen, so sollte er zur Strafe gevierteilt werden.

Die drittälteste Quelle des Nordens ist Snorris Heimskringla (76), wo es heißt: König Eystein besiegte die Drontheimer und unterwarf sie. Er stellte sie vor die Wahl, zum König seinen Sklaven Tore Fakse oder seinen Hund Saurr zu nehmen. Sie zogen das letztere vor, richteten ihm einen Hochsitz ein und er saß auf einem Hügel wie ein König. Trotz des in ihn hineingezauberten Menschenverstandes mußte er zwei Worte bellen, ehe er eins sprechen konnte. Zum Verhängnis wurde ihm, daß Wölfe seine Herde angriffen. Er ging vom Hügel herab und fiel den Wölfen zum Opfer.

Schon die Alten erzählen von Völkern, die einen Hund zum König haben. So Plinius (*Naturalis Historia* 6, 35, 192) von den Äthiopiern. Einen Hundekönig bei den Äthiopiern erwähnen u. a. auch Plutarch (*De comunibus notitiis* c. 16, S. 1064) und Aelian (*De natura animalium* VII, 40). Aelian nennt als seinen Gewährsmann Hermippus, der seinerseits sich auf Aristakreon als Zeugen beruft³⁾.

¹⁾ J. A. Heyl, *Tiroler Volkssagen*. Brixen 1897. Nr. 135, S. 454.

²⁾ Lily Weiser-Aall, *En studie over sagnet om hundekongen* (Maal og Minne, 1933, S. 134 ff.).

³⁾ Weiser-Aall, a. a. O.

Bereits bei älteren Schriftstellern (s. Rohde, Der griechische Roman) begegnen Ἡμίκρονες im Κατάλογος γυναικῶν (3. Buch von Hesiod), im „Gefesselten Prometheus“ des Aischylos, Κρυοκέφαλοι Ἡμίκρονες später bei dem hellenistischen Dichter Simmias von Rhodus, bei Steph. Byz., bei Tzetzes Chil. VII, 693 ff. usw. „Für Ktesias und Megasthenes“, schreibt Rohde, „ist erwiesen, daß sie aus dem Munde persischer und indischer Berichterstatter geschöpft haben . . . Die bei Megasthenes erwähnten Hundeköpfe, Einmünder, Schattenfüßer usw. sind aus den Mahabharata und der Ramayana geschöpft.“

Bei Solinus, Collectanea rerum mirabilium⁴⁾, heißt es: „cyno cephalī et ipsi sunt e numero simiarum, in Aetioπiae partibus frequentissimi, violenti ad saltum, feri morsu, nunquam ita mansueti ut non sint magistabidi.“

Das Motiv von dem Hund als König über Menschen findet sich später in einem hebräischen Alexander-Roman, der auf ein unbekanntes arabisches Original vermutlich des 7. Jhd. n. Chr. zurückgeht und zur Gruppe der Pseudo-Kallisthenes-Berichte gehört⁷⁾.

Hier ist das Hundekönigmotiv mit einem Bericht von dem Männerkindbett folgendermaßen verbunden⁸⁾: Die Männer im Lande Jobilah oder Havilah müssen vier Monate das Bett hüten, nachdem ihre Ehefrauen ein Kind geboren haben . . . Alexander kam dorthin und bat den König des Landes zu sich. Aber der König lag im Bett, weil seine Ehefrau einen Sohn bekommen hatte, und durfte nicht aufstehen. An Stelle des Königs saß dessen auserwählter Hund auf dem Throne mit einem Dolmetscher an seiner Seite und zu ihm kamen die Leute, um seine Rechtsentscheidungen entgegen zu nehmen. Es war, wie der wochenbettlägerige König versicherte, eine Ehre für sein Königtum, daß der Hund auf dem Throne saß. Alexander bat, ob er den Hund besuchen könne, der an Stelle des Königs regierte. „Ich habe keine Erlaubnis“, sagte der König, „auszugehen, bevor die Zeit verflossen ist, und würde ich früher ausgehen, so würde das Volk einen anderen König an meiner Stelle wählen und mich vom Throne stoßen.“

Zur Frage, woher der hebräische Alexanderroman die Geschichte genommen habe, meint Weiser-Aall⁹⁾, daß sie über Äthiopien aus Nordindien und Südchina nach Osteuropa gekommen sei. Den antiken Berichten lägen vielleicht Volkssitten in Äthiopien zugrunde. Bei den Fazogl in Abessinien werde zu einer bestimmten Zeit des Jahres eine Art Karneval gefeiert. Vier Minister trügen den König auf einem Bett aus seinem Hause zu einem offenen Platz. Ein Hund werde an das Bett mit einer langen Schnur gebunden. Die ganze Bevölkerung sei um den Platz versammelt und werfe Speere und Steine auf den Hund, bis er tot sei. Darnach werde der König wieder in sein Haus getragen.

Dafür, daß ein Hund im alten Äthiopien an der Königswürde teilnahm, sind auch ein Beweis Darstellungen auf den Pyramiden von Meroe, wo ein Hund unter dem Throne des Königs in großem Maßstabe abgebildet ist, während sonst alles außer dem König in kleinerem Maß-

⁴⁾ Herausgegeben von Theodor Mommsen, S. 143, 13 ff.

⁵⁾ Vgl. Pfeiffers Germania, Bd. I, S. 461.

⁷⁾ Moritz Gaster, Hebrew Romance of Alexander (Journal of the Royal Asiatic Society, 1897, S. 490 ff.).

⁸⁾ Siehe Weiser-Aall, a. a. O.

⁹⁾ Weiser-Aall, a. a. O.

stab dargestellt ist. So scheint die antike Vorstellung von dem Hundekönig nicht nur eine Fabel zu sein. Von den römischen Schriftstellern hat nach Weiser-Aall, a. a. O., Adam v. Bremen diese Sage übernommen und im nördlichen Finnland lokalisiert.

An weiteren Vorkommen der Sage von den Hundemenschen ist folgendes zu erwähnen:

Nach dem Lucidarius¹⁰⁾ „in dem selben lande (sc. in einer Gegend von India) ist einerhande lút die celent similiche büch zú menschen, in ist die versine fur gekeret, die zehin hinder., si hant athe cehin an den füzen, sezcehin an den henden. in ist daz houbet vasschaffen nach den hunden, den die clawen sint groz unde crumb. Die vassint sich mit den ruhen hüten die sie den tieren abe geciehent, unde so sie sprechin wellint, so bellent sie alse die hunde. daz heizen wir hunthöbete . . .“ (13. Jhdt.)

In der Einleitung zu seiner Ausgabe des Herzog Ernst zitiert Karl Bartsch folgende Erwähnungen von Leuten mit Hundsköpfen: Konrads Rolandslied 97, 10.

Ulrichs v. Eschenbachs Alexander, wo es auf Bl. 153 b der Stuttgarter Handschrift⁵⁾ heißt:

nu ist uns alsô geseit	swenne sie zwei wort getunt,
daz der furste unvorzeit	daz dritte bellent als ein hunt.
in ein ander lant bequam,	ais trügen sie ouch houbit.
da er ein volk inne vernam,	swer des nicht geloubit,
seltaene ist ir geverte.	dise rede er besüche
ich hân ir leben vor herte:	in herzogen Ernstes buche.

Bartsch fügt hinzu, daß Leute mit Hundsköpfen in keiner der ihm bekannten Bearbeitungen des Herzog Ernst vorkämen, was von dem Schreiber dieses Aufsatzes nachkontrolliert wurde.

Weitere Vorkommen von Erwähnungen hundeköpfiger Menschen sind nach Bartsch: Ein böhmisches Volksbuch (Feifalik, S. 9), des Ratramnus (840—870) Epistola ad Rimbertum, Genesis und Exodus, wo es heißt, daß Töchter Adams, die von verbotenen Wurzeln aßen, hundsköpfige Kinder geboren hätten (eine Sage, deren u. a. Wolfram in Parzival gedenkt), Rudolfs v. Ems Weltchronik, Heinrich v. Neuenstadt: Konrad v. Megenberg, Brandanus . . .

Es gibt auch zwei kynokephale Heilige: Es ist der hl. Christianus in der koptischen Bartholomäuslegende (s. das Ursprungsland der Sage!) und der hl. Christophorus. Darüber handelt Zwierzina, Die Legenden der Märtyrer vom unzerstörbaren Leben, S. 130 ff. Darnach ist die Christophoruslegende direkt aus der Christianusepisode der Bartholomäusakten herausgesponnen. Christianus, der dem Bartholomäus zu Hilfe gesandte Begleiter, eigentlich der Verfluchte genannt, hat das Gesicht eines Hundes und muß ähnlich wie die Berserker mit einer Decke zugedeckt werden, damit er nicht töte und zerstöre. Vor der Stadt der Parther, wo Bartholomäus und Andreas predigen wollen, stürzt sich das Volk bewaffnet auf die Heiligen und wilde Tiere werden auf sie losgelassen. Da entblößt Christianus sein Antlitz, erhält seine frühere Wildheit wieder und erschlägt die Bestien, die er zerreißt und frisst.

Ähnlicher Art müssen auch die von Paulus Diakonus I, 11 ff. erwähnten Hundemenschen gewesen sein. Die Langobarden suchten durch Schilderung von Menschen mit Hundeköpfen die sich ihnen beim Aus-

¹⁰⁾ Ed. Heidlauf = Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. XXVIII, S. 11.

zug aus dem Ostseegebiet entgegenstellenden Assipiter zu schrecken. Die Hundemenschen, sagten die Langobarden weiter, kämpfen mit großer Hartnäckigkeit, trinken der erschlagenen Feinde Blut, und wenn solches mangelt, ihr eigenes. Aus dem germanischen Bereich sei noch auf den eddischen Namen Hunding hingewiesen.

Im 16. Jahrhundert errang sich die Reisebeschreibung eines schwindelhaften Ritters Montevilla oder Mandeville ungeheure Beliebtheit und Verbreitung, was besonders daraus hervorgeht, daß sprichwörtliche Redensarten des heutigen Tages sich aus diesem Buche herleiten. Nach Bordhardt-Wustmann, „Die sprichwörtlichen Redensarten“, sagt man von einem Eingebildeten: Er denkt, daß der große Hund sein Pate war, derweile ist es Bettelmanns Spitz. Und Stelzhamers Gedicht „Nur halb-berst so viel“ beginnt: „Wann i halb soviel war. Wie der moant, daß ar is“, War i mehr als der Papst Und der Kini z' Paris. Geld hätt i zwia Mist, Da graoß Hund war mein Göth, Und dö andern kloan'n Sehät und achtat i nôt.“⁶⁾

Montevilla hat der Metzger Domherr Otto v. Demeringen 150, ins Deutsche übersetzt, herausgegeben. In diesem Buche findet sich nun der Satz:

„Der in ritter oder herrschaft wise ziehen will, der sol farn in des keisers von Persien land, darnoch in des großen hunds land vnd yn priester johans land.“ Der Verfasser hat mit dem ihm vorliegenden Text in schrankenloser Willkür geschaltet, beinahe kein Orts- oder Personennamen ist unverkrüppelt geblieben und diese Mißhandlung hat häufig den höchsten Unsinn verursacht. U. a. ist der große Chan zum Hund geworden, zu lat. canis gestellt¹¹⁾.

Auch slawische Kynocephalen gibt es. Slowenisch heißt der Kynocephale Pesjoglavec. Bei Hackmann¹²⁾ ist zu lesen: Bei Rohitsch lebte ein menschenfressender Pesjoglavec. Er war einäugig, von der Brust abwärts völlig behaart und hauste in einer Waldhöhle, Sieben Brüder dringen in seine Höhle, sehen da einen Trog und, darin festgeklemmt, ein Schlachtmesser mit aufwärts gerichteter Spitze. Der Pesjoglavec erscheint, packt drei von den Brüdern und läßt ihr Blut in den Trog rinnen, worauf er es schlürft. Die übrigen stoßen ihn von rückwärts auf das aufgerichtete Messer, so daß er sich das Auge aussticht. Auch die Flucht des Widders wird, ähnlich wie in der Odyssee, in slawischen Varianten berichtet.

Graber erwähnt in seinen „Sagen aus Kärnten“ Hundsköpfe¹³⁾: „Nach dem ersten der gebrachten Stücke wurde eine aus türkischer Gefangenschaft fliehende Frau an der Donau von Hundsköpfen verfolgt, nach der zweiten wurde ein Knabe von ihnen gefangen und lange Zeit hindurch gemästet. Es gelang ihm jedoch im letzten Augenblicke noch, über die Grenze ihres Reiches, einen Wasserlauf, zu entkommen. Sie werden als zweibeinig geschildert mit einem einzigen Auge mitten in der Stirne. Bevor sie sprechen, lassen sie wie in der Tiroler und den nordischen Überlieferungen zuerst ein Bellen hören.“

Zusammenfassung: Obwohl Ulrich v. Eschenbach in seinem Alexander (s. oben!) als Quelle für seine Nachricht von teils redenden, teils

⁶⁾ Aus da Hoamat, II/7, S. 28 ff.

¹¹⁾ Josef Görres, Die deutschen Volksbücher, S. 68.

¹²⁾ Hackmann, Die Polyphemsgage in der Volksüberlieferung, Nr. 55, S. 54 f.

¹³⁾ Georg Graber, Sagen aus Kärnten, Leipzig 1912, S. 296 ff.

bellenden Hunden den Herzog Ernst angibt, kommt doch derartiges in keiner der bekannten Fassungen dieses vor. Jedoch kommen Menschen, die nicht sprechen, sondern wie Hunde bellen, nach Zacher (Pseudokallisthenes, Hs. A., s. a. a. O. S. 137) in dem Brief Alexanders an Aristoteles vor. In einer hebräischen Fassung des Pseudokallisthenes redet der Hundekönig wie ein Mensch. Aber der Zug, daß Hundemenschen krampfhaft sich zusammennehmen, um die Hundenatur zurückzudämmen und auf Grund der menschlichen reden zu können, der sich in der Heimskringla von Snorri Sturluson (13. Jhdt.), bei Ulrich v. Eschenbach (13. Jhdt.), in der Tiroler und in der Kärntner Sage findet, ist keiner der bekannten Fassungen des Pseudokallisthenes, der allein die Überlieferung von den fabulos ausgeschmückten Taten nach Osten und Westen fortgepflanzt hat, eigen, muß aber doch, auf den Pseudokallisthenes fußend, auf eine gemeinsame Grundlage zurückgehen¹⁾.

¹⁾ Eine Monographie über die Volksüberlieferungen von den Hundeköpfigen im südostalpenländischen Grenzgebiet wird von Leopold Kretzenbacher in Graz vorbereitet. Schdt.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

1. Vorläufige Ordnung und Gliederung des Archivs

Von Leopold Schmidt

Da das Archiv aus verschiedenen Bestandteilen entsteht und zu verschiedenen Benutzungszwecken dienen soll, mußte von Anfang an eine gewisse Ordnung des Materials angestrebt und eine vorläufige Gliederung festgelegt werden. Das Archiv besteht hauptsächlich aus drei verschiedenen Stoffgruppen und erwirbt dauernd für diese neue Bestände. Es sind dies zunächst Handschriften (H) aller Art, vor allem Niederschriften von Sammlern, Schüleraufzeichnungen u. ä., dann Umfragen (U), also die rücklaufenden Fragebogen bei den jeweiligen Befragungen, und schließlich Zeitungsausschnitte (Z). Das Archiv ist dadurch im wesentlichen als Beobachtungsstelle gekennzeichnet, die Gegenwartsmaterial sammelt.

(H) Handschriften: Ein gewisser Stock an derartigen Handschriften war bereits in der Handschriftensammlung des Museums vorhanden, zum Teil auf Inventarnummern der Hauptsammlung, zum Teil auf Signaturen der Bibliothek untergebracht. Die Auflösung verschiedener Forschungsstellen haben neues Material dazugebracht, unter anderem den handschriftlichen Nachlaß des großen burgenländischen Sammlers Johann R. Bünker. Diese erste Gruppe von Archivmaterial kann kaum planmäßig vermehrt werden, sondern ist auf den Anfall aus Nachlässen, auf Widmungen und verwandte Erwerbungen angewiesen. Als Originalmaterial, das meist vom Gesichtspunkt einer bestimmten Sammlerpersönlichkeit geschaffen oder erworben wurde, hat es seinen ganz besonderen Wert, ohne für flächenhafte Ermittlungen stärker herangezogen werden zu können.

(U) Umfragen: Im Gegensatz zu (H) dienen die Befragungen, die das Archiv als seine Haupttätigkeit durchführt, vor allem den flächenhaften Erhebungen. Es werden dabei entweder bereits bekannte Sachgruppen überprüft, oder neue auf größeren oder kleineren Strecken aufgenommen. Bei Überprüfungen genügt meist die Befragung der Heimatmuseen und eventuell die Heranziehung bereits bewährter Gewährsmänner. Dazu sind im ganzen Bundesgebiet etwa 300 Umfragen erforderlich. Bei Neuerhebungen werden meist zunächst kleinere Gebiete abgefragt, wobei alle Schulorte des Gebietes herangezogen werden. Da die Schulleitungen unmittelbar befragt werden, fällt das Ergebnis jeweils nach dem freiwillig geleisteten Antwortpensum des betreffenden Schulleiters verschieden aus. Der Kontrolle halber werden die angeschriebenen Schulorte bezirksweise listenmäßig festgehalten und bei Rücklauf der Umfragen abgestrichen. Das Datum des Rücklaufes ist dabei besonders aufschlußreich: Die ersten Antworten sind meist ebenso schlecht wie die letzten. Nur jene Schulleiter, die sich

etwas Zeit lassen, um in ihrem Ort oder bei ihren Schülern tatsächlich Erhebungen anzustellen, bringen gute Ergebnisse bei. Bei großen Umfragen, die periodisch ganze Bundesländer erfassen, wie beispielsweise beim Atlas der burgenländischen Volkskunde, wird der Rücklauf über die Bezirksschulinspektoren geleitet, was zur Intensivierung der Bearbeitung beiträgt. Das eingelaufene Material wird befragungsweise beisammengehalten. Innerhalb der einzelnen Befragungsergebnisse wird die ortsmäßige Anordnung nach dem Amtlichen Ortsverzeichnis eingehalten. Für die künftige Aufschließung ist die Anlage eines eigenen Ortskataloges vorgesehen, der seinerseits mit den anderen Ortskatalogen des Museums (Hauptsammlung, Bibliothek, Photothek) korrespondieren soll.

(Z) **Zeitungsausschnitte:** Das verhältnismäßig bequem und billig zu beschaffende Material der Zeitungen wird bisher noch zu wenig ausgenutzt. Wohl ist auch an unserem Museum schon früher gesammelt worden, doch erinnere ich mich mit Mißvergnügen, wie die Ausschnitte beliebig in eine Tischlade geschoben und dort vergessen wurden. Erst nach dem zweiten Weltkrieg wurde das Material vermehrt und allmählich zu ordnen begonnen. Eine durch die Österreichische Nationalbibliothek vermittelte Spende aus der großen Ausschnittsammlung des Volksglaubensforschers Dr. E. M. Kronfeld brachte Material aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, wodurch eine gute zeitliche Vertiefung erzielt werden konnte. Gegenwartsmaterial wird besonders durch Spenden des Amtsrates Leo Schreiner eingebracht, abgesehen vom regelmäßigen Ausschnittedienst, den die Museumsbeamten selbst durchführen. Das Material wurde von Dr. Kundgraber nach dem System der Bibliographie der österreichischen Volkskunde, wie sie im Museum laufend geführt wird, angeordnet. Besonders durch diese Anordnung ist dieser Teil des Archives trotz seines mengenmäßig noch geringen Umfanges heute eigentlich der brauchbarste, der für die Beobachtung des Volkslebens in der unmittelbaren Gegenwart viel aussagt.

Die einzelnen Teile des Archives waren bisher getrennt verwahrt. Der im Jahr 1956 erfolgte Umbau des Museumsgebäudes hat nunmehr die Möglichkeit der gemeinsamen Aufstellung geschaffen, ein eigener Teil der neuen Bibliotheksräume wird also künftighin der Aufbewahrung der Archivbestände dienen. Dort wird auch Platz für die entsprechenden Kartotheken und die dringend erforderlichen Kartenladen geschaffen werden. Dadurch wird das in dauerndem Wachstum begriffene Archiv zu einem selbständig zu bearbeitenden und benützbaren eigenen Glied des Museums heranwachsen, das freilich in absehbarer Zeit auch von einer eigenen geschulten Kraft wird verwaltet werden müssen.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1955/56

Am 23. März 1956 fand die Jahreshauptversammlung des Vereines statt. Der Jahresbericht des Vereines verwies auf die bedeutenden Subventionen des Bundesministeriums für Unterricht, einzelner Bundesländer und der Stadt Wien, die vermittelnde Hilfe des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs und die stattliche Widmung der Creditanstalt, die sich alle zum 60. Vereinsjahr sehr erfreulich eingestellt haben. In diesem Jahr wurden im Wintersemester wieder 4 Vorträge gehalten (Prof. Schmidt, Dr. Norbert Riedl, Dr. Hans Aurenhammer und Dr. Adolf Mais), und die festliche Sonderschrift „Masken in Mitteleuropa“ konnte vorgelegt werden. Die Zeitschrift erschien im 9. Jahrgang der Neuen Serie letztmalig im Österreichischen Bundesverlag, der 10. Jahrgang, den nun wieder der Verein im Selbstverlag herausgibt, mußte auf eine neue materielle Basis gestellt werden. Der Präsident Prof. Dr. Pittioni betonte bei dieser Gelegenheit die Wichtigkeit, von privater Seite für diese Vereinszwecke namhafte Beträge hereinzubringen.

Der Tätigkeitsbericht des Museums betonte, daß nach wie vor der Finanzhaushalt auf den normalen wie auf den außerordentlichen Subventionen des Bundesministeriums für Unterricht beruhe. Zusammen mit stattlichen Spenden von Firmen und Privatpersonen sowie verschiedenen kleineren Einnahmen haben diese Subventionen nicht nur die Weiterführung des normalen Museumsbetriebes ermöglicht, sondern auch das Erscheinen der „Veröffentlichungen“ des Museums, die bereits beim VIII. Band angelangt sind. Die Gemeinde Wien hat wieder für die Erhaltung des Museumsgebäudes gesorgt, dieses Jahr freilich hauptsächlich durch die Pölung und Sperrung der Obergeschoßräume, also die Vorbereitung auf die Bauarbeiten des Jahres 1956. An personellen Daten war besonders zu berichten, daß der Leiter des Museums 1954 und erstes Viertel 1955 gleichzeitig kommissarischer Leiter des Museums für Völkerkunde war. Der Aufseher Autolny wurde zum Technischen Official befördert. Der Stand der Hauptsammlung betrug 50.622 Inv.-Nummen, was einen Zuwachs von 262 Objekten bedeutet. Von den Neuerwerbungen wurden 54 Objekte allein durch Frau Elfriede Lies in Salzburg aufgebracht. 145 Objekte waren Widmungen, und zwar von Amtsrat Leo Schreiner, Frau E. v. Tasch, Oberstaatsbibl. Dr. Galvagni, Fr. H. Kratochwill, Dr. M. Kundgraber, Fr. D. Steigel, Fr. E. Krauskassegg, Gen.-Konsul Kraus, Fr. M. Röttinger, Prof. Dr. R. Pittioni, Fr. M. Zagler, O. Lienhart, Fr. E. Lies, H. Teller, Prof. L. Schmid, Prof. Dr. L. Schmidt, Dir. A. Dittrich, Dr. Fr. Fahringer, Fr. H. Uccisic, Fr. K. Graf, A. Wenzel, Reg.-Rat A. Riedl, Fr. Dr. A. Nidetzky, Prof. K. M. Klier, Prof. I. Peter, Fr. Hölzl, Dr. A. Mais, H. Tippl, Arch. H. Sußmann, Fr. V. Schletzer und ungenannten Spendern. Eine Anzahl von Erwerbungen steht besonders mit der Tätigkeit des Archives der österreichischen Volkskunde am Museum in Zusammenhang, insbeson-

dere die schöne Serie von Säekörben und Säeschaffen. Von besonderer Bedeutung war ferner die Vorbereitung des Ankaufes der Sammlung von Hinterglasbild-Rissen bei Ing. Dr. Fritz Fahringer. Bei den Ankäufen sowohl des Museums selbst wie besonders des Bundesministeriums für Unterricht (Kunstförderung) handelt es sich schließlich in besonderem Ausmaße um Werke der modernen bildenden Kunst Österreichs, die motivlich für die Volkskunde in Betracht kommen. Unter diesen Ankäufen ist besonders der einer Serie von 78 Zeichnungen von Milly Niedenführ zur Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels zu erwähnen, die unsere diesbezüglichen Objektsammlungen in wünschenswertester Weise ergänzen.

Die Sammlung konnte 1955 ausstellungsmäßig kaum bearbeitet werden, nur im Garten wurden zwei Bienenstände für die bemalten Stöcke und eine Wand für Totenbretter angebracht. Von Ausstellungen konnte nur eine, allerdings stark besuchte, Krippenausstellung im Dezember geboten werden. Die Beteiligung an fremden Ausstellungen dagegen war bedeutend, so an der Europäischen Theaterausstellung im Künstlerhaus, an der Adam-Mickiewicz-Ausstellung in der Staatsdruckerei, an der Bienenstockstirn Bretter-Ausstellung im Ethnographischen Museum in Laibach. Im Städtischen Museum St. Pölten stellten wir eine ganze Krippenausstellung aus eigenen Beständen auf. Besonderer Wert wurde wieder auf die Katalogisierungstätigkeit gelegt, Frau Lies arbeitete in den Wintermonaten am Ortskatalog der Photothek, der Ortskatalog der Bibliothek wurde durch Dr. Kundgraber abgeschlossen. Das Archiv der österreichischen Volkskunde setzte seine Säekorb-Säeschaff-Umfrage mit 700 Fragebogen fort, ein großer Teil der sommerlichen Aufnahmearbeit des Museumsleiters war dieser Tätigkeit gewidmet. Ferner wurden Kontrollbefragungen für den Atlas der burgenländischen Volkskunde durchgeführt und eine Umfrage über das Sternsingen mit 300 Fragebogen eingeleitet. Die Archivarbeit wurde 1955 besonders dadurch gefördert, daß die Burgenländische Landesregierung mehrere Monate hindurch die Entlohnung von Dr. Norbert Riedl ermöglichte, der vor allem die Einläufe für den Atlas der burgenländischen Volkskunde aufarbeitete.

Von der Buchreihe der „Veröffentlichungen“ des Museums erschienen im Jahr 1955 die Bände VI (Kriss) und VII (Spieß), der Band VIII (Aurenhammer) wurde vorbereitet. Außer den museumseigenen Veröffentlichungen erschien Schmidt und Riedl, Die J.-R.-Bünker-Sammlung zur Sachvolkskunde des mittleren Burgenlandes (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 6), Eisenstadt 1955, worin die Bünkersammlung des Museums dargestellt und in Abbildungen erläutert ist.

Der Gesamtbestand der Bibliothek betrug am Ende des Jahres 1955 12.349 Nummern, also 909 Nummern Zuwachs, von denen 263 Nummern Widmungen darstellen (Prof. Schmidt, Nachlaß Prof. Bleichsteiner, Amerikahaus, Prof. Pittioni, Prof. Gugitz, Prof. Haberlandt). Die Bibliothek führt zur Zeit 182 laufende Zeitschriften. Der Stand der Photothek hat sich sehr vermehrt, doch konnte nur ein Teil des Zuwachses eingetragen werden. Es waren am Ende des Jahres 6963 Negative, 13.362 Positive und 3435 Diapositive. Die Positivsammlung wird nunmehr nummernmäßig geordnet und jedes Bild auf ein eigenes Kartonblatt aufgezogen. Erst nach Beendigung dieser Arbeit und der damit verbundenen Katalogisierung wird die Photothek als die dritt-wichtigste Sammlung des Hauses ihre gebührende Stellung einnehmen.

Prof. Schmidt beteiligte sich am Internationalen Volkskunde-Kongreß in Arnhem (siehe oben Bd. X, S. 58 ff.), an der Eröffnung des Tiroler Museums für bäuerliche Arbeitsgeräte in Lienz (oben Bd. IX, S. 161) und führte wie alljährlich den Vorsitz bei der Sitzung der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde am Burgenländischen Landesmuseum. Dr. Adolf Mais besuchte auf einer Studienreise die Museen Rumäniens¹⁾. Dr. Kundgraber war bei der Eröffnung des neuen Heimatmuseums in Asparn an der Zaya anwesend (siehe oben Bd. IX, S. 160 f.). Die Beamten des Museums sprachen in zahlreichen Veranstaltungen und vermittelten in den Führungen die Bildungswerte des Museums.

Anschließend an die Jahreshauptversammlung sprach Dr. Adolf Mais über die volkskundlichen Sammlungen Rumäniens 1956 und zeigte dabei zahlreiche eigene Lichtbilder. Leopold Schmidt.

Volkskundliche Arbeitsgemeinschaft des Ostalpenraumes

Es wurde hier (ÖZV X, 66) schon angekündigt, daß sich Vertreter der wissenschaftlichen Volkskunde aus Österreich, Jugoslawien und Italien zu Laibach trafen, um über gemeinsam interessierende Fragen der Ostalpenvolkskunde zu verhandeln und allenfalls eine Intensivierung der gegenseitigen Wissenschaftshilfe in die Wege zu leiten. Bewußt blieb die Einladung des „Inštitut za narodopisje“ (Institut für Volkskunde) an der „Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste“ auf einen ganz kleinen Kreis von Forschern beschränkt, die an sich schon seit Jahren im schriftlichen oder mündlichen Gedankenaustausch über Ostalpen-, genauer genommen: Südostalpenthemata stehen bzw. ihre diesen Raum betreffenden Studien in den Fachzeitschriften dieser drei Länder publizierten. So nahmen von österreichischer Seite Prof. Oskar Moser, Klagenfurt, und Univ.-Prof. Leopold Kretzenbacher, Graz, teil, die je über ein Thema der Sagen bzw. Legenden des österreichisch-slowenisch-friulanisch-italienischen Raumes auf vergleichender Basis sprachen. Ähnlich von friulanischer Seite Doktor Gaetano Perusini, Udine, und die italienischen Gäste Univ.-Prof. Giuseppe Vidossi, Turin, und Univ.-Prof. Evel Gasperini, Venedig. Prof. Ivan Grafenauer, der verdienstvolle Gründer und zielbewußte Leiter des einladenden Institutes trug, wie seine beiden Mitarbeiter Dr. Milko Matičetov und Prof. Niko Kuret, in deutscher bzw. italienischer Sprache (beide waren gleichberechtigte Verhandlungssprachen) über Fragen von Volksglaube und Brauch vor. Als Beobachter nahmen unter den Gästen noch Prof. Robert Wildhaber, Basel, für die Schweizer Rätomanen, und Univ.-Prof. Milovan Gavazzi, Agram, für das benachbarte Kroatien teil. Den Ring der Teilnehmer schlossen Univ.-Doz. Vilko Novak, der neuernannte Volkskundler der Universität Laibach, Direktor Boris Orel, der Vorstand des Ethnographischen Museums der Stadt und Dr. Valens Vodusek, der Leiter des Institutes für Musik-Folklore in Laibach mit den Mitarbeitern, und einige Kollegen anderer Fächer von der Universität, den Archiven und Akademieinstituten.

¹⁾ Vgl. dazu die beiden Berichte: Adolf Mais, Geschichtlicher Überblick über die volkskundlichen Sammlungen in Rumänien (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. 5, Wien 1956, Heft 3/4, S. 49 ff.). — Adolf Mais, Volkskundliche Museen in Rumänien (Rumänien heute, Bd. 5, Wien 1956, Heft 3, S. 4 f., mit 5 Abb.).

Die Veranstaltung (26. bis 28. April 1956), die nicht zuletzt wegen der nicht zu überbietenden Gastfreundlichkeit der Slowenischen Akademie allen in bester Erinnerung bleiben wird, stand überhaupt unter einem guten Stern. Inmitten eines Hexenkessels nationaler Überspitzheiten und Ressentimente war eine vornehme Zusammenarbeit von Wissenschaftlern möglich, die volkskundliche Probleme ihrer gemeinsamen Heimat im Südostalpenraume auf übernationaler Basis mit gegenseitiger Hilfeleistung durch Wissensvermittlung, Literaturbeschaffung, Bild- und Erfahrungsaustausch fortzusetzen gedenken. Die relativ kleine Anzahl von Teilnehmern ließ ein intensives Arbeitstempo aufkommen, das über den vorgesehenen Rahmen hinaus zu Fragen vorstoßen konnte, die ein stärkeres Heranziehen der kartographischen Methode erfordern und für Einzelthemen den Beschluß ergab, sie nun auch bei den Nachbarlandschaften zu erarbeiten, um die Lage eines Problems im gesamten ostalpinen Kulturraume einschließlich seiner pannonischen und istranisch-mediterranen Randzonen zu erkennen. Zum andern gab es keinen (viele Kongresse lähmenden) Methodenstreit, da es sich grundsätzlich nur um die tendenzfreie wissenschaftliche Erforschung (nicht um „angewandte“ Volkskunde) handelte und innerhalb des weiten Fachgebietes lediglich um die den Aufgaben des Akademie-Institutes zukommende Seite der „Folkloristik“, also der Erforschung von Sitte und Brauch, Volksglaube und Volksdichtung im weitesten Sinne. (Die Belange der „Realienkunde“ leistet in Slowenien wie in ganz Jugoslawien das Ethnographische Museum; die Lehrtätigkeit wird von der Universitätslehrkanzel für Ethnologie ausgeübt, die allerdings südslawische bzw. gesamteuropäische Volkskunde nur im Rahmen der allgemeinen Ethnologie zu lehren verpflichtet ist, was sich für die eigentliche Volkskunde nicht von Nutzen erweist.)

Da die Slowenische Akademie alle Vorträge der Tagung in extenso in deutscher bzw. italienischer Sprache mit slowenischen Zusammenfassungen noch 1956 herauszubringen gedenkt und wir in der ÖZV 1957 mit einer Rezension rechnen dürfen, erübrigt sich ein Eingehen auf die Themenfülle.

Deutlich zeichnet sich die immer dringender werdende Notwendigkeit ab, neben dem wachsenden slowenischen Institute auch in Italien ein solches „Archiv für Volkskunde“ mit dem Schwerpunkte auf den geistigen Überlieferungen (Erzählarchiv usw.) zu gründen, wie dies für die österreichische Volkskunde, deren ausgezeichneten Ruf von den slawischen wie von den romanischen Kollegen anerkannt wurde, im Museum für Volkskunde in Wien schon im Aufbau begriffen ist und auch im Steirischen Volkskundemuseum zu Graz, hervorwachsend aus der Unger-Theiß-Collection, weit gedieh.

Die Initiative des Slowenischen Instituts für Volkskunde ist durchaus zu begrüßen. Der verheißungsvolle Anfang ist gemacht. Andererseits muß auch der verhängnisvolle Grundsatz „Slavica non leguntur“ bald endgültig der Vergangenheit mit ihren Beschränktheiten und Vorurteilen angehören, soll unsere Wissenschaft sich ihrer Gegenwartsaufgaben bewußt werden und soll vor allem auch die österreichische Volkskunde ihrer großen traditionellen Aufgabe der Kultur- und Volksforschung im Bereiche der west-östlichen Oszillationssphäre der Kulturerscheinungen wahren können. Schon deswegen wird es weiter solche Tagungen des Treffens von Fachleuten der Südostalpenländer geben müssen, wie dies nicht zuletzt auch auf der die Arbeitstagung beschließenden Exkursion nach Oberkrain (Bischoflack, Vrba, Veldes) einmütig beschlossen wurde.

Leopold Kretzenbacher.

Schweizerische Volkskunde-Tagung 1956

Vom 5. bis zum 7. Mai dieses Jahres hielt die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde ihre 59. Jahresversammlung in St. Gallen ab. Durch die gütigerweise gewährte Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht war es dem Gefertigten möglich, an dieser wichtigen Tagung mit ihren schönen Veranstaltungen teilnehmen und den österreichischen Verein für Volkskunde vertreten zu können. Die wohlgeplante Tagung begann mit einer Besichtigung von Klosterkirche und Stiftsbibliothek von St. Gallen und mit der Eröffnung zweier zusammengehöriger Ausstellungen in den beiden maßgebenden Museen von St. Gallen. Der Kunstverein St. Gallen zeigte im „Alten Museum“ die schöne Ausstellung „Appenzellische und Toggenburgische Bauernmalerei“, die von ausgezeichneten Fachleuten gestaltet und von einer großen Zahl öffentlicher und privater Leihgeber mit Zeugnissen aus allen Stadien dieser in mancher Hinsicht einzigartigen „Senntummalerei“ beschiedt worden war. Die Ausstellungsgestalter Walter Burger und Arnold Hartmann legten zusammen mit R. Hanhart den ausführlichen, reich bebilderten Katalog (mit 24 Abb.) über 203 Nummern vor. Von den Eröffnungsansprachen war besonders die des Sammlers Christoph Bernoulli aufschlußreich, der ja 1941 mit Erwin Burckhardt zusammen das Buch „Appenzeller Bauernmaler“ herausgegeben hat. Das „Neue Museum“, also das Historische Museum, das über sehr reiche volkskundliche Bestände verfügt, zeigte die von seinem Direktor Albert Edelmann eingerichtete Ausstellung „Bäuerlicher Zierat“ auf Volkskunstgegenständen aus Appenzell und Toggenburg, wo außer der Senntumskunst auch Tracht, Möbelmalerei usw. zu sehen war, zur besonderen Freude auch die Hochzeitstruhe des „Armen Mannes“ Ulrich Bräker, als Leihgabe von Prof. Georg Thürer. Die Ausstellungen vermitteln zusammen mit den Sammlungen des Historischen Museums einen lebhaften Eindruck von der Besonderheit der ostschweizerischen Volkskultur, die man durchaus nicht so ohne weiteres mit der deutschen und der österreichischen Volkskultur im Bodenseegebiet gleichsetzen darf, ungeachtet der alemannischen Sprachgemeinschaft rund um das „Schwäbische Meer“. Beim offiziellen Abendessen dieses Tages wurde der lebhaft interessierten Gesellschaft ein Schmalfilm gezeigt, den Dr. W. Egloff-Bodmer über das „Hornussen“ gedreht hat.

Der Sonntag brachte nach der Hauptversammlung im „Schützengarten“ den sehr aufschlußreichen und anregenden Vortrag von Dir. Dr. Georg Schmidt „Malende Bauern und Handwerker im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Soziologie der Malerei“, der vom kunstwissenschaftlichen Standpunkt die Appenzeller Senntum-Malerei mit den „Primitiven“ der verschiedensten Zeiten, nicht zuletzt mit den „Peintres naïfs“ in Verbindung brachte, die in ihrer amerikanischen Spielform in den letzten Jahren ja durch mehrere gute Ausstellungen auch in Europa bekanntgemacht wurden.

Nachmittag fuhr die Gesellschaft nach Bregenz, womit die Aufgabe der österreichischen, besonders der Vorarlberger Volkskunde begann. Eine Stadtführung durch Prof. Wolfgang Rusch zeigte die sehenswerten Teile der Bregenzer Altstadt, ein gemeinsames Abendessen im „Löwen“ brachte die schweizerischen Gäste mit den Vorarlberger Persönlichkeiten in Verbindung. Prof. Dr. Karl Ilg hielt danach einen instruktiven Lichtbildervortrag „Volk und Volkskunde Vorarlbergs in Vergangenheit und Gegenwart“, für den ihm der um die Gestaltung der Tagung so sehr bemühte Obmann Prof. Dr. Karl Meuli dankte.



Der Vortrag bedeutete gleichzeitig die Vorbereitung für die Montag-Exkursion, welche die Gesellschaft in den Bregenzerwald führte. Dr. Elmar Vonbank hatte die Gesellschaft ja nicht in das von ihm zur Neuaufstellung vorbereitete Vorarlberger Landesmuseum führen können, das künftighin eine eigene Abteilung „Volkskunde“ zeigen wird. So mußten dafür die Heimatmuseen des Bregenzerwaldes entschädigen, von denen das kleine in Egg und das größere in Schwarzenberg besucht wurden. Der hübsche kleine, von Dr. Vonbank verfaßte Führer „Heimatmuseum Egg“ (Bregenz o. J., 8 Seiten) wurde dabei freundlicherweise zur Verteilung gebracht. Die Autobus-Exkursion gab durch diese Museumsbesuche wie durch die landschaftskundige Führung von Prof. Ilg einen gediegenen Einblick in die Volkskultur des Bregenzerwaldes, der sicherlich auch für die Schweizer Besucher von Nutzen war.

Die Exkursionsteilnehmer verließen am Montagabend wieder Österreich, und wir hoffen, daß sie die Begegnung mit unserer Volkskunde ebenso als eine Bereicherung empfunden haben wie wir den auf ihrer Jahresversammlung eröffneten Einblick in Teilgebiete der schweizerischen Volkskunst als einen wesentlichen Ertrag ansehen. Das Bodenseegebiet wird gern von vielen Seiten als eine Art Einheit angesehen. Ein Zeugnis dafür ist beispielsweise die soeben erscheinende „Geschichte des Bodenseeraumes“, dessen 1. Band „Anfänge und frühe Größe“ von Otto Feger stammt (Lindau und Konstanz, Jan Thorbecke Verlag 1956). Das gewaltige und vielgestaltige Gebiet war und ist aber eigentlich nie eine Einheit gewesen, es gab nur mehrmals große vereinheitlichende Schichten und Strebungen, die ihre tiefgehenden Spuren hinterlassen haben, jedoch in keiner Weise die zahlreichen Unterschiede verwischen konnten, die sich immer wieder ergaben und auch heute ergeben. Man spürt sie besonders stark, wenn man rasch nacheinander, wie es der Referent tun konnte, schweizerische, österreichische und deutsche Teile des Gebietes berührt. Schon die Einblicke in die landschaftlichen Museen, von denen außer den schon genannten noch das reichhaltige Stadtmuseum von Lindau (das auch eine eigene Abteilung Volkskunde besitzt) besucht werden konnte, tun dies eindeutig kund. Diese Vielfalt gehört sogar zweifellos zu dem hohen Reiz dieser Kulturlandschaft, deren volkscundliche Erschließung über die Museen hinaus, zum Teil selbstverständlich und zunächst von ihnen aus, sicherlich noch stark gefördert werden könnte. Ein energischer Einsatz wie der schweizerische für die Senntum-Malerei könnte hier beispielgebend wirken. Der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde darf also für ihre ausgezeichnet organisierte Tagung und für ihre liebenswürdige Einladung dazu auch im Sinne der weiteren Verfolgung all der bei dieser Gelegenheit erfolgten Anregungen herzlich gedankt werden.

Leopold Schmidt.

Anton Dörrer 70 Jahre

Am 13. Juni 1956 wurde das korrespondierende Mitglied unseres Vereines, Oberstaatsbibliothekar i. R. Univ.-Prof. Dr. Anton Dörrer in Innsbruck, siebenzig Jahre alt. Der hochverdiente Forscher, der sich vor allem von der germanistischen und theaterhistorischen Seite her zur Volkskunde durchgearbeitet hat, war mehrere Jahre hindurch auch Mitredakteur unserer Zeitschrift und Mitbegründer der Reihe „Österreichische Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde“. Sein literarisches Selbstbildnis wie seine umfangreiche Bibliographie bis zum Jahre

1951 stehen bei Nikolaus Grass, Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. II, Innsbruck 1951, S. 9 ff. Wenn man die stattliche Reihe von Veröffentlichungen, die Dörrer in dem seither vergangenen halben Jahrzehnt schon wieder geschaffen hat, überblickt, wird man von einem gewaltigen Respekt vor dieser Leistung erfüllt, und von dem Wunsch, diese Energie möge den Jubilar noch zu vielen weiteren Veröffentlichungen für unser Fach befähigen.

Leopold Schmidt.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Vorlesungsverzeichnis

Ab Wintersemester 1956/57 wird die Volkskunde künftighin als eigenes Fach (XX) im Vorlesungsverzeichnis geführt werden.

Universität Graz

Lehrauftrag

Das Bundesministerium für Unterricht hat dem tit. a. o. Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher am 23. Jänner 1956 mit Zl. 26.547/I-4/56 ab Sommersemester 1956 bis auf weiteres in jedem Semester einen besonderen Lehrauftrag im Ausmaß von wöchentlich zwei Stunden Vorlesungen aus Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung des Volksschauspiels erteilt.

Dissertation

Sieglinde Goslar, Hexenwahn und Hexenprozesse in Kärnten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts (Eder-Appelt).

Arbeitsgemeinschaften für Volkskunde an Landesmuseen

In den letzten Jahren haben sich an verschiedenen österreichischen Landesmuseen Arbeitsgemeinschaften für Volkskunde gebildet, die sich mit der Volkskunde des betreffenden Bundeslandes befassen. Am Burgenländischen Landesmuseum hat diese Arbeitsgemeinschaft die Form einer Kommission, die jährlich ein- bis zweimal zusammentritt und die wichtigsten Arbeiten plant und bespricht, Druckvorhaben prüft und Umfragen, Ausschreibungen usw. begutachtet. Vgl. dazu Mitteilungen des Burgenländischen Landesmuseums, Heft 3 = Tätigkeitsbericht für die Jahre 1952—1954. Eisenstadt 1955, S. 92 ff. (mit dem Verzeichnis der Veröffentlichungen der Mitglieder dieser Arbeitsgemeinschaft).

Auch am Oberösterreichischen Landesmuseum in Linz hat unter der Leitung von Kustos Dr. Franz Lipp eine solche Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde ihre Tätigkeit aufgenommen. Sie fungiert als Vortrags- und Diskussionsgemeinschaft, in ihrem Rahmen werden von den in Oberösterreich tätigen Forschern laufend Vorträge abgehalten, welche vor allem über die jeweils laufenden Arbeiten der einzelnen Teilnehmer berichten.

Diese volkskundliche Tätigkeit an den Landesmuseen ist beispielhaft, sie wird zweifellos zur Verstärkung der volkskundlichen Bildung in den Zentren der Bundesländer bedeutend beitragen.

Leopold Schmidt

Ausstellungen

Österreichisches Museum für Volkskunde

Um auch in den Monaten der schwierigsten Bauarbeiten, die derzeit für das Museumsgebäude geleistet werden, wenigstens dem Sonntagspublikum etwas Abwechslung bieten zu können, wurde eine große Anzahl von Uhren, Uhrständern, Zifferblättern usw. in den kleinen Ausstellungsräumen des Erdgeschosses als „Alte Bauernuhren“ ausgestellt. Man vergleiche dazu mein Feuilleton „Ein paar alte Bauernuhren“ (Wiener Zeitung Nr. 72 vom 25. März 1956, S. III der Beilage).

Marchfeldmuseum

Am Samstag, 26. Mai 1956, wurde im Pfarrhof in Weikendorf, Niederösterreich, das Marchfeldmuseum eröffnet. Über die volkskundlichen Bestände des vom Niederösterreichischen Landesmuseum betreuten Museums wird gelegentlich eingehend berichtet werden.

Niederösterreichischer Bauernbund

Der N.-Ö. Bauernbund veranstaltete aus Anlaß seines fünfzigjährigen Bestandes eine Ausstellung „Zeugnisse zur Geschichte und Kulturgeschichte des N.-Ö. Bauerntums“ im Rittersaal des N.-Ö. Landhauses in der Zeit vom 20. bis 25. Juni 1956.

Oberösterreichisches Landesmuseum

Die Volkskundliche Abteilung veranstaltete vom 16. März bis zum 31. Mai 1956 eine Ausstellung „Aus Glasschrein und Kapelle“, die insgesamt 147 Objekte aus dem Bereich der religiösen Volkskunst zeigte. Die Ausstellung war inhaltlich in eine Gruppe weiblicher Heiligendarstellungen, vor allem Madonnen, und eine Gruppe männlicher Plastiken, besonders Passionsdarstellungen Christi, gegliedert. Man vgl. dazu den instruktiven Artikel von Franz Lipp, „Aus Glasschrein und Kapelle“. Zur gleichnamigen Ausstellung im ö.-ö. Landesmuseum (Oberösterreichischer Kulturbericht, Folge 10 vom 11. Mai 1956, S. 2—4). Danach wären übrigens einige kleine ikonographische Unstimmigkeiten zu verbessern: „Maria Schatzkammer“ in Mariazell, die als romanische Plastik angesprochen wird, ist ein gotisches Gemälde; die Madonna gravida wird in Bayern nicht in Bogenhausen, sondern in Bogenberg verehrt; die typenmäßigen Bestimmungen der einzelnen Christusdarstellungen sind nicht ganz klar, die Bezeichnung des Christus in der Rast als „Zahnwehhergott“ führt zu Verwechslungen mit der Imago pietatis. Zu der Ährenkleidmadonna eines Linzer Töpfers aus dem 17. Jahrhundert ist jetzt die Behandlung und Abbildung bei Spieß, Neue Marksteine (= Veröffentlichungen des Österr. Museums für Volkskunde, Bd. VII) S. 58 ff und Abb. 15 zu erwähnen. Von den Lokalisierungen wäre „Maria Kirchenthal bei Saalfelden“ auf „— bei Lofer“ zu verbessern. Das berührt aber nicht die verdienstvolle Ausstellung als solche, die in mancher Hinsicht gedanklich an Lipp's interessante Schau „Kunst im Ursprung“ erinnern mochte.

Mühlviertler Heimathaus Freistadt O.Ö.

Anläßlich des dreißigjährigen Bestandes des Mühlviertler Heimathauses hat der rührige Leiter dieses wichtigen Heimatmuseums, Franz Dichtl, eine umfangreiche Sonderausstellung „Flachs und Schafwolle“ geschaffen, die vom Mai bis zum November 1956 zu sehen ist. Dichtl hat dieser 5. Sonderausstellung seines Museums auch einen aus-

führlichen Katalog gewidmet (31 Seiten, Freistadt 1956, Verlag des Heimathauses), der nur leider nicht illustriert ist. Die zahlreichen Geräte dieser Ausstellung, die Herbergszeichen, Zunftthumpen, Weber-Siegelringe, die Zwirnräder und Walkbretter, Krämpelstöcke und Formhölzer usw. hätte man doch gern auch im Bilde gesehen. Sonst aber liegt hier das Ergebnis einer Bemühung vor, die weit über dem normalen Niveau ähnlicher Veranstaltungen liegt. Schdt.

Theodor-Körner-Stiftung

Bei der diesjährigen Preisverteilung des Theodor-Körner-Stiftungsfonds zur Förderung von Wissenschaft und Kunst am 23. April 1956 hat Kustos Dr. Adolf Mais einen Förderungspreis für sein Arbeitsvorhaben „Volkskunde der nationalen Minderheiten in Österreich“ erhalten.

Wiener Ehrenmedaille für Richard Donin

Der Herr Bürgermeister der Bundeshauptstadt Wien hat am Dienstag, den 19. Juni 1956, dem langjährigen Mitglied unseres Vereines, dem hochverdienten Kunsthistoriker Hofrat Dr. Dr. Richard Kurt Donin, die Ehrenmedaille der Stadt Wien verliehen. Es darf bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß Hofrat Donin in den Jahren 1945/46 den provisorischen Ausschuß leitete, der den Wiederaufbau unseres Vereines nach dem Krieg ermöglichte. Leopold Schmidt.

Paul Schlosser †

Donnerstag, den 31. Mai 1956, ist das langjährige Mitglied unseres Vereines, Hauptmann a. D. Paul Schlosser, in Graz gestorben. Sein wissenschaftliches Lebensinteresse galt der Erforschung der alten Untersteiermark, vor allem des Bacherengebirges, über das auch seine Veröffentlichungen handeln. Es sei nur an sein Buch „Der Sagenkreis der Postela. Ein Blick ins Bacherneid“ (Marburg 1912) erinnert, sowie an seine in der Wiener „Urania“ erschienene Aufsatzfolge „Das Bacherneidgebirge in Steiermark“ (Bd. VI, 1913, Nr. 31/32). Das Erscheinen seiner „Bachernsagen“ in den „Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde“ (Bd. IX), Wien 1956, hat der verdienstvolle Sammler leider nicht mehr erlebt. Leopold Schmidt.

Literatur der Volkskunde

Internationale Volkskundliche Bibliographie. Ouvrage publié par la Commission Internationale des Arts et Traditions Populaires sous des auspices du Conseil International de la Philosophie et des Sciences Humaines et avec le concours de l'UNESCO. Redigiert mit Hilfe von Mitarbeitern von Robert Wildhaber. Basel.

Das eben verflossene Jahrzehnt hat in der wissenschaftlichen Organisation so manchen Wandel mit sich gebracht, der für die zweite Hälfte des XX. Jahrhunderts bezeichnend und wichtig sein dürfte. Zu den markantesten Erscheinungen dieser Art in unserem Fach gehört der Übergang der „Volkskundlichen Bibliographie“ aus der Obhut des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde, der 1941 noch den Band für 1935/36 herausbringen konnte, in die Pflege der UNESCO. Die Redaktion ist freilich wie eh und je in Basel, zuerst konnte sie Paul Geiger noch weiterführen, der 1949 den Band für 1939—41 herausbrachte, 273 Seiten stark mit 3182 Nummern. Dann trat Robert Wildhaber an die Seite Geigers, 1950 bereits erschien der Band für 1942—47 mit 482 Seiten, 5853 Nummern. Dann starb Geiger, der langjährige Betreuer der Bibliographie, und seither redigiert Wildhaber allein das Werk, das sich unter seiner Hand immer mächtiger ausformt, 1954 erschien der Band für 1948—49 mit 467 Seiten und 6111 Nummern, und nun, 1955 ist der abermals umfangreicher gewordene neueste Band erschienen, für die Jahre 1950—51, 664 Seiten mit 8380 Nummern. Das ist also um ein volles Drittel mehr als beim letzten Band, und man wird hieraus einerseits den Aufschwung der volkskundlichen Publizistik nach den ersten Nachkriegsjahren ebenso ersehen wie die stets noch vermehrte Bemühung Wildhabers, die Neuerscheinungen immer umfassender und immer systematischer einzubeziehen. Dabei bemerkt man durchaus die Beschränkung auf die wesentlichen Publikationen, viel Spreu, die sich früher noch eindrängte, scheint jetzt zurückgehalten. Dafür tritt die Internationalität der bibliographischen Erfassung immer deutlicher hervor, von den europäischen Staaten fehlt nur mehr Rumänien und Albanien, sonst tragen alle anderen bei, zum größten Teil durch die Mitarbeit von Vertretern des Faches, die an Instituten tätig sind, wo sich eine derartige Erfassung auch tatsächlich durchführen läßt. Für Österreich haben an diesem Band Ernst Burgstaller, Leopold Kretzenbacher und Elfriede Moser-Rath mitgearbeitet, wodurch eine vorzügliche Berücksichtigung des österreichischen Veröffentlichungswesens gegeben erscheint. Leopold Schmidt.

Ludvík Kunz, *Česká ethnografie a folkloristika v letech 1945—1952.* Praha, Československá akademie věd, 1954, 382 S.

Der Leiter der volkskundlichen Abteilung des Mährischen Landesmuseums in Brünn stellt hier eine sich auch auf Rezensionen und kleine Mitteilungen in Zeitschriften erstreckende volkskundliche Bibliographie der ersten acht Jahre der zweiten Republik zusammen.

2721 Nummern sind der Ertrag dieser fleißigen Arbeit, die durch ein sorgfältig angelegtes Autoren-, Sach- und Ortsregister aufgeschlüsselt werden. Damit ist jedem auf diesem Gebiet wissenschaftlich Arbeitenden dieser Zeitraum vollständig erschlossen und der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie Robert Wildhabers eine neue nationale Ergänzung zur Seite gestellt.

Da hier bewußt der Anfang einer Reihe gemacht wird, setzt Kunz an die Spitze des Buches einen interessanten Überblick über die tschechischen volkskundlichen Bibliographien bis zum Jahre 1945 mit einer überaus genauen Zusammenstellung der hier in Frage kommenden Spezialbibliographien, wobei auch geschlossene Jahresübersichten mit aufgenommen wurden. Diese Kapitel auf den ersten 32 Seiten stempeln schon allein diese Erscheinung zu einem unentbehrlichen Handbuch für die Arbeit des mit den Westslaven befaßten Volkskundlers.

Dem Hauptteil unmittelbar vorangestellt ist noch eine ausführliche allgemeine Würdigung der tschechischen Volkskunde des behandelten Zeitraumes. Die Bibliographie selbst enthält zuerst das Verzeichnis der exzerpierten Zeitschriften, sodann in alphabetischer Reihenfolge der Autoren die einzelnen Arbeiten, wobei je ein Stichwort oder mehrere den Inhalt und die dabei behandelte Gegend aufzeigen. Bei jeder selbständigen Arbeit werden außerdem — falls vorhanden — die entsprechenden Signaturen der Nationalbibliothek und der Universitätsbibliothek in Prag und der Landes- und Universitätsbibliothek in Brünn sowie anderer Fachbibliotheken angegeben.

Und schließlich sei noch ein Wunsch für die folgenden Bände ausgesprochen, für dessen Erfüllung gerade die ausländischen Volkskundler dankbar wären. Da in diesem Werke neben der tschechischen, tschechoslovakischen und europäischen Volkskunde auch die weltweite Ethnographie behandelt wird, vermischen sich die Angaben zu einem unübersichtlichen Ganzen, dem auch das vorbildliche Ortsregister — ich spreche immer vom Standpunkt des Ausländers — nicht abhelfen kann. Daher wäre mit Rücksicht auf den ausländischen Benutzer dieses wertvollen Werkes eine Entflechtung des Inhaltes auf die drei Gruppen Tschechoslovakei, übriges Europa und Übersee überaus zu begrüßen. Dieser Wunsch soll aber das Verdienst Ludvik Kunz' um diese Bibliographie keineswegs schmälern.

Adolf Mais.

Gustav Gugitz, Fest- und Brauchtumska'ender für Österreich, Süd-deutschland und die Schweiz. Mit 12 Zeichnungen von Hans Reidinger (= Buchreihe „Österreichische Heimat“, Band 19). Wien, Verlag Brüder Hollinek, 1955. VIII + 198 Seiten. S 75.—

Fast hundert Jahre sind vergangen, seit Otto von Reinsberg-Düringsfeld seine kalendarischen Brauchdarstellungen herausgab. („Festkalender aus Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntnis des Volkslebens und Volksglaubens in Böhmen.“ Prag, 1861, und „Calendrier belge“, Brüssel, 1861/62.) Erst 1899 folgte eine Arbeit Max Höflers, die nach diesem Prinzip aufgebaut ist: „Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedizin“, München 1899 (als Sonderabdruck aus: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. XIII).

Gustav Gugitz legt uns mit dem angekündigten Buch die erste streng kalendarische Darstellung der österreichischen Volksbräuche vor, die einen sehr hohen Grad von Vollständigkeit erreicht. Wenn der Verfasser betont, daß sich das Buch nicht an den wissenschaftlichen Fach-

mann wendet, so dürfen wir hinzusetzen, daß der wissenschaftliche Fachmann nun in erster Linie nach diesem Werk greifen wird, wenn er einen Ausgangspunkt für die Betrachtung von Jahresbräuchen suchen wird. Freilich strebt das Werk ein ähnliches Ziel an wie seinerzeit Viktor Geramb mit seinem Buch „Deutsches Brauchtum in Österreich“, nämlich ein Nachschlagewerk für den volkskundlich nicht geschulten Leser zu sein. Seit der dritten Auflage von Geramb's Buch (1948 unter dem Titel „Sitte und Brauch in Österreich“ erschienen) ist eine Reihe von einschlägigen Arbeiten veröffentlicht worden, die beachtliches Neues an den Tag brachten. All das wird von Gugitz mit großer Präzision verwertet und durch seine Vertrautheit mit dem österreichischen Wallfahrtswesen und Wallfahrtsbrauch wesentlich bereichert. Nur so war es möglich, ein fast vollständiges Kalendarium zu erstellen. Auch moderne Erscheinungen sind aufgenommen worden.

Die Gliederung des Werkes folgt dem Kalenderjahr. Ein Absatz ist allgemeinen Betrachtungen über den jeweiligen Monat, Monatsnamen und Wetterregeln gewidmet. Unter den einzelnen Tagen wird der Tagesheilige genannt, sein Name gedeutet und werden dessen volkstümliche Formen angeführt. Die Legende leitet über zu den Attributen und der Darstellungsart, den wichtigsten Bildwerken, den Patronaten; schließlich werden die Kultstätten und die mit ihnen verbundenen Brauchformen (Opfergaben, Kultgebäude, Kulthandlungen), ja selbst Beziehungen zur Pflanzenwelt in Pflanzennamen und Bräuchen nicht übersehen. Auf diesem Weg kommen wir auch zur Bedeutung des Tages in der volksmedizinischen Praxis. Hinweise auf verwandte Erscheinungen werden nicht nur im Text gegeben, sondern lassen sich auch an Hand der sorgfältig gearbeiteten Register (Personen-, Orts- und Sachregister) mühelos aufspüren. Diese Register helfen auch die beweglichen Festtage des Kirchenjahres finden, die nach dem Jahr 1954 eingefügt sind.

Im übrigen scheinen Heiligenfeste auf, die bisher in der Brauchtumsliteratur nicht betrachtet wurden, z. B. Apollonia, Christophorus, Judas Thaddäus, Otilie, Sebaldus, die Siebenschläfer, Valentin, Wilgefortis (Kümmernis). Daß bei einer solchen Fülle des Materials noch einzelnes ergänzt werden könnte — etwa das Augustinifest in Fürstentum (Steiermark) — mindert den Wert des Buches nicht im geringsten. Im Anhang ist auch die wichtigste Literatur zusammengestellt.

Die Zeichnungen von Hans Reidinger schmücken den Band in gefälliger Weise. Der Verlag und die Druckerei haben es nicht an Sorgfalt in der Ausstattung und Ausführung fehlen lassen.

Das Buch wird sicher viele Freunde finden, wie schon die früheren Arbeiten des Verfassers. Maria Kundgraber.

Martha Bauer, Der Weinbau des Nordburgenlandes in volkskundlicher Betrachtung (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland. Herausgegeben vom Burgenländischen Landesmuseum und dem Institut für die wissenschaftliche und wirtschaftliche Erforschung des Neusiedlersees, Heft 1). 197 Seiten, 53 Abbildungen, Notenbeispiele. Eisenstadt 1954, Burgenländisches Landesmuseum.

Das schöne Buch, das Martha Bauer als Dissertation bei Viktor Geramb vorlegte, bringt eine Gesamtüberschau. Diese wurde ermöglicht durch wesentliche persönliche Forschung und Auswertung der vorhandenen literarischen Quellen. Die Verfasserin führt uns vorerst in die Geschichte des burgenländischen Weinbaues ein und legt dann

mit geographischer Genauigkeit die Siedlungs- und Flurverhältnisse dar. In dem daran anschließenden Kapitel über die Hofformen wird speziell auf die Wirtschaftsräume hingewiesen, die anders geartet sind als beispielsweise im benachbarten Niederösterreich. Es werden die wegen des niederen Grundwasserspiegels flach gehaltenen Kellerbauten erklärt und die Kellergassen, die auch für das niederösterreichische Weinbaugebiet nördlich der Donau so typisch sind, aufgezeigt. Pläne aus Rust und Purbach sowie zahlreiches Bildmaterial veranschaulichen die Ausführungen, die bis in kleine Details ausgearbeitet sind. Auch die Flureinteilungen werden durch Skizzen dargestellt und mit einer Aufzählung von Flurnamen ergänzt.

In den nun folgenden Kapiteln wird das Arbeitsjahr im Weingarten beschrieben. Bilder hierüber sind eingestreut.

Ein gesondertes Kapitel nehmen die Weinlese, die Mostbereitung und die hierfür in Verwendung stehenden Geräte ein. Letzteres bietet mit seinen vielen gründlichen Skizzen und Photographien die Grundlage für eine vergleichende Geräteforschung.

Ebenso ausführlich wird auch über Preßhaus, Keller, Fässer, Faßböden und anderes Inventar berichtet.

Das Weinhüterwesen erfährt entsprechend seiner Altartigkeit besondere Würdigung, das Weinlesefest in Dorf- und Hausgemeinschaft findet seine spezielle Betrachtung. Im Kommentar hiezu stimme ich allerdings der Verfasserin nicht bei. Durch vergleichende Studien mit Weinbräuchen anderer Länder läßt sich manche modern anmutende Erscheinung parallelisieren. Die ursprüngliche Sinnggebung ist wohl vielfach verloren gegangen, doch die Tradition und die allgemeine Einstellung dazu blieben lebendig. Vielleicht hätte das Brauchtum entsprechend seiner Bedeutung im Leben der Weinbauer eine stärkere Unterstreichung verdient¹⁾.

Die Kapitel über das nordburgenländische Hauertum, seine Besitz- und Sozialverhältnisse, den Wein, seine zentrale Stellung im Leben der Weinbauern, die sich darum rankenden Wetterregeln schließen das Buch ab.

Im Anhang finden sich zwei Liedproben aus dem Arbeitsleben, sowie der Literaturnachweis und ein stattliches Register. Damit ist ein Aufriß über ein Wirtschaftsgebiet, das für das Burgenland so lebenswichtig ist, erstmalig gebracht, der als wertvolle Grundlage für weitere wissenschaftliche Arbeiten anzusprechen ist.

Helene Grün n.

Franz Probst, Die Wallfahrt nach Stotzing im Spiegel des „Liber Continens Miracula et Gratias, quae mediante Divae Mariae Stotzingensis intercessione perpetrata sunt“ (= Burgenländische Forschungen, Heft 26). Eisenstadt 1954, Burgenländisches Landesarchiv. XXVI und 68 Seiten.

Ich hatte eben erst (Burgenländische Volkskunde 1951—1955, S. 43) niedergeschrieben, daß die Veröffentlichung des Mirakelbuches von Stotzing ein *pium desiderium* darstelle, als Franz Probst schon die fertige Textausgabe präsentierte. Die Eintragungen aus der zweiten

¹⁾ Vgl. besonders dazu die Besprechung von Alfred Ratz, *Wissenschaftliche Volkskunde?* (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVII, 1955, S. 40—44) sowie die Entgegnung: Leopold Schmidt, „Wissenschaftliche Volkskunde“. Eine notwendige Entgegnung (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVIII, 1956, S. 39—42).

Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprechen weitgehend jenen des Mirakelbuches von Eisenstadt-Oberberg (= Burgenländische Forschungen, Heft 2), so daß sich Probst auch auf weiten Strecken seiner Interpretation nach meinem dort gegebenen Vorbild richten konnte. Mit einem Drittel der Gesamtwallfahrerzahl aus dem heutigen Burgenland entspricht auch der Zuzug den Eisenstädter Verhältnissen und vermutlich auch den Frauenkirchnern, über die wir leider noch durch kein Mirakelbuch unterrichtet sind. Hoffentlich ergibt sich gelegentlich diese wichtige Ergänzung zu den beiden nunmehr vorliegenden burgenländischen Veröffentlichungen. Probst hat zu dem Mirakelbuchtext auch ein Flugblatt-Wallfahrerlied und ein kleines Andachtsbild, beide aus der Sammlung Adalbert Riedl, dazustellen können und also umsichtig für die Gesamterschließung der einige Jahrzehnte hindurch doch recht bedeutenden Wallfahrt zu dem „in seinem vollen Liecht schön aufgehenden Mond Maria Stotzing“ gesorgt. Leopold Schmidt.

Josef Rittsteuer, **Die Klosterratsakten über das Burgenland** (= Burgenländische Forschungen, Heft 30). 317 Seiten. Eisenstadt 1955, Burgenländisches Landesarchiv. S 100,—.

Die „Burgenländischen Forschungen“ gedeihen unter der fürsorglichen Pflege von Josef K. Homma, dem heuer Fünfundsechzigjährigen, hervorragend weiter. Die Erschließung des Quellenmaterials macht da wirklich schöne Fortschritte.

Die „Klosterratsakten“, die Rittsteuer hier in Form von ziemlich ausführlichen Regesten herausgibt, sind quellenmäßig selbstverständlich nicht ganz unbekannt. Es hat sie insbesondere Theodor Wiedemann in seiner bahnbrechenden „Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns“ 1884 ausführlich verwendet. Freilich nicht ohne kleine Versehen, und jedenfalls, wie ja auch geschichtlich bedingt, ohne genaueren Bezug auf die heute zum Burgenland zusammengeschlossenen westungarischen Gebiete, sondern nur im Hinblick auf ihre damaligen Beziehungen zu Niederösterreich. So ist also die Ausgabe von Rittsteuer sehr erfreulich, er kann dieses Material aus dem Ende des 16. und dem Beginn des 17. Jahrhunderts als wesentlichen Beitrag zur Kirchengeschichte des nördlichen Burgenlandes auswerten und gewinnt ausführliche Listen der Seelsorger der einzelnen Gemeinden. Darüber hinaus aber geben diese Akten zahlreiche Aufschlüsse zur Kultur- und Sittengeschichte dieser Jahrzehnte vor dem Dreißigjährigen Krieg, wie wir sie sonst für das Burgenland eben fast überhaupt nicht besitzen. Zahlreiche Vermerke über Inventare, Bräuche, Redensarten usw. lassen sich aus dem Text der mitunter recht merkwürdigen Berichte herausheben.

Rittsteuer hat im großen Ganzen seine schwierige Aufgabe mit großem Fleiß und rechtem Bedacht gelöst. Er ist vielleicht in der Sprache dieses sechzehnten Saeculums nicht ganz zu Hause, so daß er manchmal an Stellen Fragezeichen setzen muß, die ganz einfach zu erklären sind. So ist das ihm unerklärliche „Annttorff“ auf S. 254 einfach Antworten, und das „Aelmerl“ auf S. 55 wie der „Allmer“ auf S. 64 gehören zu den bekannten Kastenmöbeln, die armarium = Almer heißen. Aber diese leicht zu verbessernden Stellen schaden kaum dem Gesamteindruck, daß hier eine wirklich wichtige Quelle der frühneuzeitlichen Verhältnisse des Burgenlandes in durchaus zureichender Form nunmehr bereitgehalten erscheint. Leopold Schmidt.

Kärntner Heimatatlas. Herausgegeben vom Geschichtsverein für Kärnten. Geleitet von Gotbert Moro. A. Geographischer Atlas. Von Viktor Paschinger. Bisher 3 Lieferungen, Klagenfurt 1951—56. Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten. Je Lfg. S 70,—.

In den verschiedensten Bundesländern reifen allmählich die Landeratlanten heran, die größtenteils schon vor Jahrzehnten geplant wurden. Sie wurden offenbar nicht gemeinsam geplant, jeder sieht anders aus, jeder hat einen anderen Maßstab, jeder bringt andere Karten. Ein Benützen aus der volkkundlichen Sicht heraus gestaltet sich daher gar nicht einfach. Es soll aber immerhin anerkannt werden, daß die meisten dieser Atlanten auch die eine oder andere Karte zur Volkskunde bringen. Die ersten Lieferungen des Kärntner Heimatatlas beispielsweise bringen als Blatt 13 „Besiedlung“ Siedlungsformen und -lagen und Flurformen, nach J. Schmid und V. Paschinger, und als Blatt 14 „Hausformen“ nach O. Moser und J. Schmid. Man wird aber auch die Bergbau- und Landwirtschaftskarten dankbar zur Kenntnis nehmen und aus den Karten zur Forstwirtschaft wie zur Jagd und zur Fischerei manche Belehrung gewinnen. Leopold Schmidt.

Lied und Brauch. Aus der Kärntner Volksliedarbeit und Brauchforschung (= Kärntner Museumsschriften, Bd. VIII). Klagenfurt 1956. 167 Seiten, mit Abb. und Noten. Verlag des Landesmuseums für Kärnten.

Ogleich wir für gewöhnlich die Besprechung der Volksliedliteratur dem Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes überlassen, muß auf diese Festschrift für Anton Anderluh, denn darum handelt es sich hier, eigens aufmerksam gemacht werden. Dem verdienten Klagenfurter Volksliedpfeiler sind hier zum 60. Geburtstag Aufsätze von Georg Graber, Günther Mittergradnegger, Helmut Pommer, Elli Zenker-Starzacher, Roman Maier, Raimund Zoder, Georg Kotek, Karl Polheim, Karl Klier, Franz Kirnbauer, Matthias Maierbrugger, Hausa Schmiedl, Franz Koschier und Oskar Moser gewidmet. Eine Anton-Anderluh-Bibliographie von Franz Koschier beschließt das Bändchen. Für das Gebiet des Brauchtums sind die Arbeiten von Klier: Altösterreichische Brauchtumslieder (1. Weihnachtslieder aus der ehemaligen Sprachinsel Gottschee; 2. Luschariberg-Lieder) und von Kirnbauer: Bergmannsbrauchtum und Bergmannslied in Kärnten, von Wichtigkeit, sowie die kleine Studie von Maierbrugger: Kirchtage in Kaning, und besonders die drei zusammengehörigen Studien zum Sternsingen von Schmiedl: Heiligenbluter Sternsingerlieder, von Koschier: Das Heiligenbluter Sternsingen, und von Moser: Die Kärntner Sternsingbräuche. Beiträge zur Erforschung ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Besonders die zuletzt genannte Arbeit schließt an die entsprechenden Veröffentlichungen von Hans Moser und von mir an und stellt die geschichtlichen Belege für das Sternsingen in Kärnten in den entsprechenden Rahmen. Die beiden Karten „Übersichtskarte der archivalisch-historischen Belege zum Dreikönig- und Sternsingen in Kärnten“ (S. 143) und „Die Verbreitung von Umzugsbräuchen der Dreikönigsnacht in Kärnten nach dem Atlas der deutschen Volkskunde“ (S. 149) veranschaulichen die Darstellung in ebenso willkommener Weise wie die zahlreichen sehr schönen Sternsingerphotos von Heiligenblut von Brandstätter, Fertala, Moser und Zuber, die in die drei letzten Abhandlungen eingestreut sind und zusammen eine ganze Bild-

dokumentation des Brauches in dem Ort an der Glocknerstraße ergeben. Bei der merklichen Intensivierung der Sternsingerforschung in unseren Jahren wird diese Kärntner Beitragtrilogie besonders anreichernd wirken.

Das sehr schön ausgestattete Bändchen mahnt daran, daß die verdientesten österreichischen Volksliedforscher zu ihren verschiedenen Ehrentagen noch keine Festschrift erhalten haben. Kärnten ist da in löblicher Art vorausgegangen, man möchte hoffen, daß das gute Beispiel Schule macht.

Leopold Schmidt.

Alt wie der Wald. Ostdeutsche Sagen und Historien. Ausgewählt und bearbeitet von Paul Zaunert. 176 Seiten. Düsseldorf 1955, Eugen Diederichs Verlag, DM 4,80.

Keine Quellensammlung, sondern eine bedachtsame Auswahl aus den altbewährten Sagensammlungen der ostdeutschen Landschaften, die den wenigsten Laienlesern zugänglich sind. Zaunert, dem die Gestaltung einer Stammeskunde aus der Sagensammlung heraus ein altes Anliegen ist, greift weit aus: Ost- und Westpreußen und das Posener Land, dann das Baltenland mit Estland und Lettland, soweit es sich um das alte baltische Deutschtum handelt, schließlich Schlesien und die böhmischen Nachbargaue. Das ist Ostdeutschland nicht hinter der Elbe, sondern hinter Oder und Neißة, wie es ja auch der Buchreihe „Deutscher Osten“ entspricht, als deren X. Band diese gute Auslese erschienen ist. Ein besonderes Lob den sehr schönen, in Röteln gedruckten Zeichnungen von Liselotte Neupert-Mende.

Leopold Schmidt.

Wolfgang Steinitz, Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten. Band I. (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Band IV/1.) XLIV und 499 Seiten. Berlin 1954, Akademie-Verlag.

Volksliedsammlungen und Volksliedausgaben können unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten vorgenommen werden. Neben den landschaftlichen Sammlungen stehen seit langem schon die thematisch geordneten, und haben zweifellos ihre eigene Berechtigung. Unter ihnen wird man wieder zwei Hauptgruppen unterscheiden: Die von der systematischen Volkskunde im engeren Sinn angeregten, welche die funktionell gebundenen Lieder behandeln, also vor allem Brauchtumslieder, und jene, die wohl eher von der Literaturgeschichte her angeregt sind und Themen im Sinn der Stoff- und Motivgeschichte behandeln. Diese zweite Hauptgruppe hat vor allem im 19. Jahrhundert wichtige Sammlungen hervorgebracht. Bis zu einem gewissen Grad gehört die ganze Literatur über das historische Lied, insbesondere über die Kriegs- und Siegeslieder der verschiedenen Staaten und Zeiten hierher. Und diese Literatur hat wohl auch sehr stark auf die Entstehung des vorliegenden Buches eingewirkt, das man von diesem Blickpunkt aus vielleicht sogar als einen negativen Dittfurth oder Erk-Böhme bezeichnen könnte. Denn die Sammlungen des 19. Jahrhunderts trugen unleugbar Züge, die ihre Entstehungszeit als „positiv“ bezeichnet hätte, wenn sie die Möglichkeit der negativen Beurteilung überhaupt ins Auge gefaßt hätte. Auch die späten Nachläufer dieser Periode haben sich ja noch als sehr positiv gefühlt, beispielsweise Fritz Koberg. Lieder und Taten. Deutsche Volksgeschichte im deutschen Volkslied. Prag-Berlin-Leipzig 1940.

In solchen Sammlungen kam der leidende, der unterdrückte Volksmensch zweifellos zu kurz. Obgleich schon Herder, eingedenk seiner Erfahrungen in seiner baltischen Heimat, des Liedes der „Verstoßenen“ gedacht hatte, war die Anteilnahme an Liedern, in denen dieses Schicksal behandelt wurde, wenigstens bis zum ersten Weltkrieg nicht sehr groß. Nur die Kulturgeschichtsschreibung sammelte aber manches Material zu dem Thema, und zumindest Sondergebiete fanden allmählich ihre Darstellung. Die landschaftlichen Volksliedsammlungen, selbstverständlich auch die Volksliedarchive und nicht zuletzt die Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ haben an der objektiven Hebung und Bewahrung auch dieser Glieder des großen Ganzen, das wir „Volkslied“ nennen, jederzeit treulich mitgewirkt. Eine besondere Betonung der Thematik blieb jedoch aus.

Wolfgang Steinitz nun ist den umgekehrten Weg gegangen. Ihn hat das Thema der Darstellung und Selbstdarstellung des leidenden, des unterdrückten Volksmenschen in der ganzen Volksdichtung interessiert, und er hat gewissermaßen Proben daraufhin gemacht, ob sich daraus ein Bild gewinnen lassen könnte. Ein interessanter Versuch in dieser Hinsicht war seine Erprobung des deutschen Märchens, in dem Vortrag „Der Kampf des werktätigen Volkes gegen Krieg und Unterdrückung in der Volksdichtung“ (in: Wissenschaftler kämpfen für den Frieden. Berlin 1951. S. 191 ff.). Der Versuch ist meiner Ansicht nach nicht gelungen, die sozialen Züge sind im Märchen so schwach betont, daß sich keine lohnenden Ergebnisse zeigen können. Außerdem ergeben die gedruckten Sammlungen da überhaupt ein falsches Bild, weil meist geglättete Varianten veröffentlicht wurden und wohl auch noch werden. Es steht da wie bei dem Gebiet der Darstellung geschlechtlicher Verhältnisse in der Volksdichtung. Aus den gedruckten Sammlungen läßt sich kaum ein richtiges Bild gewinnen, insbesondere die Märchensammlungen, die ja von Verfassern und Verlegern vielfach als Kinderbücher lesbar gehalten werden, sind in dieser Hinsicht geradezu verurteilt. Wenn man die Thematik des Steinitz'schen Vortrages wieder zu behandeln versuchen sollte, müßte man sich an Sage und Schwank halten. Dort wird bei weitem ungeschminkt von den wirklichen Lebensverhältnissen berichtet, und manche Untersuchungen über die Begriffe der Schuld, der Tragik usw. in der Volkssage würden auch schon als Vorarbeiten in dieser Hinsicht gelten können.

Steinitz hat sich aber nun dem Volkslied zugewendet, wie ja überhaupt ein Gutteil Interesse des von ihm geleiteten Institutes dem Volkslied gilt. Die Neuausgabe der Haupt- und Schmalerschen Volksliedsammlung der Sorben in der gleichen Schriftenreihe legt dafür in stattlicher Weise Zeugnis ab. Und man kann wohl sagen, daß dieser und jener Band dieser Schriftenreihe geistig auf gleicher Ebene liegen. Hat es sich bei der Neuausgabe der Sammlung von Haupt und Schmalzer um die Lieder eines Volksstammes gehandelt, den man für national unterdrückt ansah, so geht es Steinitz nun um die Lieder von Volksschichten, die sich als sozial unterdrückt fühlten. Das zeigt schon die Kapiteleinteilung des vorliegenden Bandes. Das erste Kapitel bringt die Lieder der unterdrückten und kämpfenden Bauern und der Dorfarmut aus dem 15. bis 19. Jahrhundert, einschließlich der Bauernkriegslieder. Das zweite Kapitel versucht Lieder der Handwerker und Kleinbürger aus dem 16. und 17. Jahrhundert in den Vordergrund zu stellen, und die Lieder der ausgebeuteten und kämpfenden Handwerksgesellen aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Das dritte Kapitel bringt dann Lieder der ausgebeuteten und kämpfenden Arbeiter, vorwiegend aus dem

19. Jahrhundert, mit besonderer Betonung des historisch gewordenen Weberliedes, das zum Grundmotiv von Gerhard Hauptmanns „Webern“ wurde. Das vierte Kapitel endlich enthält die Lieder der Soldaten und die volkstümlichen Lieder gegen Wehrdienst und Krieg aus dem 18. und 19. Jahrhundert, einschließlich der Deserteurlieder.

Jeder Kenner des Volksliedes wird anerkennen, daß hier große Bereiche des Volksgesanges ausgeschritten werden, und Lieder zusammengestellt sind, die vor allem in ihrer Wirkung betrachtet werden wollen. Es sind keine ganz gleichartigen Bereiche, und auch die Wirkungen der Lieder sind durchaus keine gleichmäßigen gewesen. Aber eine gewisse gemeinsame Grundhaltung der Unzufriedenheit mit bestehenden Zuständen und herrschenden Schichten sind diesen Liedern allen eigen. Gewiß, die formelhafte Klage des Handwerksburschen, dem das Essen bei der Frau Meisterin zu schlecht ist, kann man nicht mit dem „Blutgericht“ des Weberliedes in einem Atem nennen. Viele der hier variantenreich ausgebreiteten Lieder haben keinen sonderlichen sozialen Tiefgang, selbst den mißmutigen Soldatenliedern wird man nicht immer trauen dürfen. Steinitz hat jene Stellen in den Liedern, die besonders klagen oder anklagen, in Sperrdruck setzen lassen. Ich weiß nicht, ob das unbedingt notwendig war. Für den Nichtkenner mag da leicht ein etwas verzeichnetes Bild des Volksgesanges entstehen. Aber freilich, dieser „Volksgesang“ ist ja auch keine Einheit, und die Betonung dieser oder jener Themen ist immer möglich gewesen. Eine auswägende Darstellung würde diesen Dingen zweifellos gerechter als eine Sammlung, in der eben Stücke von wirklicher Aussagekraft natürlichermaßen neben andere zu stehen kommen, die man durch diese Nebeneinanderstellung einfach überbewertet. Die Lieder der Hütējungen etwa, die Spottverse auf schlechte Behandlung, auf schlechtes Essen usw., das sind Äußerungen über Dinge im gleichen Lebenskreis. Sie sind ganz anders zu beurteilen als die liedgewordenen Ablehnungen fremder Einnisierungen, unverständlicher Anordnungen der jeweiligen Obrigkeit, dann gar der Zwangsrekrutierung usw. Und alle diese Dinge wieder müssen noch dazu aus der betreffenden Zeit heraus beurteilt werden, der ja beide Teile, die klagenden wie die beklagten, angehören. Was sich da liedmäßig formte, ist auch zeitgebunden gewesen, und darf kaum am Maßstab einer späteren Zeit gemessen werden. Ich habe das am Beispiel des Bauernstandliedes einigermaßen zu verfolgen gesucht, die dauernde Abschwächung und sich wandelnde Deutung der Formel „Als Adam grub und Eva spann“ läßt da wichtige Schlüsse zu. Wir müssen mit dem dauernden Wandel der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse rechnen, wenn wir die Thematik dieser Lieder richtig beurteilen wollen. Die Schilderung der Lebensumstände der Wildschützen wie etwa des in Steiermark längere Zeit besungenen Gams-Urberl muß man von den ganz verschiedenen Gesichtspunkten der an der Jagd interessierten Schichten aus betrachten, um zu einem gerechten Urteil über eine derartige Persönlichkeit und ihre Darstellung im Liede zu kommen. Und jedenfalls darf man den bedeutenden Hang zur sentimental-romantischen Betrachtung dieser Dinge nicht übersehen, die gerade das Jahrhundert zwischen der Mitte des 18. und des 19. Jahrhunderts besaß, und den es noch einigen folgenden Jahrzehnten vererbte. Die Wildschützenlieder im Gebirge und die Deserteurlieder in den kleinbürgerlichen Kreisen, das sind entschieden auch Zeugen dafür. Ein bißchen volkskundliche Geistesgeschichte schlüsselt da manches anders auf, als es zunächst, auf der alleinigen Ebene der Sozialbeurteilung, erscheinen mag.

Aber bei allen derartigen Erwägungen soll nun doch gesagt, deutlich gesagt sein, daß ein derartiger Versuch schon lange Zeit fällig war, und daß er fürs erste auch sehr ertragreich ausgefallen ist. Die Aufnahme zahlreicher unveröffentlichter Varianten hat das Buch, das ja sonst fast nur aus anderen Sammlungen bekannte Lieder bringt, auch zu einem Quellenwerk werden lassen. Die liedgeschichtliche Behandlung der einzelnen Stücke zeugt von großer Umsicht, aus den reich mit Quellenhinweisen und Anmerkungen gearbeiteten Kommentaren kann man auch volksgeschichtlich viel lernen. Man wird also den angekündigten zweiten Band mit reger Anteilnahme erwarten.

Leopold Schmidt.

Friedrich Sieber, **Bunte Möbel der Oberlausitz** (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde, Bd. 6). 60 Seiten und 20 Abb. Berlin 1955, Akademie-Verlag.

Es hat einige Zeit gebraucht, bis die Volkskunde in Berlin nach dem Krieg wieder organisiert werden konnte. An der Deutschen Akademie wurde noch von Adolf Spamer eine Kommission für Volkskunde gebildet, die nach seinem Tode in ein Institut umgewandelt wurde, das unter der Leitung von Wolfgang Steinitz nun sehr aktiv geworden ist. Den publizistischen Angelpunkt bildete die Reihe der „Veröffentlichungen“, die noch von der Kommission mit dem letzten Werk John Meiers „Ahnengrab und Rechtsstein“ eröffnet wurde. Dann folgten die „Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung“, eine Spamer-Festschrift, die leider erst nach seinem Tod erscheinen konnte, als Band 2. Dann legte Steinitz seine Neuausgabe der „Sorbischen Volkslieder“ von Haupt und Schmalzer vor, eigentlich einen Neudruck, bei dem nur die Widmung an Wilhelm I. fehlt, die der Originalausgabe vorangestellt ist. Das Werk erschien in dem großen Format, das nun schon für mehrere Bände gewählt wird, und der Veröffentlichungsreihe ein etwas zwiespältiges Gesicht gibt. Im gleichen Großformat brachte Steinitz 1954 den I. Band seiner „Deutschen Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten“ heraus, über das schon oben mehr zu sagen war. Der Sammelband „Völkerforschung“ erschien dann wieder im kleinen Format, ebenso mein Volksschauspiel-Bändchen, das im Anschluß besprochen wird.

Diese letzten drei Bände sind ganz knapp nacheinander erschienen, der 6. nun wieder im Großformat, nicht wegen des Umfangs, sondern wegen der Bildtafeln. Sieber legt hier einen wichtigen Beitrag zur Volksmöbelforschung vor. Die ostdeutsche Möbelmalerei war vor kurzer Zeit noch recht unbekannt. Erst das schon im Krieg erschienene Buch von Albert Schröder, *Bemalter Hausrat in Nieder- und Ostdeutschland* (Leipzig 1939, Schwarzhäupter-Verlag) hatte einen etwas umfangreicheren Einblick geboten. Dort wurde auch ein Schrank aus Suderode am Harz, datiert 1781, abgebildet, der auffallen mußte. Verwandte Stücke finden sich dann einigemal in der Volkskunstdliteratur, besonders in Adolf Spamers schönem Sachsen-Werk, und einer der hierhergehörigen Schränke ist dort auch schon auf Herrnhut festgelegt. Die durch diese Schränke bezeichnete Möbelgruppe und ihre Herkunft aus Herrnhut greift nun Sieber heraus und stellt an die neunzig Stück Möbel zusammen, die sich vor allem in musealem Besitz erhalten haben, und die durchwegs in der Zeit von etwa 1730 bis 1780 entweder in Herrnhut selbst entstanden sind, oder nach Herrnhuter Möbeln weiter-

gebildet wurden. Der oben genannte Schrank aus Suderode von 1781 stellt eine derartige Weiterbildung dar, eine ganz prächtige Leistung seiner Art.

Besonders bemerkenswert ist jedoch, wie Sieber zu erweisen versteht, daß es sich hier eigentlich um das Erbe mährischer Tischler handelt, die wegen ihres Festhaltens am Bekenntnis der Böhmisches Brüder nach Herrnhut auswanderten und dort in der Lausitz eine Nach- und Neublüte ihrer altertümlichen, einfachen Möbel hervorriefen. Es ist also auch eine Sache der österreichischen Forschung, die sich nun mit der Herkunft dieser Adam, Andreas, Johann und Wenzel Böhner aus Grünberg, der Nitschmann und Welzel aus Schildberg, alles in Nordmähren, wird beschäftigen müssen. Diese ein- und zweitürigen Stollenschränke erinnern so sehr an die frühen Alpbacher Formen, daß man die Zusammenhänge innerhalb des alten Österreich, vor allem die Frage der Auswanderung von Wiedertäufern nach Mähren, dabei wird besonders ins Auge fassen müssen. Was an den alpenländischen Möbelbeständen nicht zu finden ist, das ist nur die Bemalung mit langen Bibelsprüchen, die bei diesen Herrnhuter Möbeln völlig den figuralen Schmuck ersetzen.

Sieber hat in seiner wertvollen Arbeit alle wesentlichen Züge dieser Möbelgruppe herauszuheben verstanden. Das nunmehr heranzuziehende österreichische Material war ihm nicht geläufig, er blieb bei den böhmisch-mährischen Beziehungen stehen, obgleich ihm hier von der tschechischen Forschung nicht viel geboten werden konnte, wie der Hinweis S. 40 zeigt. Es wird da wohl gar zu ängstlich mit dem Begriff von „nördlichen Gebirgslandschaften der ČSR“ umgegangen. Sieber weiß zweifellos genau so wie seine Gewährsmänner Kranačik und Scheybal, daß es sich in Nordböhmen und Nordmähren um deutsche Volkskunst gehandelt hat. Damit erledigt sich auch der Hinweis S. 44 „Auch die Farbenfreude mag bei den Mähren im Erbe ihrer östlicher gelegenen Heimat wurzeln“. Die von Sieber gezeigten Lausitzer Möbel haben gar nichts „Östliches“ an sich. Ihre Farbigkeit stimmt mit dem allgemeinen Farbigerwerden des süddeutschen Bauernmöbels nach 1700 überein, das ein Problem für sich darstellt. Der Gegensatz zwischen der altertümlichen Konstruktion der Stollenmöbel und ebendieser farbigen Dekoration kommt bei den Herrnhuter Möbeln besonders deutlich zur Geltung, Siebers Material ist da von schöner Anschaulichkeit. Die gute Bebilderung der Arbeit macht sie auch für Vergleichszwecke brauchbar; nur die Wiederholungen der Abbildungen aus dem Buche Schröders sind unschärfer als die Originale.

Leopold Schmidt.

Leopold Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen vom Humanismus bis zur Gegenwart (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Institutes für Deutsche Volkskunde, Band 7). Berlin 1954, 104 Seiten.

Das vorliegende Buch war 1942 verlagsreif fertiggeschrieben, war 1945 gesetzt und korrigiert und im Trubel des deutschen Zusammenbruchs verschollen, war 1949 neuerdings zum Druck vorbereitet und mit den Anmerkungen bis dorthin wissenschaftlich erläutert und erschien im Sommer 1955 mit Verlagsjahr 1954. Das ist für die wissenschaftsgeschichtliche Stellung des Buches, das sich gerade der seit 1946 reichen, durch die Wiener Volksschauspielausstellung zur Hundertjahrfeier für Karl Weinhold (vgl. den Katalog „Volksschauspiel in Österreich“, Wien, Museum für Volkskunde, 1946, zusammengestellt von L. Schmidt)

neuerdings angeregten Volksschauspielliteratur anfügt, nicht unwesentlich. Die neueste Volksschauspielliteratur Österreichs und Süddeutschlands, der L. Schmidt erst kürzlich in einer Großrezension völlig neue Ideen und Sichten eröffnet hatte (Neuere Passionsspielforschung in Österreich. Jahrbuch des Österr. Volksliedwerkes, Band 2, Wien 1953, 114—143) ist mit bewußten Verzicht nicht mitverarbeitet worden, um den langen Druckgang des Buches nicht wieder zu verlängern. Das Buch gehört im wesentlichen jener glücklichen Schaffensperiode seines Verfassers in den Dreißigerjahren an, als er eine Fülle von neuen Studien zur Volksschauspielforschung beibringen konnte, jenes heute so hochentwickelten Forschungszweiges der Volkskunde, zu deren Neubegründern er sich stolz mit A. Dörrer, H. Moser und C. Niessen zählen darf. Wir erinnern an die Bücher: K. Adrian-L. Schmidt, Geistliches Volksschauspiel im Lande Salzburg, 1936; Alte Weihnachtsspiele, gesammelt in Niederösterreich, 1937; Formprobleme der deutschen Weihnachtsspiele, 1937, Ernyey-Kurzweil-Schmidt, Deutsche Volksschauspiele aus den Oberungarischen Bergstädten, II, Budapest 1938, an Schmidts „Gesellschaftliche Grundlagen des alpenländischen Volksschauspielwesens“ (Theater der Welt, I, 1937), an seine verschiedene Arbeiten über die spanisch-barocken Verflechtungen des alpenländischen Volksschauspiels u. a. m. Dieser Vorkriegsperiode gehört nun auch das neue, spät erschienene Buch an, dem es ähnlich erging wie Schmidts „Volksliedern aus Niederdonau mit Bildern und Weisen“, gedruckt zu Kassel 1944, erschienen 1950 (und wohl deshalb meist übersehen!).

Indes die „Spätlinge“ sind oft recht begabte Kinder. So weist auch das vorliegende, von der Berliner Akademie erretete und sauber herausgebrachte Buch viele Vorzüge auf. Hier geht es nicht um Textprobleme, Bühnenform, Mimik und Gestus im überlieferten Darstellungsstil, nicht um Formprobleme und literarische Abhängigkeiten, vielmehr um die Widerspiegelung des Spiellesbens bei leidenschaftlosen Schilderern, bei gehässigen Ablehnern oder enthusiastischen Bewunderern, kurz, bei allen, die ihr Augenmerk dem Phänomen „Volksschauspiel“ in irgendeiner seiner Formen, als Spielprozession, als Großform eines Mysteriums, einer Stubenspielgattung oder der Aufführung im Heischegang von Haus zu Haus gewidmet haben, angefangen bei Albrecht Dürers Miterleben und Schildern der Antwerpener Maria-Himmelfahrts-Prozession von 1520 über Humanismus und Reformation, über Barock und Rationalismus, über Rokoko und Aufklärung zu Klassik und Romantik, also bis zur Geburtsstunde der wissenschaftlichen Volksschauspielforschung vor nunmehr schon über 100 Jahren durch Karl Weinhold und Adolf Pichler in Österreich. Die Zeugnisse dieser oft an unscheinbarer Stelle eines Lebenswerkes aufgefundenen Volksschauspielbelege geben aneinandergereiht eine kleine europäisch-deutsche Geistesgeschichte für sich. Sie sind aber noch aus einem anderen Grunde der heutigen Volkskunde von besonderem Werte: sie sind Bausteine zu einer historischen deutschen Volkspsychologie und Erkenntnis der Lebensgesetze von Sage, Legende und Schwank. Gerade die älteren Spielbelege sind oft in Schwankform gekleidete Wandermotive und lassen mitunter besondere, bisher wenig beachtete Motivsteigerungen erkennen (z. B. die Todeskette, S. 23, 55). Die Erzählforschung wird aus diesem Buche, in dem sie ihre Objekte kaum vermuten kann, reichen Gewinn schöpfen. Die engere Volksschauspielforschung aber wird das Buch auch deswegen schätzen, weil

in ihm eine Geistesgeschichte der Volksschauspielbeurteilung mitwoben, zudem wenigstens skizzenhaft eine Systemisierung unternommen ist nach der Form (Spielhafter Brauch ortsfester Art; Umzugs-spiel; Prozessionsspiel; Stubenspiel; Großspiel; Truppenspiel; Puppenspiel) und nach dem Stoff (Jahreslaufstoffe; Legenden- und Volksbuchstoffe; Schul- und Ordensdramenstoffe).

Leopold Kretzenbacher.

Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde. 1955. In Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Heimatbund und mit Unterstützung des Regierungspräsidiums Nordwürttemberg herausgegeben von der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart. 204 Seiten, mit Abbildungen und einer Notenbeilage. Stuttgart 1955, W. Kohlhammer.

Ein neues Jahrbuch für Volkskunde im südwestdeutschen Raum muß von uns mit besonderer Herzlichkeit begrüßt werden. Ein solches Publikationsorgan hat dort zweifellos schon lange gefehlt. Durch die Württembergische Landesstelle ist nunmehr ein Kristallisationspunkt für die Bestrebungen im Schwabenland geschaffen worden, und die Tatsache, daß der Leiter dieser Landesstelle, Helmut Dölker, gleichzeitig Vorsitzender des Verbandes der Vereine für Volkskunde ist, gibt dem neuen Unternehmen sicherlich einen besonderen Antrieb.

Der erste Band stellt gleich eine gediegene Leistung dar, bietet Beiträge zur Volkskunde der Schwaben im Stammland und in den alten Neusiedellandschaften in Ungarn. Dölker selbst berichtet über den Stand und die Aufgaben der Volkskunde in Württemberg und widmet verstorbenen Forschern des Landes schöne Nachrufe, von denen der ausführliche und menschlich ergreifende auf Karl Bohnenberger besonders hervorgehoben werden muß. Ernst Rheinwald berichtet über „Verehrungen“ im alten Württemberg, Friedrich H. Schmidt-Ebhausen legt Auszüge aus Kirchenkonventsprotokollen vor, die sich als wichtige volkskundliche Quelle erweisen. Da bahnt sich also ein Gegenstück zu Hans Mosers Historischer Volkskunde in Bayern an. Karl Schumm, der fürstlich Hohenlohische Archivar, berichtet über das Bauernhaus in Württemberg im 18. Jahrhundert, mit instruktiven Bildern. Besonders wichtig ist die Abhandlung von Albert Walzer über Wallfahrtskirchen „mit eingebautem Baum“, wobei wir sogleich an Maria Taferl denken, das Walzer auch heranzieht, der an sich von der Kirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen ausgeht. Eine reich bebilderte und weit ausgreifende Arbeit, die sich nicht zuletzt auf die österreichische Forschung von Spieß bis Gugitz stützen kann. Besonders beachtenswert ist Walzers Gedankengang, inwieweit derartige Gnadenstätten mit Baum und Quelle usw. irdische Paradiesesabbilder darstellen, wobei die in den letzten Jahren erarbeiteten Hypothesen vom Gewölbe als Himmelsdecke usw. wichtige Hilfen ergeben. Man sieht, die kulturhistorische Richtung der Wallfahrtsforschung beginnt gegenüber der rein deskriptiven allmählich doch an Boden zu gewinnen. — Stärker psychologisch sind die Arbeiten von Dieter Narr über Konrad Celtis, den fränkischen Humanisten, und von Lutz Röhrich „Landschaft, Stamm und Sage“ orientiert.

Mit den ehemals im ungarischen Raum siedelnden Schwaben beschäftigen sich die Arbeiten zweier Forscher, die sich mit diesem Gebiet schon lang und intensiv befaßt haben. Hedwig Bauer berichtet über Weihnachtsspiele der Donauschwaben, mit Aufzeichnungen aus Kolluth

in der Batschka, Krottendorf im Ofner Bergland und Nagy-Árpád bei Fünfkirchen, also jenem Dorf, dem H. Bauer bereits 1933 eine eigene Monographie (Nagy-Árpád, Mundart und Sitten eines schwäbischen Dorfes, Fünfkirchen) gewidmet hat. Und Hugo Moser, der Erforscher der Sathmarer Schwaben, gibt eine genaue Darstellung der Orts-, Haus- und Straßennamen bei diesen Sathmarer Schwaben, mit besonderer Betonung der Tatsache, daß gerade über die Straßennamen im volksdeutschen Gebiet noch fast gar nichts gearbeitet wurde.

Man sieht, eine Veröffentlichung mit reichem und vielfältigem Inhalt, die aber doch recht bewußt zu einer Einheit gestaltet ist und durch zusammenfassende Bibliographien usw. späterhin noch stärker dazu gemacht werden soll. Wir möchten dem Unternehmen bestes Gelingen und lange Dauer wünschen.

Leopold Schmidt.

Ernst Schneider, Volkskundliches Gut in Heinrich Hansjakobs Schriften (Sonderdrucke aus: Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. Heft 34, 1954, S. 142—163 und Heft 35, 1955, S. 181—208. Offenburg/Baden, Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden).

Das Ausschöpfen der literarischen Selbstzeugnisse ist volkskundlich immer wichtig, und bei dem großen Volksschriftsteller Hansjakob selbstverständlich besonders ergiebig. Da es sich um Volkskulturgut einer alten vorderösterreichischen Landschaft handelt, sind die auf diese Weise gewonnenen Mitteilungen aus dem frühen 19. Jahrhundert auch für uns von großem Interesse.

Leopold Schmidt.

Gottfried Henßen, Sagen, Märchen und Schwänke des Jülicher Landes (= Deutsches Volkstum am Rhein. Veröffentlichung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Bd. 6). 328 Seiten, 8 Bildtafeln und 1 Karte. Bonn 1955, Ludwig Röhrscheid Verlag. DM 10,—.

Der Leiter des Zentralarchives der deutschen Volkserzählung hat aus dem Nachlaß des Dürener Lehrers Heinrich Hoffmann, der vor dem ersten Weltkrieg mit zwei sehr guten Sagensammlungen seiner Landschaft hervortrat, die wichtigsten Volkserzählungen des Landes um das alte Herzogstädtchen Jülich herausgegeben. Er ist nicht nur diesem Nachlaß und der Lebensgeschichte des wackeren Sammlers nachgegangen, sondern hat auch bei den Nachfahren der Gewährsleute Hoffmanns dazugesammelt, nicht zuletzt dadurch ermutigt, weil er doch selbst geborener Jülicher ist und in der Person seines eigenen Großvaters auch einen guten Gewährsmann in der Familie hatte. So ist diese Sammlung, die größtenteils wohlbekannte Erzähltypen bringt, doch sehr persönlich geworden. Die besondere landschaftliche Färbung erhält sie vor allem durch die Wiedergabe der Erzählungen in der Mundart, die ja an sich nicht eben leicht zu lesen ist. Aber Henßen hat die 494 Nummern des Buches mit einer gediegenen Einleitung und knappen, aber wegweisenden Anmerkungen ausgestattet, auch noch ein kurzes Wortverzeichnis beigelegt, so daß man die Sammlung sehr gut benützen kann.

Leopold Schmidt.

Das Mührad. Blätter zur Geschichte des Inn- und Isengaus. Bd. II, III, IV. Mühldorf 1952—1954. Verlag D. Geiger, Mühldorf, Obb., 1955.

Der Mühldorfer Anzeiger läßt nun schon im vierten Jahr diese nützliche Beilage erscheinen, die auch für die niederbayerische und

altsalzburgische Volkskunde von Wichtigkeit ist. Das neueste Bändchen (IV, 1954, 108 Seiten, mit mehreren Abbildungen) bringt einige gute kleine Beiträge zum Brauchtum (z. B. Lorenz Strobl, Der Fastnachts-Schimmelreiter, S. 19 ff.), zum Wallfahrtswesen (Lorenz Strobl, Unserer lieben Frauen Mutter; Annabrunn, S. 60 ff.). Auch unter den kunst- und kulturhistorischen Beiträgen findet sich manches für uns Wichtige (z. B. Anton Legner, Das Heiltumbuch des Degenhart Pfaffinger, S. 22 ff., das aus einer Altpapiersammlung für das Mühlendorfer Heimatmuseum gerettet werden konnte). Der schlichten Publikation kann man nur gutes weiteres Gedeihen wünschen. Leopold Schmidt.

Andreas Heinrich Blesken, Erinnerungen eines Achtzigjährigen. Beiträge zur Volkskunde der Soester Behörde (= Soester wissenschaftliche Beiträge, Bd. 8). Soest 1954, Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn. 260 Seiten. DM 5,80.

Ein liebenswürdiges, inhaltsreiches Buch, das in seinem ersten Teil mehr die landschaftlichen Überlieferungen enthält, einschließlich der alten bäuerlichen Arbeiten (Bestellung von Garten und Feld, Erntezeit, Dreschen, Flachsbearbeitung, Schweineschlachten, Brot, Butter, Käse, Essen und Trinken, Milchspeisen usw.) und in seinem zweiten die stärker persönlich gefärbten Erinnerungen an die Jugend des Verfassers in dem Bördedorf Ampen. Aus Kinder- und Schuljahren wird viel Wertvolles mitgeteilt, Erinnerungen an das Kuhhüten, an die Jahresfeste wie an die Konfirmation ergeben ein farbenreiches Bild. Bezeichnend etwa die späte Einführung des Christbaumes: Noch um 1870 wurden in Ampen nur drei Weihnachtsbäume geschmückt „in den beiden Trockelschen Wirtschaften und auf dem Schulzenhofe“ (S. 181). Nach Schilderungen aus dem Lebensbrauchtum (Verlobung und Hochzeit, Tod und Begräbnis) widmet sich Blesken noch der Sammlung der Sprichwörter und Redensarten aus der Börde und bringt dabei die stattliche Zahl von 1125 Spruchreden zuwege, im wesentlichen alphabetisch nach Schlagwörtern geordnet, was freilich bei den mundartlichen Fassungen noch keine sehr leichte Zugänglichkeit bedeutet. Es ist ja überhaupt ein guter Teil der Brauchschilderungen in Mundart abgefaßt, was die Lesbarkeit nicht erleichtert. Man muß unter Umständen zum Mundartwörterbuch greifen, und begrüßt es daher, daß seit 1952 ein landschaftliches Spezialwörterbuch vorliegt: Hermann Schmoeckel und Andreas Blesken, Wörterbuch der Soester Börde (= Soester wissenschaftliche Beiträge, Bd. 5). Auch für diese Arbeit sind wir also dem offensichtlich noch rüstigen Achtzigjährigen zu Dank verpflichtet, dessen Lebenswerk ein bisher doch recht wenig gekanntes deutsches Gebiet volkskundlich erschlossen hat. Leopold Schmidt.

Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte (= Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 12/1). Bd. I. Einleitung — Vorgeschichtliche Perioden — Religiöse Grundlagen des Lebens — Seelen- und Geisterglaube — Macht und Kraft — Das Heilige und die Kultformen. 2. völlig neu bearbeitete Auflage. XLIX + 505 Seiten, VI Tafeln und 11 Abb. im Text. Berlin 1956, Walter de Gruyter & Co.

Vor mehr als zwanzig Jahren erschien die erste Auflage dieses bedeutenden Werkes, ich habe sie damals in dieser Zeitschrift (Bd. XL, 1935, S. 123 f.) kurz angezeigt, mit dem Hinweis auf die besondere Stellung des Buches zur Volkskunde. Jan de Vries hat sowohl sein Ver-

hältnis zur altgermanischen Religionsgeschichte wie auch das zur Volkskunde in den dazwischenliegenden zwei Jahrzehnten sehr erweitern und vertiefen können, aber die Grundhaltung des Buches ist eigentlich gleich geblieben: Ein Handbuch, wohl das beste, das es heute gibt. — was man jetzt neben dem endlich erschienenen zweiten Band von Helm (Altgermanische Religionsgeschichte II/2. Die Westgermanen. Heidelberg 1953) besonders gut beurteilen kann —, aber eben ein Handbuch, nicht etwa ein Grundriß, der eine eigene großlinige Auffassung vertreten würde.

Jan de Vries hat sich im letzten Krieg die Sympathien seines Vaterlandes verscherzt. Seine Zusammenarbeit mit der Besatzung der Niederlande ist gewiß nicht von ungefähr gewesen, seine Sympathien sind auch wissenschaftlich immer etwas einseitig bestimmt erschienen. Dennoch hat er sich bemüht, in diese Neuauflage womöglich alle Ergebnisse der germanischen Religionsgeschichte einzuarbeiten. Wenn das Buch, wie es beabsichtigt war, 1942 erschienen wäre, hätten wir eine bei weitem einseitigere Bereicherung der ersten Niederschrift vor uns. Man merkt es auch jetzt noch, daß gewisse Lehrmeinungen, beispielsweise die Ansichten der Männerbundschule Stumpff-Flöfler-Wolfram recht umfassend aufgenommen wurden. Aber de Vries hat immerhin auch manches gar nicht hiezu Passende gelesen, und es womöglich auch in seinen Text einzuordnen versucht. Von einer einheitlichen Einschmelzung kann da freilich manchmal nicht die Rede sein, es gibt dann aufschlußreiche Stellen wie die folgende Erörterung über den sogenannten „Sonnenwagen“ von Trundholm. De Vries hat im allgemeinen nur die geläufige urgeschichtliche Literatur dazu aufgenommen, aber doch auch einmal Wolfgang Schultz gelesen, und somit nach den üblichen „Sonnenwagen“-Bezeichnungen auch einmal etwas von einem „Mondwagen“ gehört. Die Formulierung dafür lautet auf S. 114: „Mit Sicherheit läßt sich diese Frage nicht entscheiden; ich bezeichne den Trundholmer Sonnenwagen weiterhin als ein Sonnensymbol, auch wenn ich die Möglichkeit offen lasse, daß er vielleicht eher mit einem Mondkult in Verbindung gebracht werden soll.“ Ich habe nicht den Eindruck, daß eine derartige Ausdrucksweise, noch dazu mit einer so unmöglichen Wortprägung wie „Mondkult“ versehen, einem Benützer des Handbuches begreiflich wird machen können, worum es hier geht. Aber das geht eben so, wenn man ein so kompliziertes Netz von kulturellen Spuren und Zeugnissen, wie es die Glaubensüberlieferung des europäischen Nordens von der Jungsteinzeit bis ins Hochmittelalter darstellt, mit einem Griff glaubt einziehen zu können: aus zu vielen Löchern schlüpfen da die besten Fische davon. Man nehme nur die Erörterung der vielleicht bronzezeitlichen südkandinavischen Felsbilder, beispielsweise jene mit den überdimensionierten Menschengestalten. Da ist vom Forscherwitz über menschengestaltige „Götter“ dieser Periode die Rede, und de Vries entschließt sich S. 126 zu der Aussage: „Die übergroßen Menschenfiguren brauchen ja nicht gerade Götter darzustellen. In den Karnevalsanzügen werden auch öfter ein Riese und eine Riesin herumgetragen, und es wird wohl niemand behaupten, daß diese jemals ein göttliches Paar dargestellt hätten.“ Wirklich, wird das nie jemand behaupten? Läßt sich das eminent wichtige Problem der Riesenprozessionen des europäischen Westen tatsächlich so bagatellisieren, und die gewaltige heuristische Möglichkeit, die hier Oskar Almgren ja schon gefühlt hat, einfach übersehen?

Jan de Vries hat seine skeptisch abwägenden Bemerkungen über den religionsgeschichtlichen Wert der von der Volkskunde beigebrach-

ten Stoffe auch diesmal beibehalten, im wesentlichen ungefähr in dem S. 16 ausgeführten Sinn: „Ich möchte jedoch keinesfalls behaupten, daß die Materialien der Volkskunde samt und sonders wertlos seien“, oder S. 215: „Nur zögernd wagen wir uns in ein Gebiet, das durch eine erstaunliche Selbsttäuschung als ein schön bestelltes Ackerland der folkloristischen Forschung betrachtet wurde, aber in Wahrheit ein finsterner und undurchdringbarer Urwald ist, wo trügerische Irrlichter uns vom richtigen Pfade in das sumplige Gelände wohlfeiler Hypothesenlocken.“ Ich glaube nicht, daß man heute in dieser Art von der volkskundlichen Forschung sprechen kann. Um die „Materialien“ geht es von vornherein nicht, und um die, selbstverständlich wieder einmal zitierte „Jugend“ der Volkskunde als Wissenschaft auch nicht. Es geht nur darum, daß de Vries nicht an die methodische Forschung innerhalb der Volkskunde herankommt, sondern nur an die Außenseiter, an Germanisten und Skandinavisten, die aus dem Stoff der Volkskunde „wohlfeile Hypothesen“ gewinnen. Innerhalb des Faches sehen die Dinge ganz anders aus. Von hier aus kann man auch ganz deutlich sagen: Ein derartiges Buch könnte man nur mehr schreiben, wenn man von Anfang an ein tragfähiges Grundgerüst hätte, wenn man für diese germanische Religionsgeschichte selbst eine Methode ausgearbeitet hätte, und die Dinge dann von einem festen Standpunkt aus beurteilen könnte. Aber all das ist hier nicht gegeben. Es bleibt ein brauchbares Handbuch, in dem alle wesentlichen Materialien versammelt sind, und alle geläufigen Meinungen dazu, vielleicht mit einiger Einseitigkeit auch jetzt noch, aber sicherlich mit dem Willen zur Objektivität. Das soll auf jeden Fall sehr anerkannt werden.

Leopold Schmidt.

Fritz Bose, Musikalische Völkerkunde. 197 Seiten. Freiburg i. Br. Atlantis-Verlag.

Die vortreffliche Einführung umfaßt fünf Kapitel: Weg und Ziel der musikalischen Völkerkunde; Der Mensch und die Musik; Klangstile; Melodie und Rhythmus; Tonsystem und Leiter. Eine umfassende Bibliographie von fast 400 Nummern und 64 Musikbeispiele bilden den Abschluß. Hier sei gleich bemerkt, daß die Musikbeispiele den schwächsten Teil des Gebotenen bilden, wofür nicht der Verfasser, sondern die Unzulänglichkeit unserer Notenschrift haftbar zu machen ist; hier könnten nur auf Schallplatten gesammelte Ausschnitte ein richtiges Klangbild geben. Bemerkenswert ist die Feststellung der Schwierigkeit, fremde Volksmusikstile zu erkennen (S. 52): unbeschriftete Schallplatten wurden von vier Fachleuten nach erstem Anhören als chinesisch bezeichnet, erwiesen sich jedoch als Berbermusik. — „Was die europäische Volksmusikforschung von der Musikalischen Völkerkunde grundlegend unterscheidet, ist bei Betrachtung der Musik der Naturvölker nur der Umstand, daß diese Musik im ursprünglichen und idealen Zustand die einzige und einheitliche Form der Musikkultur darstellt, während die Volksmusik in Europa immer nur eine Teilerscheinung der Musikkultur ist, neben der noch andere Formen und Stile existieren...“ (S. 136). — Ein zweiter Band soll ausführliche Beschreibungen und Analysen der Musik aller Völker, ihrer Instrumente, Musikpraxis und Musiktheorie bringen.

K. M. Klier.

Konrad Scheierling, Ich bin das ganze Jahr vergnügt. Lieder für uns alle. Gesammelt und herausgegeben (= Bärenreiter-Ausgabe 2000), 114 Seiten mit Melodien. Kassel und Basel 1955, Bärenreiter-Verlag.

Der Untertitel „Lieder für uns alle aus Westungarn, dem Pester Komitat, dem Bakonyer Wald, der Schwäbischen Türkei, der Untersteiermark, Gottschee, Slawonien, Syrmien, der Batschka, dem Banat, Siebenbürgen, Sathmar, dem Karpatengebiet, Wolhynien, Galizien, dem Buchenland, Bessarabien, der Dobrudscha, der Ukraine, dem Wolgabgebiet und dem Kaukasus“ besagt ausführlich genug, daß es sich um das deutsche Volksliedgut der ehemaligen Sprachinseldutschen Osteuropas handelt. Scheierling hat es aus den wohlbekanntesten Sammlungen aus der Vorkriegszeit und nach zahlreichen eigenen Aufzeichnungen zusammengetragen, die Quellenangaben bezugen die saubere Arbeit. Auf die kleinen Volksschauspiele soll besonders hingewiesen werden: Ein Sommer- und Winterspiel aus Tolnau, Schwäbische Türkei (S. 92 ff.), ein Adam- und Evaspiel aus der Batschka (S. 96 f.), ein Christkindlingsingen aus Slawonien (S. 97 ff.) und ein Heiligdreikönigslied aus Syrmien (S. 102 f.). Die kleinen Stücke, denen also auch bei den Umsiedlern noch ein gewisses Eigenleben zugesprochen wird, stellen eine gute Illustration zu der großangelegten Arbeit von Alfred Karasek, Die donau-schwäbische Volksschauspiellandschaft. Entdeckung und Untergang (Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. I. Salzburg 1955. S. 93—144) dar. Leopold Schmidt.

Eugen Wohlhaupter †, **Die Rechtsfibel**. Deutsches Recht in der Vergangenheit. Bearbeitet von Hermann Baltl. Bilder von Lisa Hampe. Bamberg 1955, L. Staackmann Verlag. 112 Seiten mit Tafeln und Textillustrationen, DM 4,80.

Der bedeutende Rechtshistoriker Wohlhaupter († 1946) hat dieses nützliche Büchlein zur Rechtswalkunde hinterlassen, das einen breiteren Leserkreis in die Vielfalt und Eigenart des altdutschen Rechtslebens einführen soll und, wie sich zeigt, auch kann. Der Bearbeiter, der Grazer Rechtshistoriker Hermann Baltl, der sich erst vor kurzem eingehend mit dem Gebiet beschäftigt hat (vgl. seinen Aufsatz „Rechtliche Volkswunde und Rechtsarchäologie als wissenschaftliche Begriffe und Aufgaben“, Schweizerisches Archiv für Volkswunde, Bd. 48, Basel 1952, S. 65 ff.) hat das Nachlaßwerkchen behutsam behandelt und dabei offenbar für eine gewisse Heranziehung österreichischer Beispiele gesorgt, die auch im Bildteil angenehm auffallen. Leopold Schmidt.

Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkswunde. Bd. 34—36. Basel 1952—1955. Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG.

Unsere schweizerische Schwesternvereinigung gibt Jahr um Jahr die schönen Bände ihrer „Schriften“ heraus, ohne daß es uns jeweils möglich wäre, zu den einzelnen Arbeiten sogleich zeitgerecht Stellung zu nehmen. Es soll daher hier nur auf die letzten, aus ganz verschiedenen Sachgebieten stammenden Arbeiten hingewiesen werden, die an sich durchaus einer eingehenden Besprechung würdig wären.

Bd. 34. Melchior Sooder, **Bienen und Bienenhalten in der Schweiz**. 341 Seiten mit 23 Tafeln und vielen Abbildungen nach Zeichnungen von Berta Tappolet, Ludwig Vogel und nach andern Vorlagen. Basel 1952.

Ein prächtiges Buch, voll des schönsten Stoffes, ausgezeichnet gegliedert und von den verschiedensten neueren Arbeiten zur Bienenwalkunde wohltuend angereichert. In vieler Hinsicht ein Vorbild.

Bd. 35. Ziedonis Ligērs, **Ethnographie Lettone I**. Introduction de Karl Meuli. 550 Seiten mit 322 Figuren im Text und 146 Abbildungen auf 64 Tafeln. Basel 1954.

Ligērs hat sich schon vor dem letzten Weltkrieg mit der Volkskunde seiner lettischen Heimat beschäftigt und Ergebnisse auf dem Gebiet der Sachkultur, die uns ja durch und seit August Bielenstein recht gut bekannt ist, in lettischer Sprache veröffentlicht. In der Zeit der deutschen Besetzung hat er seine Ergebnisse in dem deutsch geschriebenen Buch „Die Volkskultur der Letten. Ethnographische Forschungen I“, Riga 1942, publiziert. Nun veröffentlicht er als Emigrant das Werk wieder, diesmal in französischer Sprache, mit den gleichen Bildern aus seinen und aus Bielensteins Büchern. Das mag für den Autor alles notwendig sein, für uns erscheint es ein bißchen zuviel des Guten, vor allem deshalb, weil die verschiedenen Auflagen des eigentlich doch immer gleichen Werkes keinen Fortschritt in der Erkenntnis und der Darbietung erkennen lassen. In den Schriften der Schweizerischen Gesellschaft vollends sucht man den Band wohl auch nicht.

Ich benütze die Gelegenheit, um auf eine andere Neuerscheinung über Lettland hinzuweisen, die mir für die heutige historische Volkskunde wichtiger vorkommt:

Manfred Hellmann, **Das Lettenland im Mittelalter**. Studien zur ostbaltischen Frühzeit und lettischen Stammesgeschichte, insbesondere Lettgallens (= Beiträge zur Geschichte Osteuropas, Bd. 1). XXII und 264 Seiten, 1 Karte. Münster-Köln 1954, Böhlau-Verlag.

Das vorzügliche Buch erhebt die Geschichte Lettgallens, den Stand des lettischen Siedlungswesens um 1200, die ostslawischen und litauischen Einflüsse usw. in kritischer Weise. Die bekannten Fragen um Dorf oder Einzellhof werden erneut gestellt und aus geschichtlichen Quellen heraus beantwortet. Die Erforschung des bäuerlichen Haus- und Gerätewesens wird an diese fundierten Darlegungen mit Nutzen anknüpfen.

Bd. 36. Als Band 36 ist uns zuerst folgende Arbeit zugegangen:

Lenz Rettenbeck, **Feige. Wort — Gebärde — Amulett**. Ein volkskundlicher Beitrag zur Amulettforschung. 142 Seiten, 11 Abb. Basel 1955.

Aus einer Dissertation bei Rudolf Kriss ist hier die tüchtige Monographie eines schwierigen und heiklen Problemkomplexes hervorgegangen. Rettenbeck hat die Feigengebärde vorangestellt und das Amulett als ihre Verbildlichung dargetan. Über den Bildsinn von Gebärde und Amulett gelangt er zu einer neuen Interpretation, die die Feigenbaumkultur, insbesondere die künstliche Befruchtung der Feige in der Antike eingehend darstellt und über die Feigenfruchtvergleiche, die Feigenverwendung im antiken Kult und Mythos wie überhaupt über die Feigengeltung in Ägypten, Griechenland und Rom dazu kommt, den geschlechtlichen Gehalt der „Feigengestalt“ eindringlich herauszuarbeiten. Man wird nicht bezweifeln können, daß aus dieser Grundschrift heraus alle weiteren Gestaltungen dieser Art erwachsen sind, auch wenn die Wege des Weiterlebens der entsprechenden Vorstellungen kaum erhellbar erscheinen.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen dieses — leider nur photomechanisch hergestellten — Bandes erschien abermals ein

Bd. 36. Hans Trümby, **Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert** (auf Grund der gedruckten Quellen). 390 Seiten. Basel 1955.

Diese Darstellung der volkstümlichen Sprache der deutschen Schweiz und des Werdens ihrer Mundartliteratur ist freilich im wesentlichen germanistisch, und für uns vielleicht von geistesgeschichtlicher, kaum aber von eigentlich volkskundlicher Bedeutung.

Leopold Schmidt.

Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung. In Verbindung mit dem Schweizerdeutschen Wörterbuch herausgegeben von Rudolf Hotzenköcherle, Frauenfeld, Verlag Huber & Co.

Bd. III. Rudolf Trüb, **Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal.** Ein Beitrag zur Sprach- und Kulturgeographie der Ostschweiz. 1951. XXXI + 288 Seiten, 2 Tabellen im Text, 1 Reliefkarte und 7 sprachgeographische Karten. DM 16,—.

Bd. IV. Arnold Bangerter, **Die Grenze der verbalen Pluralendungen im Schweizerdeutschen.** 1951. XVIII + 114 Seiten, 16 Abb. im Text, 5 Karten im Anhang. DM 10,—.

Bd. V. Robert Schläpfer, **Die Mundart des Kantons Baselland.** Versuch einer Deutung der Sprachlandschaft der Nordwestschweiz. 1956. XXVIII + 250 Seiten, 13 Karten im Anhang. DM 11,—.

Die schweizerdeutsche Mundartforschung wird von der schweizerischen Volkskunde stark beachtet. Ein bedeutendes Zeugnis dafür stellt das Erscheinen des wichtigen Buches von Hans Trümby, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert in der Reihe der Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (Bd. 36, Basel 1955) dar. Unter diesen Umständen muß auch von uns aus wenigstens auf diese durchwegs sehr guten Doktorarbeiten hingewiesen werden. Sie bringen ja mehr als etwa reine Dialektgeographie, sie versuchen vielmehr immer eine geschichtliche Erschließung der betreffenden Sprachlandschaft und das bedeutet auch für uns als nächste Nachbarn dieser Landschaften sehr viel. Besonders wertvoll scheint die Arbeit von Trüb (Bd. III), die sich zu guten Teilen mit der Entromanisierung und demgemäßigen Germanisierung des Walensee-Gebietes beschäftigt, wobei ja schon der Name des schönen Sees auf die vorliegenden Probleme hinweist. Vor achtzig Jahren ist in dieser Gegend eine der berühmtesten frühen Mundartaufnahmen entstanden, das Büchlein von Jost Winteler über die Kerenzer Mundarten des Kantons Glarus, 1876. Man sieht mit Bewunderung, zu welcher Feinheit der Methode diese Forschung inzwischen weitergeschritten ist.

Vor ganz andere Probleme als dieses alte rätoromanische Hirtenland stellt der Kanton Baselland, den Schläpfer (Bd. V) behandelt. Die Sprachgeographie des geschichtlich bedeutsamen Grenzlandes wird folgerichtig vor dem Gesamtüberblick über den geschichtlichen Aufbau der Sprachlandschaft des Baselgebiets behandelt. Alle hier naheliegenden Probleme finden ihre gediegene Bearbeitung, so auch der sprachliche Zusammenhang des Gebietes mit dem Elsaß und die Unterschiede der Mundart zwischen Baselland und Baselstadt. Wie schwierig alle diese Arbeiten sind, macht ein kleines Beispiel klar, das sich bei der Zusammenarbeit der schweizerdeutschen Mundartforscher mit ihren Kollegen im Elsaß ergab und das Schläpfer S. 140 erfreulicherweise mitteilt: Bei den Aufnahmen im Sundgau ergab es sich, daß bei der Nieder-

schrift von Lauten „der Franzose bzw. der Elsässer und der Schweizer einen objektiven elsässischen Laut subjektiv anders deuten und an verschiedener Stelle in die Vokalreihe einordnen“. Die Schweizer hörten nämlich ein langes e, höchstens ein ä, wogegen ihre Kollegen von drüben deutlich ein langes a zu hören meinten. Das wird sich also in dem in Vorbereitung befindlichen Elsässischen Sprachatlas bemerkbar machen, der offenbar anders ausschauen würde, wenn schweizerische Exploratoren für ihn arbeiteten, und wieder anders, wenn es, wie jetzt, französische Exploratoren tun. Das macht nachdenklich, denn es geht dabei nicht nur um die Phonetik, sondern zweifellos um viele Probleme aller derartigen Atlasarbeiten. Leopold Schmidt.

Paul Lindemans, Geschiedenis van de Landbouw in Belgie. Antwerpen, Verlag De Sikkel, 2 Bände, Bd. I, 1952, 472 Seiten mit 43 Abb. Bd. II, 1952, 542 Seiten mit 45 Abb.

Belgien hat hier eine großangelegte und vorzüglich ausgeführte Geschichte seiner älteren Landwirtschaft erhalten, die von der gesamten Sachvolkskunde mit großer Dankbarkeit begrüßt werden muß. Der erste Band bringt die Grundlagen einschließlich Pflugbau und Weidewirtschaft, der zweite den ganzen Ackerbau von der Aussaat bis zur Ernte, und noch Flachsbaum, Viehzucht einschließlich Bienenhaltung usw. dazu. Alle Kapitel sind sorgfältig und gleichmäßig angelegt, mit Heranziehung des gesamten Quellenmaterials, wobei man jederzeit bemerkt, wieviel gute alte Landwirtschaftsliteratur es gerade über dieses Gebiet gibt. Eine Besonderheit hinsichtlich der Quellenkunde ist die Tatsache, daß die große Bildende Kunst der Niederlande wohl mehr Bauernbilder geschaffen hat als jede andere Malerei und Graphik. Von den Stundenbüchern über Brueghel bis zur Rubenszeit gibt es für jede Arbeit, für jedes Gerät eine gute Bildquelle, und Lindemans hat diese großartigen Quellen wohl sehr sorgfältig benützt, vieles davon auch abgebildet, aber selbstverständlich noch durchaus nicht alles ausschöpft. Ob man um die Spaten und Schaufeln fragt, oder um die Säekörbe Kempens, oder um die Pflug- und Eggenformen, oder um die besonders charakteristische Kurzstielseuse, alle diese Dinge sind nicht nur nach dem ganzen Stand des derzeitigen Wissens behandelt, sondern auch in alten Bildern bezeugt, was entschieden ein Glücksfall für die Geräteforschung ist. Alle diese Dinge erscheinen uns nicht zuletzt deshalb von Wichtigkeit, weil es sich ja um Belgien handelt, ein Land, das etwa drei Jahrhunderte als Österreichische Niederlande mit uns geschichtlich eng verbunden war. Die Beziehungen, die sich auch volkscundlich daraus ergeben haben müssen, sind bei weitem noch nicht geklärt. Das überaus wertvolle Werk von Lindemans sollte ein Anstoß dazu sein, auch auf dem Gebiet der bäuerlichen Arbeit und des dazugehörigen Gerätewesens diesen Verbindungen nachzugehen. Leopold Schmidt.

Emilijan Cevc, Problematika naših poslikanih panjskih končnic. (Die Problematik unserer bemalten Bienenstockbrettchen.) Sonderdruck aus: Naša sodobnost (Unsere Gegenwart), III, Ljubljana 1955, Nr. 11/12, S. 1061—1078.

Dva prispevka k motiviki slovenskih panjskih končnic. (Zwei Beiträge zur Motivik der slowenischen Bienenstockbrettchen):

1. Marija Jagodic, Kmet ziblje Francoza (Der Bauer hutscht den Franzosen in die Wiege). (S. 3—20.)

2. Niko Kuret, Babji mlin (Die Altweibermühle). (S. 21—59.) Beide Arbeiten zusammen als Sonderdruck aus dem Slovenski Etnograf VIII, Ljubljana 1955, S. 153—206.

Die drei vorliegenden Untersuchungen erschienen im Zusammenhang mit einer Sonderausstellung des Ethnographischen Museums zu Laibach im Frühsommer 1955. Zu den reichen Beständen dieses slowenischen Volkskundemuseums und jener in den Provinzen Krains stellte auch das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien eine Anzahl hübscher Bienenstockstirnbrettchen (Bb.) (slowen. panjske končnice) mit jenen bunten Genre-Szenen bei, die diese Bildbrettchen zu einem vielbesprochenen Charakteristikum der ostalpinen Volkskunstdlandschaft mit dem Schwerpunkt im slowenischen Raum werden ließen.

Emilijan Cevc, ein junger, erfolgreicher Kunsthistoriker, dessen Fachinteressen sich meist über ganz Innerösterreich erstrecken (vgl. seine Studie über Hans von Judenburg. Deutscher Auszug bei L. Kretzenbacher, Zs. d. Histor. Ver. f. Steiermark, XLV, Graz 1954, 188 ff.) stellt in sehr kritischer Analyse nach der notwendigen Absage an jegliche romantische „Volkskunst“-Schwärmerei das bisher von Volkskunde und Kunstgeschichte Geleistete den Forderungen der gegenwärtigen Wissenschaft gegenüber. Ausgehend von der ersten wissenschaftlichen Beachtung der Bb. durch Walter Šmid (Der Bilderschmuck der Krainer Bienenstöcke. Eine folkloristische Skizze. Mitteilungen des Musealvereins für Krain XVIII, Laibach 1905, 103 ff.) und den Versuchen einer Bestandsaufnahme und Herleitung durch Stanko Vurnik (Slovenske panjske končnice, Zs. Etnolog III, Laibach 1929, 157 ff.) und den kleineren Studien vor allem in den Fachzeitschriften der einst berühmten Krainer Bienenzüchter stellt Cevc diese Forderungen auf: allgemeine Katalogisierung der Bestände ohne Rücksicht auf ihre ästhetischen Qualitäten; Feststellung der Verbreitung a) nach ihrem primären und sekundären „Mutterraum“ (matični prostor), worunter Vf. die Landschaft versteht, in der diese Bb. nicht nur verwendet, sondern auch hergestellt wurden oder werden, und b) nach ihrem primären und sekundären „Lebensraum“ (življenski prostor), jenen Landschaften also, wo die Bb. zur Imkerei gehörten, jedoch nicht auch hergestellt, sondern von wo anders bestellt oder bei Malern in Auftrag gegeben wurden, die „auf die Stör“ (v štero) gingen. Dieser „Lebensraum“ ist vermutlich von Anfang an und vor allem in der klassischen Zeit der Bb.-Malerei (etwa 1820—1880) wesentlich weiter als der „Mutterraum“. Erst dann folgen Fragen nach dem primären Ursprung, nach den geschichtlichen, psychologischen und formalen Momenten dieser Sondergattung der Malerei, die Cevc bewußt in die Mitte zwischen „Volkskunst“ und „Hochkunst“ stellt. Sind doch zahlreiche Meisterfamilien, die sonst Schöpfer von „Hochkunst“ sind, bekannt und werden andererseits doch unzweifelhaft typische Ausdrucksmittel der „Volkskunst“ verwendet. Die heutige geographische Verbreitung der Bb. (Oberkrain, Unterkärnten, Nordteil des Görzischen, etwa um Tolmain) müsse sich nicht mit einer früheren decken. Der alleinige Herleitungsversuch aus „deutsch-alpinem“ Einfluß (St. Vurnik), weil diese Gegenstände in den (Strohgeflechtstöcke verwendenden) Gebieten des slowenischen Küstenlandes, in Weißkrain und in der östlichen Untersteiermark fehlten, reiche keineswegs aus, den Ursprung in jenem Raume eindeutig zu bestimmen, in dem allerdings die bisher als wichtigste Zentren bekannten Herstellungsorte (Pöllander- und Selzachertal in ehemals freisingischen Gebiete von Bischoflack, Stein, Radmannsdorf, Krainburg, Lauffen und

Dupplach in Oberkrain, Eberndorf im Kärntner Rosental) liegen. Von hier ging der Export der Krainer Bb. bis in die Schweiz (vgl. M. Söder, Bienen und Bienenhalten in der Schweiz, Basel 1952, 330). Insbesondere sind aber der Kärntner Raum (Rosen-, Jauntal) und die Verbreitung drauabwärts nach der Untersteiermark noch zu wenig erforscht.

Eine Hauptschwierigkeit liegt in der Datierungsfrage. Valvasor, der so viel von der Krainer Imkerei spricht, erwähnt die Bb. nicht. Sie werden für Krain frühestens 1776 genannt (P. P. Glavar) und für Kärnten bei J. H. G. Schlegel in der „Reise durch einige Theile vom mittäglichen Deutschland und dem Venetianischen“, Erfurt 1798. Unterkärntens Imker verwendeten diese Malbilder damals so sehr, daß sie auch dem reisenden Fremden auffielen.

Die Datierungsfrage hängt aber mit der Begriffsbestimmung für die „Bb.“ (pajnske končnice) eng zusammen. Die Sonderausbildung in der uns geläufigen Form scheint in der Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgt zu sein. (Cevc übergeht hier die bestehende Diskrepanz in der Datierungsfrage bei M. und A. Haberlandt und St. Vurnik. M. Haberlandt hatte [Österr. Volkskunst aus den Slgen. d. Mus. f. österr. Volkskunde, Wien 1911, Textband 144] 1686 als ältestes Datum angesetzt. St. Vurnik [Ethnolog III, 161] betont, daß bis 1929 kein früher als 1758 datiertes Stück gefunden sei. A. Haberlandt hält [Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, 24] an der Frühdatierung seines Vaters fest.) Cevc, der sich unter den vorgebrachten Erklärungsversuchen (gesuchte Farbwirkung für die Bienenlenkung; Mode; Abwehr gegen Verhexung des Bienenstockes als eines einst wirtschaftsgeschichtlich wichtigen Erwerbsmittels) für das Apotropaion als Ursinn des bemalten Bb. ausspricht, zählt darum auch jene nur schwarzweiß mit magischen Zeichen (Sonnenräder, Sechsstern, Kreuz, Lebensbaum) versehenen Bb., die vor der Ausbildung jener genre-Szenen liegen, hieher, in denen (über kirchlichen Einfluß) die religiösen Themen (Bibel, Legende, Einzelheilige) im frühen 19. Jahrhundert zu dominieren begannen. Die Parallele zu dieser „Abwehr“ durch Ausformung des zu schützenden Gegenstandes in heiliger Gestalt sieht Cevc in den deutschen Landschaften mit Stockfiguren von biblischen Propheten, Aposteln, Bischöfen usw. (B. Schier, Der Bienenstand in Mitteleuropa, Leipzig 1939, Abb. 22 ff., 45 f.; A. Spamer, Die deutsche Volkskunde II, Leipzig-Berlin 1935, 308 f.). Aus der Absicht auf „Abwehr“ entstand die „Mode“ und ihre Ausrichtung auf religiöse Themen in der Umgegend von Klöstern, wobei der Zusammenhang mit der Motivik der Hinterglasmalerei gut herausgestellt wird. Nebenher wird aber auch das Vordringen der spottlustigen Bilder gegen Schuster und Schneider u. dgl., also gegen die „Habenichtse im Dorf“, die sich eben nicht mit den Bauern messen können und ebenso der ständig wiederkehrende Spott gegen den beamteten Jäger gut beobachtet. Freilich wird Cevc der überragenden Rolle des gedruckten Bilderbogens als Vorlage für die Bb.-Malerei nicht ausreichend gerecht. Gerade dieser Bilderbogen aber scheint uns in den weltlichen wie in den geistlichen Themen eine der Wesensgrundlagen für die besondere Ikonographie der Bb. zu sein. Das geht ja besonders auch aus der weitausgreifenden motivgeschichtlichen Arbeit von Niko Kuret hervor.

N. Kuret verfolgt das bekannte Verjüngungsmotiv der „Altweibermühle“ in sorgfältiger Untersuchung zunächst in der Volksdichtung, in der bildenden Kunst und den volkstümlichen mimisch-dramati-

schen Formen (Jungbrunnen, Umschmelzen, Umschmieden und Mühle) (Aarne-Thompson 733). Schon Johannes Bolte machte auf die Bilderbogen des Altweiber-Ofens (deutsche Bilderbogen 16. Jahrhundert, russische 19. Jahrhundert) aufmerksam, denen V. etliche bisher nicht oder wenig beachtete auch in Bildwiedergaben zur Seite stellen konnte. Fastnachtsspiele vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart in Mitteleuropa, Rußland („Schmiedespiel“) und Bulgarien, werden aufgezählt und der von W. Liungman (Traditionswanderungen Euphrat-Rhein II = FFC 119, Helsinki 1938, 804) (nicht wie Fehlzeit 802) fehlinterpretierte Bericht über die bulgarische Stanimaka (Stenimachos) als Altweiber-Ofen (also nicht -mühle) festgelegt. Kuret setz hier (49 ff.) mit seiner Deutung ein, derzufolge Ofen und Schmiede vor der Mühle das wesentliche Requisite der Verjüngungsmotivs ausmachten. Für ihn ist dieses Motiv wesentlich mit Frühlingskultus und Verjüngungszauber (Vegetationszauber) verbunden, wenngleich davon nur die entleerte Form als Faschingsscherz geblieben sei, wie sie aber bereits in der städt. Fasnacht des 15. Jahrhunderts begegne. Der Ofen sei im ländlichen Umgrund durch die Mühle ersetzt worden. Hier aber scheint mir die erotische Seite des Motives zu wenig berücksichtigt zu sein, die sich in Redensart („noch nicht ausgebacken“) kundgibt und den Leib der Schwangeren als den „Backofen“ bezeichnet, der (nach Abtreibung oder Geburt) ihr „eingefallen“ ist. Von dieser erotischen Seite her gesehen scheint das ursprünglich allein dominante Ofenmotiv verständlicher, zumal die reichlich derbe Gestik solcher Szenen (auch wenn es schon eine „Altweibermühle“ ist, z. B. beim ost- und untersteirischen „Blodziehen“) an Deutlichkeit bei den Darstellern nichts verißt. Kurets Arbeit ist außerordentlich verdienstvoll durch die Sorgfalt ihrer Schichtenabhebung und die sehr instruktive Bebilderung, zu der eine — bei Cvec leider ganz fehlende — ausführliche Zusammenfassung in deutscher Sprache tritt (57—59).

Die Studie von Marija Jagodic, der Kustodin des Laibacher Volkskundemuseums, verfolgt das Motiv vom geplagten Krainer Bauern, der einen französisch-napoleonischen Soldaten der Besatzung in der Provinz „Illyrien“ (1809—1813) in der Wiege hutschen muß, in der sehr reichen Volksüberlieferung als Sage und Schwank, dazu aber auch in dem Bb. dieses Motives. Den Abschluß bildet der Versuch der Datierung dieser meist als Anekdote, aber auch als „wahre Begebenheit“ und nicht nur als Anspielung auf die seinerzeitigen Besatzungskinder ausgegebenen Geschichte aus Unterkrain. Eine französische Zusammenfassung der Ergebnisse ist beigefügt.

Es steht zu erwarten, daß diese Anfänge einer systematischen Erforschung der Ikonographie der Bb., für die sich dzt. der Direktor des Laibacher Volkskundemuseums tatkräftig einsetzt (vgl. Boris Orel, O naših panjskih končnicah. Über unsere Bb., Zs. Likovni svet 1951, 112 ff.) weitere Früchte tragen, die der gesamten Volkskunsthorschung im Ostalpenbereiche zugute kommen. Leopold Kretzenbacher.

Jerina Šobić, *Costumes and Ornaments in the Ethnographic Museum in Belgrade*. Beograd, „Jugoslavija“, 1956, 7 Seiten + 15 Farbtafeln + 1 Umschlagfarbtafel.

Die repräsentative Zeitschrift „Jugoslavija“ bringt laufend auch Darstellungen von jugoslawischen Trachten und Textilien in vollendeten Farbwiedergaben. Daneben wird aber vom gleichen Verlag unter der Leitung von Oto Bihalji-Merin eine Sonderreihe von Farbtafel-

heften herausgegeben, die einzelthemen behandelt und deshalb für den Gebrauch von Sonderinteressenten bestimmt ist. So fanden bereits die Fresken des serbischen Klosters Sopoćani und der Marienkirche von Beram in Istrien, die Ikonen von Ohrid und die berühmte Haggadah von Sarajevo sowie antike Objekte des Nationalmuseums in Belgrad und das Gemälde der Schlacht auf dem Amselfelde von Petar Lubarda eine würdige Darstellung. Für den Volkskundler anziehend sind aber besonders das bereits 1954 erschienene Tafelheft „National costumes of Serbia“ mit farbigen Wiedergaben von 16 Trachtenaquarellen von Nikola Arsenović und die vorliegende Arbeit.

Die Tafeln dieses Heftes sind so angeordnet, daß der Darstellung einer Tracht — stets angezogene Figurine — ein textiles Detail der gleichen Tracht folgt. Gezeigt werden die — weiblichen — Trachten von Peñja (südöstlich von Vranje), aus dem Tal der Nišava (bei Niš), aus dem Tal der Resava (rechter Seitenfluß der Morava), aus dem Kosovo, aus der Šumadija, aus der Umgebung von Požarevac, aus der Posavina in dem Belgrad benachbarten Teil und aus der Umgebung von Peć in der Metohija. Damit ist ein guter Querschnitt gegeben, der die Eigenheiten aller Kulturzonen dieses Raumes voll berücksichtigt. Der Text, für den Jerina Šobić, Kustos am Ethnographischen Museum in Belgrad, verantwortlich zeichnet, gibt eine bis ins Detail gehende gute Beschreibung, wobei auch die Originalbezeichnungen der einzelnen Trachtenelemente nicht vergessen werden.

Schließlich sei noch dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß in dieser schönen Reihe auch die reichen Sammlungen der anderen großen Ethnographischen Museen Jugoslawiens, so besonders von Zagreb, Ljubljana und Sarajevo, eine ihnen zukommende Berücksichtigung finden mögen.

Adolf Mais.

Hilkka Vilppula, Das Dreschen in Finnland (= Kansatieteellinen Arkisto Bd. X). Helsinki 1955. 320 Seiten, 130 Abb. und Karten.

1942 erschien von Frau Vilppula „Die finnische riihi, Darre mit der Tenne“ (Kansatieteellinen Arkisto, Bd. V, 62 Seiten, finnisch mit deutschem Referat). Nun folgt dieser notwendigen Vorarbeit das schöne Buch über das Dreschen, als Dissertation bei Kustaa Viikuna gearbeitet und erfreulicherweise zur Gänze in deutscher Sprache vorgelegt. Das Werk ist ein würdiges Gegenstück zu Dag Trotzigs grundlegender Monographie von 1943.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1955/56 / Deutsches Haus und Gerät

- L. F. Barthel, W. Braun, S. Hofmann, J. Hoh, J. Mundigl, Markt und Dorf in Bayern, München 1955, Verlag Herbert Neuner, 144 Seiten, mit Abb. und Skizzen.
- David Beck, Alpwirtschaft und Alpbrauch in Liechtenstein (Schweizer Volkskunde, Bd. 45, Basel 1955, S. 33—41, 4 Abb.).
- Paul Clemens, Lastrup und seine Bauernschaften. Siedlung und Wirtschaft einer niederdeutschen Geestlandschaft (= Schrifttum der wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft zum Studium Niedersachsens e. V., N. F. Bd. 40). Bremen-Horn, 1955, Walter Dorn-Verlag, 89 Seiten, 13 ein- und mehrfarbige Karten im Text, 14 Abb. auf Tafeln.
- Dietrich Drost, Zur Gliederung und Herkunft der metallenen Feuerböcke Europas (Ethnographisch-Archäologische Forschungen, Heft 2, Berlin 1954, S. 100—158, 8 Bildtafeln).
- Torsten Gebhard, Die Sachkultur der Almwirtschaft in Bayern (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1955, S. 45—56, mit 5 Abb.).
- Theodor Hornberger, Der Schäfer. Landes- und volkskundliche Bedeutung eines Berufsstandes in Süddeutschland. Stuttgart 1955, Verlag Kohlhammer, 246 Seiten, 88 Abb., Noten.
- Johannes Hubschmid, Schläuche und Fässer. Wort- und sachgeschichtliche Untersuchungen mit besonderer Berücksichtigung des romanischen Sprachgutes in und außerhalb der Romania sowie der türkisch-kaukasisch-persischen Lehnbeziehungen (= Romanica Helvetica, Bd. 54). Bern 1955, Verlag A. Francke AG, 171 Seiten, 33 Abb., 1 Karte.
- Wolfgang Jacobeit, Beiträge zu einer Volkskunde des Schäfers (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. I, 1954, S. 150—161).
- Wolfgang Jacobeit, Zur Volkskunde des arbeitenden Menschen (VDI = Verein deutscher Ingenieure-Nachrichten, 1955, Nr. 11).
- Wolfgang Jacobeit, Zur Frage der urgeschichtlichen Siedlung und Wirtschaft in Mitteleuropa (Ethnographisch-Archäologische Forschungen, Bd. II, Berlin 1954, S. 159—168).
- Heinz Kothe, Einige Bemerkungen zur Agrarethnographie (Ethnographisch-Archäologische Forschungen, Heft II, Berlin 1954, S. 169 bis 210, 2 Abb.).
- Heinz Kothe, Die Pflugforscher-Tagung in Kopenhagen, 1.—5. Juni 1954 (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 1, Berlin 1955, S. 276—278).
- Konrad Kupfer, Die fränkischen Wasserschöpfpräder (Der Zwiebelturm, Bd. X, Regensburg 1955, Heft 4, S. 90—92).

- Friedrich Mager, Geschichte des Bauerntums und der Bodenkultur im Lande Mecklenburg (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen der Historischen Kommission, Bd. I). Berlin 1955, Akademie-Verlag. 591 Seiten, 1 Karte, 22 Abb. im Text und auf Tafeln.
- Peter Meyer, Das schweizerische Bürgerhaus und Bauernhaus. Basel, 1956, Verlag Birkhäuser, 128 Seiten, 106 Abb., 1 Farbtafel.
- V. Mezger, Die städtischen Sammlungen im Reichlin-Meldegghaus Überlingen am Bodensee. Überlingen 1950, Verlag Aug. Fayel.
- Friedrich Mössinger, Was uns der Odenwald erzählt. Bd. III. Von Haus und Hof, von Sitte und Brauch, vom Leben und Schaffen seiner Bewohner (= Heimatbücher des Odenwaldes, o. Nr.). Berlin-Hannover-Darmstadt 1955, Verlag Hermann Schroedel. 207 Seiten, 120 Abb., 1 farbiges Titelbild.
- Niederschrift über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Cloppenburg i. Oldbg. vom 22. bis 24. August 1952. (IV) + 122 Seiten, 23 Abb., 3 Karten.
- Bericht über die Mitgliederversammlung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Säckingen (Oberrhein) vom 3. bis 5. September 1954. (IV) + 231 Seiten, 104 Abb., 2 Karten.
- Heinrich Ottenjann, Alte deutsche Bauernmöbel. Hannover, Landbuch-Verlag und Uelzen, Becker-Verlag, 1954. 411 Seiten, zahlreiche Abb., 2 Karten.
- Will-Erich Peuckert, Traufe und Flurgrenze (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 50, Stuttgart 1953, S. 66—83).
- Festschrift für Will-Erich Peuckert, zum 60. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern, herausgegeben von Helmut Dölker. Berlin-Bielefeld-München 1955, Verlag Erich Schmidt, X + 164 Seiten.
- Darin u. a.:
- Bruno Schier, Landes- und volkskundliche Erinnerungen an das Isergebirge (S. 4—40).
- Sigurd Erixon, Zentralgeleitete und volkstümliche Baukultur (S. 79—85).
- Peuckert-Bibliographie (S. 162—164).
- Hans Ried, Das Bauernhaus im niederbergisch-westfälischen Grenzgebiet. Eine volkskundliche Untersuchung, bearbeitet von Gerhard Eitzen (= Niederbergische Beiträge. Quellen und Forschungen zur Heimatkunde Niederbergs, Sonderreihe, Bd. 1). Wuppertal, 1955, Verlag Martini und Grüttefien GmbH. VIII + 67 Seiten, 23 Fig. im Text, 48 Abb. im Auhang.
- Max Rumpf, Deutsches Handwerkerleben und der Aufstieg der Stadt. Stuttgart 1955, Verlag Kohlhammer. 244 Seiten, 106 Abb.
- Franken. Land, Volk, Geschichte und Wirtschaft. Herausgegeben und bearbeitet von Conrad Scherzer in Verbindung mit Josef Dietz, Helmuth Fückner, Wilhelm Kraft, Georg Raschke, Hans Scherzer (†), Cornel Schmitt, Irene Stahl, Heinrich Windisch. Zeichnerische Gestaltung Conrad Scherzer. Nürnberg 1955, Nürnberger Presse Drexel, Merkel & Co. Bd. I: 498 Seiten, 105 Zeichnungen, Profile, Karten, 56 Bildtafeln, 1 Reliefkarte, 1 Faltkarte.
- Bruno Schier, Über die Zusammenarbeit der vorgeschichtlichen und volkskundlichen Hausforschung (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 51, Stuttgart 1954, S. 3—16).

- Hermann Schilli, Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart 1953, Verlag W. Kohlhammer. 302 Seiten, 102 Figuren im Text, 124 Abb., 22 Tafeln.
- Ernst Schneider, „Wasserflurnamen“ am Bodensee und Rhein (Deutsche Gaue, Bd. 46, Kaufbeuren 1954, 3. Lieferung, Nr. 837—840, S. 75—82).
- Mechthild Schwalb, Die Entwicklung der bäuerlichen Kulturlandschaft in Ostfriesland und Westoldenburg (= Bonner Geographische Abhandlungen, Heft 12). Bonn 1953, Geographisches Institut der Universität Bonn. 80 Seiten, 8 Abb., 2 Karten.
- Gerhard Siebels, Zur Kulturgeographie der Wallhecke. Ein Beitrag zur Lösung des Heckenlandschaftsproblems auf Grund kultur-geographischer Untersuchungen im Kreise Aurich (Ostfriesland). Leer (Ostfriesl.) 1954, Verlag Rautenberg & Möckel. 64 Seiten, 36 Abb., davon 14 Karten.
- Festschrift für Jost Trier zu seinem 60. Geburtstag am 15. Dezember 1954. Herausgegeben von Benno von Wiese und Karl Heinz Borch. Meisenheim/Glan 1954, Westkulturverlag Anton Hain. 518 Seiten, 1 Abb.
- Darin u. a.:
- Josef Schepers, Ofen und Kamin (S. 339—377).
- William Focrste, Die niederländischen und westniederdeutschen Bezeichnungen des Klees (S. 395—416).
- Hans Schwarz, Lied und Licht (S. 434—455).
- Karl-Heinz Borch, Zur Bedeutung der Wörter holz, wald, forst und witu im Althochdeutschen (S. 456—476).
- Jolanda Maria Giesbrecht, Verzeichnis der Schriften Jost Triers (S. 512—518).
- Hermann Weidhas, Fachwerkbauten in Nordhausen (= Deutsche Bauakademie. Schriftenreihe des Forschungsinstituts für Theorie und Geschichte der Baukunst, o. Nr.), Berlin 1955, Henschelverlag. 120 Seiten, 66 Abb., 1 Bildtafel, VIII Tafeln im Anhang.
- Hans Wühr, Alte Küchen und Küchengeräte (= Wohnkunst und Hausrat einst und jetzt, Bd. 7). Darmstadt o. J., Verlag Franz Schueckluth. 32 Seiten, 33 Abb. im Anhang, 5 Abb. im Text.
- Führer durch die Sammlungen der Stadt Regensburg. 5. Volkskundliche Abteilung. Bearbeitet von Oskar von Zaborsky. Regensburg 1954, Mittelbayerische Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH. 32 Seiten, 35 Abb.
- Ernst Zinner, Aus der Frühzeit der Räderuhr. Von der Gewichtsuhr zur Federzuguhr (= Deutsches Museum. Abhandlungen und Berichte, 22. Jg., Heft 3). München 1954, Verlag Oldenbourg. 48 Seiten, 3 Abb. im Text, 26 Bilder auf Kunstdrucktafeln.
- Adelhart Zippelius, Vormittelalterliche Zimmerungstechnik in Mitteleuropa (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. V, Bonn 1954, S. 7—52, 13 Abb.).

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt Wien
aus Mitteln des Kulturgroschens 1956 und des
Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs

Wien 1956

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I